Clio's
Curiositäten-Cabinet.

Darstellungen

außerordentlicher Thatsachen, picanter Charactere, seltener, zum Theil ungedruckter Urkunden, überraschender Momente, besonderer Denkwürdigkeiten und wenig bekannter Anecdoten

aus

der Geschichte aller Zeiten und Völker.

Aufgesucht und neu behandelt

von

Franz Gräffer.

(Zugleich als Seitenstück zu dessen historischen Raritäten).

Mit einem Kupfer.

Wien,
im Verlage bey Carl Gerold.
1814.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Seiner Hochwohlgeboren

Herrn Herrn

Emanuel von Eppinger,

von Sr. Majeſtät mit der goldenen Civil-Medaille belohnt; Adminiſtrator mehrerer Häuſer, Inhaber einer k. k. Roſoglio-Landes-Fabrik, Lieutenant des zweyten Regiments der Wiener-Stadtmiliz

zum

Zeichen der aufrichtigſten Würdigung und Verehrung

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Vorrede.

Der Titel: Clio's Curiositäten-Cabinet ꝛc. und der Beysatz: als Seitenstück zu den historischen Raritäten, bezeichnen den Character dieses Buches zu deutlich, als daß es noch einer umständlichen Erinnerung bedürfte. Auch hier wie dort habe ich mit Mühe und Lust gesammelt, geordnet, umgearbeitet, übersetzt u. s. w.; auch hier wie dort war mein Zweck, demjenigen Publicum, welches über die triviale Romanenliebhaberey hinaus ist, einiges Vergnügen zu bereiten. Und dieses Vergnügen wird nicht ganz unbedeutend seyn, wenn es demjenigen gleichkommt, mit welchem ich diese Blätter schrieb. Zwar wird man hier und da vielleicht jene Leichtigkeit vermissen, welche

sonst über Producte glücklicher Stimmung verbreitet zu seyn pflegt; indeß, ich habe schon erklärt, daß ich nur nach meinen wissenschaftlich-kritischen Aphorismen beurtheilt werden will und soll, weil nur diese zum ersten und letztenmal aus rein literarischem Antrieb entstanden. Ich sage: zum letztenmal, denn wenn man etwas Picantes von einigem Werth schreibt, so will man gewürdigt werden, das ist der Zweck: so will man lieber gar keine, als eine bloß negative Ermunterung. Doch das gehört Alles nicht hierher. Ich bemerke nur noch, daß, was sich zwar ohnehin verstehen kann, diese Darstellungen nicht mit jener copistischen Bequemlichkeit behandelt sind, die den Herren à la R**** eigen ist; ein Umstand, der sich bey einer Vergleichung mit den angegebenen Quellen leicht nachweisen läßt.

Die Quellen, aus denen ich geschöpft, heißen:

Marcel hist. de France — Du Haillan de l'état de France — Mejean causes célébr. — Halem Leben Peters I. — Hormayr Archiv — Krause Handb. d. Europ. Geschichte — Sämml. histor. Schild. — Biester

Berliner Monatschr. — Breslauer Erzähl. — Home Gesch. d. Menschen — Hung. Türk. Chronik — Majer Gesch. d. Ordalien — Aus en Papier. einer Lesegesellsch. — Die Leserüchte — Curiositäten (Weimar) — Zeitung us d. Vorwelt. — Zeitg. für die elegante Welt. — Gesch. d. Stephanskirche — Histor. Bildersaal — Morgenblatt — Rabbinische Rythen — Soave (Sarpi) storia del conilio Tridentino — Bayle dict. hist. crit. etc. — Siri memoires secrets — Richelieu nemoires — Lenfant hist. du concile de Jonst. — Urspergers Chronik — Huart Prüf. d. Köpfe. ꝛc. —

Nun noch ein Wörtchen über meine sogenannte Schreibseligkeit. Man hat sie getadelt; aber das kann nur mit demjenigen Rechte geschehen seyn, mit dem man Jemanden vorwirft, daß er fleißig ist; und Erbärmlichkeiten habe ich doch, Gottlob, nicht hervorgebracht. Ferner: sollte man mich etwa deßwegen tadeln, weil ich aufgehört habe, wenige aber gute scientifische Arbeiten zu liefern, um viel und Verdienstloseres zu Tage zu fördern? so bekännte ich bey dieser Gelegenheit ganz offenherzig, daß ich meine literarische Laufbahn für

immer beschließen werde, sobald ich nur noch eine kürzlich begonnene Schrift vollendet haben mag. Sie soll den Titel führen: Amnestik; Originalideen zu einer neuen Basis der Glückseligkeitslehre. — „Die Menschen sind nur deßhalb unglücklich, weil sie nicht zu abstrahiren wissen.“ Dieser Ausspruch Kants enthält die Grundidee.

Und somit beurlaube ich mich zum Voraus von meinen Freunden und Nichtfreunden gleich redlich und aufrichtig.

Wien im März 1814.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Seite.

Ist die Jungfrau von Orleans von den Engländern wirklich verbrannt worden, oder hat sie sich nach ihrer romantischen That wohl gar noch verheirathet? 1

Ordalien oder Gottesurtheile: heiße und kalte Feuerprobe, Probe des wächsernen Hemdes und der glühenden Pflugschaaren; mit Urkunden 2

Der gerichtliche Kampf zwischen Mann und Weib 9

Todesprophezeihung von Gustav III. . . . 11

Physiognomische Characteristik des Heilandes . 12

Ordalien oder Gottesurtheile: Probe des geweihten Bissens, Abendmahlsprobe; Bahrrecht, mit Urkunden 13

Der Name Napoleon. 19

Kopfbrecherische Inschriften, mit ihrer sehr einfachen Entzifferung 22

Eines deutschen Reichsfürsten geistlichen Standes merkwürdige Urkunden über deutsche Dichter, aus dem 6. Decennio des 18. Jahrhunderts. 24

Catharina I. entscheidendster Augenblick . . 26

Merkwürdige Bestallung eines Vice-Präsidenten der Berliner Academie vom Jahre 1732. . 30

Herzog Otto bringt sich „mit seinem unnützen Maule" um das Hessenland 33

Die Automaten 36

Zur Geschichte der Spiele im Mittelalter . 38

Seite

Der Abt von Varnpach verpflichtet sich, alle Christabende drey Hechte nach St. Stephan zu liefern, im Jahr 1362. 44

Peters I. Verordnung, wie die Assembleen in Petersburg gehalten werden sollen . . 45

Hexen-Decret des Magistrats zu Osnabrück im Jahre 1635. Fb 48

Memoiren zur Geschichte und Characteristik Wallensteins, nach gleichzeitigen Historiographen 51

Geschichte der Linie 62

Berchtesgaden dirnet sfunezig Spisel gepratener Selbling ze sand Stephans; Document vom Jahre 1362. 64

Thomas Peladine, der Wundermann . . 65

Monument des Leibbundes des Andreas Doria . 67

Die Staatsreichthümer der Römer . . 68

Instructive Zuschrift der Frau von Maintenon an die Frau von Auvigne über ihre Haushaltung 76

Beyspiele des ungeheuern Luxus der Römer . 78

Herzog Rudolphs IV. Freyheitsbrief über die Güter auf der Wieden in Wien, die der St. Stephanskirche gehörten, Urkunde vom Jahr 1363. 84

Luthers Brief an Hänschen, seinen kleinen Sohn 85

Wunderbare Regen 87

Der Pfarrer Gerhard bey St. Stephan schenkt den Frauen im Himmelpfortkloster zu Wien einen Weingarten; Urkunde vom 1267. . 90

Einzug der Königinn Isabelle von Frankreich zu Paris im Jahre 1386. 93

Herleitung des Wortes: Schmarotzer . . 96

Daten über die weiße Frau 98

Kaiserliches Ehezwangsrecht 103

Schreiben des Heinecken von Münchhausen an den Rath zu Hannover, eine Eisenprobe-Execution betreffend, nebst Responsum, im Jahre 1430. 104

Die Wiener im fünfzehnten Jahrhundert . . 106

Der Königinn Christine von Schweden Niederlegung der Krone, nach Leibnitz . . 107

Ungedruckte Briefe von Friedrich II. an seinen Vater 109

Jacob Polis, Caplans der Kirche zu unserm Herrn in Wien, Verbindungsbrief gegen die Pfarre zu St. Stephan im Jahr 1361. . . . 112

Mehemet Almehoi's, Königs zu Fez, schauderhafte Hinterlist 114

Kaiser Leopold I. auf der Rathsbibliothek zu Nürnberg 116

Hans Carouge und Jacob der Graue; merkwürdiger Zweykampf 121

Ein Kampfbrief Kaiser Ludwigs IV., ertheilt dem Kammermeister Hector von Trautmannsdorf, im Jahre 1336 125

Festlichkeiten vor der Abreise der Schwester Ludwigs XIII. zu ihrem Bräutigam, dem König von Spanien 127

Verpflichtungsbrief der Commenturey des heil. Geist-Ordens zu Wien, gegen Herzog Rudolph IV., und das Domstift St. Stephan, vom Jahre 1364 134

Reisejournal und Rechnungen des Herrn von Münchingen an den Churfürsten Carl Ludwig von der Pfalz 138

Merkwürdige Küsse 238

Pfarrer Johanns Kaufbrief über ein Haus auf dem St. Stephansplatz im Jahre 1312. . . . 139

Luther als Epistolograph 141

Seite.

Pracht, Aufwand und Gefolge bey dem Concilium zu Costnitz 144

Seltsames Maß und Gewicht im zehnten Jahrhundert 146

Ominöse Visionen des Großtürken Ibrahim, nebst Commentar 147

Venetianische Justizpflege 153

Ein altes indisches Gemälde aus der Verlassenschaft des unvergeßlichen Herder . . 156

Hofleben und Frauenleben unter Ludwig XIV. . 160

Rudolphs und Ludwigs von Tyerna Brief über die von ihnen zu Matzleinsdorf in Wien erbaute Capelle, vom Jahr 1395. . . . 176

Berechnung des Ertrags römischer Provinzen . 178

Carl VI. rettet dem Kronprinzen Fridrich II. das Leben; Urkunden darüber . . . 180

Kaiser Carl VI. an den Prinzen Eugen . . 182

Characteristik Christinens von Schweden, von Meisterhand 183

Heinrich das Findelkind 185

Documente über die Vertraulichkeit Carls VI. mit dem Abbee Hortensius zu Hannover . . 188

Seltsame Schicksale des jungen Grafen d'Alvarez 190

Verpflichtungsbrief des Abtes von Göttweig „ze singen daez Fronampt an Sunnab nden tag" Urkunden vom Jahr 1300. . . . 184

Feyerlichkeiten bey dem Beylager des Churfürsten und Pfalzgrafen Friedrich, mit einer englischen Prinzessinn 198

Ein Almosenbrief Luthers 201

Des Abts von Zwetel Verbindungsbrief vom Jahr 1361, jährlich 26 Lebkuchen nach St. Stephan zu liefern 202

Rabbinische Münchhausiaden 204

Der Weiberkrieg zu Löwenberg in Schlesien . 217

Iſt die Jungfrau von Orleans von den Engländern wirklich verbrannt worden, oder hat ſie ſich nach ihrer romantiſchen That wohl gar noch verheirathet?

Die erſtere Frage wenigſtens, iſt ſchon hier und da aufgeworfen worden, und vielleicht war es Kotzebue, welcher neuerlich erſt bemerkte, das Mädchen, welches Voltaire zur Metze, Schiller zur Heiligen macht, habe nach ihrer heroiſchen Bravour noch lange gelebt, und ſey weit davon entfernt geweſen, einen engländiſchen Scheiterhaufen zu beſteigen.

Zu Gunſten diſer Bemerkung finden ſich manche Zeugniſſe. Z. B. heißt es in den Lettres de Freron: „Wie will man die faſt einſtimmige Ausſage der Geſchichtſchreiber in Betreff des traurigen Endes dieſes Mädchens mit jenen Entdeckungen des Hrn. Polluche vereinigen, der in den Regiſtern von Orleans die Zahlung mehrerer durch die Jungfrau dem Könige geſandter Bothen bemerkt fand?" Einſtimmig mit einer Volksſage in Lothringen, behaupteten mehrere Schriftſteller endlich gar, die Jungfrau von Orleans habe ſich mit einem lothringiſchen Edelmanne, mit Namen des Armoiſes, verehligt. Noch im Jahre 1436

reiseten ihre Brüder von Orleans nach Arlon, sie zu besuchen; und, was die Sache noch mehr zu bestätigen scheinen muß, ist, daß im Jahre 1440 die Stadt Orleans, der nunmehrigen Frau von Armoises ein Präsent von 210 Pfund machen ließ. —

Nun kann man aber, zwar eben nicht bey Kotzebue, aber doch bey Marcel, bey Freron und du Vignier, annehmen, daß ihnen diese angeblichen Facten nicht unbekannt waren. Was sagt aber Marcel in seinem ziemlich glaubwürdigen Werke: Hist. de l'orig. et du progr. de la monarch. de France seiner Seits? Überraschend genug heißt es da, daß die Jeanne d'Arc welche sich mit Herrn des Armoises verheirathet, eine ganz andere Jeanne d'Arc war. — Und der Zusammenhang der Marcelschen Behauptungen macht die Sache ziemlich gründlich.

Nähere Erklärungen über die Verhältnisse der Jungfrau von Orleans, über ihre Protectoren ꝛc. finden sich in Du Haillans pikantem Werke: de l'état et du succés des affaires de France, Livre 2. Ich habe an diesem Orte mit großer Neugierde nachgeschlagen; ich ward angenehm belohnt; aus begreiflichen Gründen aber, habe ich jene Nachrichten nur lesen können. —

Ordalien, oder Gottesurtheile: heiße und kalte Waſſerprobe, Feuerprobe; Probe des wachſernen Hemdes und der glühenden Pflugſchaaren, mit Urkunden.

Die älteſte Art der Ordalien iſt die **Probe des ſiedenden Waſſers**, oder des wallenden Keſſels, bey den Friſen Kettelſang genannt; ſie hieß auch examen caldariae. Dieſer Probe erwähnt ſchon das Saliſche Geſetz. Beſonders üblich war ſie bey den chriſtlichen Deutſchen; ſie fand bey ihnen am Eingange der Kirchen Statt. In den Capitularien Ludwigs des Frommen iſt ſie vorgeſchrieben, um, wenn irgend Jemand in einer Kirche von einem Knecht umgebracht worden, zu erfahren, ob die Mordthat abſichtlich, oder vertheidigungsweiſe verübt worden ſey. Eben ſo wird die Probe des ſiedenden Waſſers in dem Schwäbiſchen Landrechte öfters vorgeſchrieben; im 37. Kapitel bezieht ſich auf die Diebe und Räuber die Stelle:

Hat man weder ſchub noch gezinge ſo ſol man ſinez aidez mit nemen alz ainez frumen manez. Man ſol im dei wal furtailen, die wazzer urthil, oder in einen Keſſel vol wallendez waſſerz unz an den elenbogen griſen; oder daz haizz Yſen uf der hant ze tragen.

Und gegen die Falſchmünzer heißt es im 186. Capitel:

Iſt er aber der ſelben untäte überfait va gerichte man ſol ſinen aid nit nemen. Man ſol im dei wal ſürtailen, daz haizze yien ze tragen uff blozzer hant, oder in ainen wallenden Keſſel ze greifen unz an den ellenbogen, (und eynen ſtein auf dem boden auffheben der als groß ſey als ein eyſe) oder die wazzer urtail, gerichtet er nit mit der ainem, man ſol im die Hand arſlahen.

Minder grauſam war die kalte Waſſerprobe (probatio per aquam frigidam, judicium aquaticum); dem Bezüchtigten ward, nach verſchiedenen Ceremonien, als der Einſegnung, Beſprengung des Flußwaſſers mit Weihwaſſer, ein Strick um den Leib gebunden, und ſo ſtürzte man ihn in den Fluß. Losgeſprochen wurde er, wenn er oben ſchwamm, ging er aber unter, ſo erklärte man ihn für ſchuldig. „Fellet er zu Grunde ſo iſt er ſchuldig ſchwebt er empor ſo iſt er unſchuldig.“ (Lünig-Reichsarchiv.)

Über die Art, den Strick umzubinden ſagt eine Urkunde aus dem 14. Jahrhundert:

und ſol man ine ſein Hendt binden zu hauſſ und ſol ine einen Knevel zwiſchen ſeinen Beinen und Armen durchſtoſſen und ſol im werffen in ein Meyerſche boden von treyen fuder Waſſer.

Das Formular zur Einſegnung des Fluſſes ſoll auf Anſuchen Ludwigs des Frommen, von dem Pabſte Eugen II. verfertigt ſeyn. Derſelbe Ludwig ließ dießfalls eine eigene Verordnung ergehen, die er aber im Jahre 829 wieder aufhob. Lothar I., und Kaiſer Friedrich I. thaten dasſelbe.

Man hat behaupten wollen, daß diese Probe bloß bey gemeinen Leuten angewendet worden; Conrad von Ursperg aber berichtet, daß unter der Regierung Kaisers Conrad II., ein Graf Welpho durch sie seine Unschuld bewährt habe. Diese Gattung Unschuldsprobe wird im sächsischen Landrechte also vorgeschrieben:

Sprechen zwene man zu wider strite ein gut an mit glicher ansprache uno daz mit glichme Zuge behalden. man sol es unter sie teylen. Diesen gezug suln die rechten unbezezen bescheiden die in deme Dorfe oder in deme nechsten Dorfe besezzen sin. swer die meisten meine on deme Zuge hat er beheldet daz gut. En ist ez den unbesezen nicht wizlich. wer ez in gewaren habe, so muz man ez wol bescheiden mit eime wazzer Urteil. oder der cleger und uffe den die clage get suln dazu sweren, daz sie rechte wisen ab ez ir sie.

Die **Feuerprobe** (judicium ignitum, judicium ignis) konnte auf mancherley Weise vor sich gehen:

Die gewöhnliche **Feuerprobe** (Skirsla, von Scheuern, reinigen) bestand darin, daß der Angeklagte, entweder durch Feuer, oder über glühende Kohlen gehen, auch wohl deren auf dem bloßen Busen tragen mußte. Schon in den Gesetzen der Ripuarier, die um das Jahr 630 auf Dagoberts I. Befehl gesammelt und verbessert worden, wird diese Probe vorgeschrieben.

Bey der zweyten Art der Feuerprobe, oder der des **wächsernen Hemdes**, hatte der Bezüchtigte bey

der entscheidenden Passage durch das Feuer ein Hemd von Wachs zu tragen; blieb dieß unversehrt, so galt es als ein Zeichen der Schuldlosigkeit. Daß Richardes, die Gemahlinn Carls des Dicken sich durch eine solche Probe gerechtfertigt haben soll, ist aus der Geschichte bekannt.

Die Probe der glühenden Pflugschaaren (judicium per ferrum candens, judicium vomerum) endlich war die dritte Gattung. Das glühende Eisen mußte der Verdächtige entweder in den Händen halten, oder über selbes mit bloßen Füßen hinweg gehen. In der Regel war die Zahl dieser glühenden Eisen 9 oder 12, manchmal auch 15. Das Gewicht eines solchen Eisens war von einem zu drey Pfunde; bey den Angelsachsen hieß es daher lada simplex, duplex oder triplex. In die Hand nehmen mußten das glühende Eisen bloß Weiber und gemeine Leute; Ritter hatten die bloße Hand in einen glühenden eisernen Handschuh zu stecken *). Vorschriften über diese Probe finden sich:

a) In den Zusätzen zu dem Salischen Gesetze, in einem Capitulare Carls des Großen vom Jahre 803.

b) In den Schlüssen der Kirchenversammlung zu Tribur, unter der Regierung und dem Vorsitze König Arnulphs im Jahre 895 gehalten.

c) Unter den Gesetzen Kaiser Friedrichs I.

---

*) Über die Geschichte der Handschuhe sagen ein Mehreres meine histor. Raritäten, Artikel: Symbolik der Handschuhe.

d) Im 39. Artikel des sächsischen Landrechts erstes Buch; es heißt daselbst:

Die yr recht mit Dybstal oder mit strauffraub verwurcket ob man sy desselben Raubes oder Dyppstale an der stunde zeyhet die moegent mit iren eyden nicht ledig werden. man sol in die drei kür teilen als hie vor geschrieben ist. Das heis yssen oder die wasser urtteil oder in den wallenden kessel ze greiffent unz an die elebogen, oder mit einem kempffen sych ze weren, ich mein den rechten strauffraube

Gärtners Ausgabe des sächsischen Landrechts übersetzt diese Stelle also:

Die ihr Recht mit Rauberey oder Dieberey verlohren haben, mögen, wenn man sie anderweitig Raubes oder Diebstahls beschuldiget, mit ihrem Eyde dessen nicht unschuldig werden, sondern sie haben dreyerley zu erwehlen: Das glüende Eisen zu tragen, oder bis an den Ellebogen in einen wallenden Kessel zu greifen, oder mit Kämpfen sich zu wehren.

e) In den alten braunschweigischen Gesetzen heißt es ferner:

Swelt man dat hete yseru dragoen sol, de hefft ses weken dach, id ne si, dat se id silven to draghende.

Die Feuerprobe war nicht nur in Deutschland, sondern auch bey den Angeln, Warinern, in Eng-

land, in Norwegen, wie auch bey den Slavischen Nationen üblich. Die Einsegnung des glühenden Eisens durch den Priester wurde mit einem besonderen Gebeth begleitet, dessen Formular Aventin (Annal. Boij.) aufbewahrt. Eine alte Uebersetzung theilt es also mit:

Deus judex justus, der du bist ein Anfänger des Friedens, und richtest die Billigkeit, wir bitten Dich unterthänlich, daß du dieß verordnete Eysen, einer jedweden Zweifelhaftigkeit, gesegnen † und heiligen wollest. Also das, wofern ein Unschuldiger dieß fewrige Eysen wird in sein Hand nehmen, er unverlept bleibe: Und so er schuldig und sträflich, sey deine Kraft hierinn gerecht, durch dieselbe zu erklären, welcher maßen aber die Gerechtigkeit nicht herrsche die Ungerechtigkeit, sondern die Falschheit werde unterworfen der Billigkeit, durch unsern Herrn.

Aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, wo die Eisenprobe schon ziemlich im Abnehmen war, theilt eine Lübecksche Chronik folgende Urkunde mit:

Zu Wittenberg im Land zu Mekelnburg, war ein Mann beschuldiget, daß er solte etliche Häuser angestekt haben. Er verneint solches, und vermaß sich auf sein Unschuld, daß er ein glüend Eisen tragen wolt. Es ward ihme in die Hand gethan, und druge es ohne schreyung. Da er zu dem Male kam an den Kirchhof, warf er es aus der Hand, und es verschwand, daß niemand wuste, wo es hinkam. Ein Jahr darnach, da einer brogede und rackede in dem Sand, fand er das Eisen, und verbrant die Hand daran. Die dabey waren, verwunderten sich des, und sagtens dem Vogt,

der ward eingedenk, der vorigen Geschicht, und liß den Kerle antaſten. Der bekente, daß er die Heuſer angeſtekt, und ward uſs Rad geſetzt.

Der gerichtliche Kampf zwiſchen Mann und Weib.

Einer der vollgültigſten Beweiſe, in welchem außerordentlichen Anſehen bey unſeren Ahnherren das Kampfrecht ſtand, iſt die, ſelbſt den Weibern durch Geſetz und Sitte eingeräumte Freyheit, ihr Recht durch einen Zweykampf geltend zu machen. Der Schwabenſpiegel ſagt:

> Sprichet ain frawe ainen man an umb die ſach dá kampfſt ymb ertailt wird. — — Vnd kampt ez darzu daz ain kampf darumb ertailt wirt, wil denn diu frawe ſo ſteht ſie wol.

Die Art dieſes Kampfes zwiſchen Mann und Weib erzählt Thomaſius nach einer alten Handſchrift in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek alſo:

Der Mann ſteht in einer runden etwas weiten Grube in der Erde bis an den Gürtel, hat in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frauen ſchlägt, er darf aber nicht heraus gehen, noch der Frauen nachlaufen, auch nicht einmal mit der freyen Hand ſich an die Grube oder das Erdreich anhalten, bey Verluſt des Sieges. Die Frau hat einen

Schleyer in der Hand, in welchem vornen ein Stein von etlichen Pfunden geknupft ist, womit sie nach dem Mann schlagt. Wenn die Frau dem Manne hinter den Nacken kommen kann, bemühet sie sich, dessen Kopf hinterwarts aus der Grube zu ziehen und ihn zu würgen; parirt der Mann den Schlag mit dem Schleyer mit dem Kolben aus, so umwickelt sich der Schleyer, um den Kolben, und erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Manne den Kolben aus der Hand zu reißen. Parirt aber der Mann den Schlag mit dem linken und freyen Arm aus, so umwickelt sich der Schleyer um den Arm, und hat der Mann also Gelegenheit die Frau zu sich an die Grube zu ziehen, da er dann trachtet, die Frau in der Mitte des Leibes zu fassen und sie in die Grube zu ziehen, auch zuweilen umzukoppeln ꝛc.

Eine andere Art des Kampfes zwischen Mann und Weib führt Ephraim Gerhard nach einem alten Manuscripte in der Gotharschen Bibliothek an. Diesem zu Folge stand der Mann bis an den Nabel in einer drey Schuh weiten Grube; zehn Schuh entfernt die Frau. Mann und Weib hatten jedes drey Stäbe, etwa eine Elle lang, an denen der Weiber war ein, ein Pfund schwerer Stein befestigt. Geschieht es, daß der Mann, während er nach der Frau schlägt, an den Rand der Grube streift, so kostet es ihm einen Stab; dasselbe verliert das Weib, wenn es übereilt nach dem Manne schlägt, der sich auf die genannte Weise vergessen hätte. Derjenige Theil nun, der im Verfolge dieses Streites seine drey Stäbe zuerst eingebüßt hatte, war der Uberwundene.

In Stumpffs schweizerischer Chronik heißt es:

Darnach im jar des Herrn 1288. am 5. Tag Januarij geschach zu Bern an der Matte (da yetznnd die groß Kilchhofmaur stadt) ein Kampff zwischen einen man vnd einem weyb — das weyb lag ob, und gewan den kampff.

Todesprophezeihung an Gustav III.

In Mejeans Rechtsfällen *) kommt nebst dem Processe Ankerströms, auch eine merkwürdige Prophezeihung von dem Tode Gustavs III. vor. Eine Demoiselle Arvidson in Stockholm war wegen ihrer, zuweilen wirklich überraschenden Kunst, aus dem Kaffeesatze zu weissagen, sowohl in der Stadt als bey Hofe bekannt. Als sie von Gustav einst über sein Schicksal befragt wurde, erschrack sie, und wollte mit der Erklärung nicht heraus. Alles was sie verrathen wollte, bestand darin, daß sein Geschick unter die schrecklichsten gehöre. Der König aber, gleichmüthig, wie er war, dringt in die geheimnißvolle Wahrsagerinn, und endlich endeckt sie ihm, daß es ihm bevorstehe von demjenigen Menschen ermordet zu werden, auf den er beym hinausgehen aus ihrem Hause zuerst stoßen werde. Dieß war der junge Graf Ribbing. Gustav scherzte

---

*) Eine verständige auszugsweise übersetzung derselben wird in einiger Zeit in der fortwährend thätigen Ant. Dollschen Buchhandlung, erscheinen.

mit ihm über den ominösen Ausspruch; aber leider fand er seine Verwirklichung, wenn auch nicht ganz unmittelbar. Dem Mörder Ankerström wurde nämlich der König auf der Redoute dadurch kennbar gemacht, daß derselbe Ribbing, der Abrede gemäß, die Hand auf Gustavs Schulter legte.

Physiognomische Characteristik des Heilandes.

Jn Huarts Prüfung der Köpfe, einem Buche, dessen Werth schon oft und lange verkannt wird, weil Lessing es zu übersetzen würdigte, kommt die physiognomische Schilderung Christus vor, welche der Proconsul Publius Centulus aus Jerusalem an den Senat zu Rom geschickt haben soll. Sie lautet:

„Es ist zu unsern Zeiten ein Mann von großer Tugend mit Namen Jesus Christus, aufgetreten, welcher noch lebt. Von dem Volke wird er ein Prophet der Wahrheit, und von seinen Schülern ein Sohn Gottes genannt *). Er erweckt Todte, und heilt alle Krankheiten. Er ist von einer mittlern und geraden Statur, und von angenehmer Bildung. Jn seinem Gesichte hat er etwas, welches Hochachtung erweckt, so, daß ihn alle, die ihn sehen, lieben und fürchten

*) Man vergesse nicht, daß ein Heide spricht.

müssen. Die Haarhaare sind nußgelb, und bis an die Ohren [illegible] einerley; von den Ohren aber bis an die Schultern sind sie so gelb als Wachs, und schimmern recht. Mitten auf dem Kopfe hat er eine Abscheidung von Haaren, so wie sie die Nazarener zu tragen pflegen. Seine Stirne ist platt, aber sehr heiter. Das Gesicht ist ohne Runzeln und Flecken, und von einer mäßigen Röthe. Die Nase und der Mund sind unadelhaft. Der Bart ist dicht und an Farbe den Haupthaaren gleich, nicht lang, in der Mitte aber getheilt. Sein Blick ist unschuldig und gesetzt; seine Augen sind blau und heil. Wenn er bestraft, ist er schrecklich, wenn er ermahnt, ist er freundlich. Er macht sich beliebt. Er ist freudig, aber dabey gesetzt. Niemals hat man ihn lachen, wohl aber weinen sehen. Seine Arme und Hände sind fein. In Gesellschaft ist er sehr angenehm; er findet sich aber selten dabey ein, und wenn dieß doch geschieht, ist er stille. Kurz, seiner äußerlichen Gestalt nach, ist er der schönste Mensch, den man sich nur einbilden kann.

Ordalien oder Gottesurtheile: Probe des geweihten Bissens; Abendmahlsprobe; Bahrrecht, mit Urkunden.

In einem Stück Brod, oder sonstiger Speise, welches der Priester dem Angeklagten unter mancherley Verfluchungs- und Verwünschungsworten in den Mund steckte, darin bestand der geweihte Bissen (judicium offae, offa judicialis, judicium panis ad-

jurati, casibrodeum, caseus execratus). Er hieß auch Corsned, verflucht, oder Sned, Schnitt, nach dem Angelsächsischen. Gelang es dem Beklagten nicht, den Bissen hinabzuschlucken, so galt es für einen Beweis seiner Schuld. Indeß hielt man doch dafür, daß derjenige, welcher, wenn er gleichwohl schuldig sey, den Bissen hinabschlucke, daran sterben müsse; wie es Ingulphs Erzählung nach, einem Grafen Godwin, angeblichen Brudermörders, erging. Man verirrte sich sogar so weit, den geweihten Bissen selbst Thieren aufzudringen; die Geschichte von Trier erzählt davon Beyspiele. Die Redensart des gemeinen Mannes: „daß mir das Brod im Halse stecken bleibe," mag ihren Ursprung von dieser Gattung der Ordalien haben. Schon in den frühesten Zeiten ging diese Probe bey den Angelsachsen in Gebrauch; König Canut schreibt sie in seinen Gesetzen vor.

Die Abendmahlsprobe, welche mit der des geweihten Bissens viel Ähnliches hat, bestand darin, daß der Angeklagte das Abendmahl mit den Worten einnahm: Corpus Domini sit mihi hodie in probationem. Diese Probe, welche vornehmlich bey der Geistlichkeit üblich war, wurde auf der Kirchenversammlung zu Wörms im Jahre 868 eingeführt.

Als ein Beyspiel der Anwendung dieser Probe möge Lothar der jüngere, König in Austrasien oder Lothringen, dienen. Dieser genußlustige Fürst hatte sich mit Thietberga, einer Schwester des Abtes Huckwald kaum vermählt, als er sich in Waldrade, die Schwester des Erzbischofs Günther von Cölln verliebte, und seine Gemahlinn in den Kerker warf. Pabst Nicolaus drohete zwar dem ungetreuen Frevler mit

dem Bannſtrahl; allein im Jahre 864 veränderte ſich die Sache dahin, daß Lothar von ſeiner Gattinn, welcher man einen ſträflichen Umgang aufbürdete, förmlich geſchieden ward, und die Erlaubniß erhielt, ſich mit der Waldrade zu verbinden. Lothar, nachdem er ſeine Gemahlinn wieder zu ſich genommen, und neuerdings verſtoßen hatte, um ſich mit Waldraden zu vermählen, begab ſich nach Rom, wünſchend, daß der nunmehrige Pabſt Honorius den Bann aufheben, und die Verbindung beſtätigen möchte. Der Pabſt reichte ihm das Abendmahl, und zwar mit den Worten, daß er nur in dem Fall Vergebung der Sünden und das ewige Heil zu erwarten habe, wenn er während der Zeit des Bannes mit Waldrade keinen verbothenen Umgang gepflogen hätte. Bald nach vollbrachter Ceremonie reiſete Lothar von Rom ab; auf dem Wege aber erkrankte er, und ſtarb.

Das Bahrrecht (jus feretri, cruentationis, stillicidii sanguinis) bezog ſich lediglich auf die Reinigung von Mordthaten. Man legte den Körper des Ermordeten auf eine Todtenbahre, und alle, welche als Mörder in Verdacht waren, mußten ſich nähern, und den Leichnam berühren; und derjenige galt für den Thäter, bey deſſen Berührung der Leichnam blutete, Schaum vor den Mund bekam, oder ſonſt eine deutliche Bewegung ſelbſtſtändig vornahm. Ein Schriftſteller des vorletzten Jahrhunderts ſagt von dieſer Sitte:

Modus hic inquirendi vocatur Baar-Recht q. d. jus feretri, sandapillae, weil die verdächtige Perſonen über die Baar (in quo occisus jacet) geführet, und dabey ihres Verdachtes und der Miſſethat ernſtlich erinnert werden. Und müſſen

die herzugebrachten verdächtige Personen, ihre Finger auff den Nabel, auch auff die Wunden des Entleibten legen, und gewisse Worte nachsprechen: Zu versuchen, ob man, so die berührte Wunde schaumet, bebet oder blutet, den rechten Thäter, mittelst solcher wunderbaren Anzeigung offenbar machen könne.

Das Bahrrecht erhielt sich noch, als bereits die meisten andern Ordalien abgeschafft waren; selbst im vorigen Jahrhundert wurde es in Deutschland noch ausdrücklich bestätigt und verordnet, wie es z. B. in der Hessen-Darmstädtischen Landesordnung vom Jahre 1639 heißt:

Da auch ein Thäter ungewiß, doch gewisse Personen (!) des Todschlags halber berüchtigt und verdächtig wären, soll man derselben sich bemächtigen, sie zu dem Entleibten führen und denselben gewöhnlichermaßen anrühren lassen.

Nachstehende Stellen aus Criminalacten, welche um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts an die juridische Facultät zu Tübingen eingeschickt worden, können zeigen, wie weit man in der Anwendung dieser Bahrprobe gegangen ist:

Nachdem auf fleißige Inquisition sich der Thäter nicht befinden oder angeben wollen, ist man deßwegen verursacht worden, ein Baar Recht anzustellen, bey solchem hat Niclas und Baltas kein Zeichen an dem Cörper, welcher allbereits 36 Stund ermordet gewesen, und theils in einem Gewölbe, theils etliche Stund vor dem Actu, unter freyem Himmel bey zimlichen

kalten Wetter, mit aufgedeckter Bruſt und Bauch gelegen, erweiſen wollen, und ſeynd beyde nach ihrer erſten Auſſage satis confidenter verharret.

Es haben vier auf den Entleibten gewartet, da der Entleibte mit einer Hellenparth kommen, ſeynd obvermelte zween hinweg geloffen.

Auf Vorführung des Jörgen hat der Cörper aus dem Munde blutigen Schaum geben.

Dieſer iſt praesens geblieben, da der Occisus geſtochen worden, hat aber nicht Hand angelegt.

Nach deſſen Ab- und Vorführung Clauſen, des Wächters (welcher ratione officii und auff fodern zugeloffen, auch Friede machen wollen, und dem Entleibten ſeinen Hellenpart genommen) hat gedachter Cörper aus den Wunden Blut gegoſſen, und ſolche (welche über das Hertz geweſen) nicht anders gelebet, als wann das Hertz noch lebte.

Deſſen ungeachtet hat gedachter Wächter die ihme angehaltene formulam juris jurendi dreymal geleiſtet: Er hat 1) zween Finger auf des Entleibten Mund, 2) auf den Stich, und 3) auf den Nabel geleget, auch dem Pfarrern, ſo ihm ſeines Gewiſſens erinnert, nachſprechen müſſen, die That aber nicht bekennen wollen.

In Gegenwart Lorentzen, mit welchem der Entleibte, da er den Stich bekommen, zu thun gehabt, und gerungen, hat der Cörper blutigen Schaum aus dem Mund abermal gegeben, ſowol auch etwas Bluts aus den Wunden.

Folgenden Tags hat der Wächter sich selbst zu einem Thäter angegeben.

Ex hoc apparet, vulnus, corpusque motui gradus culpae observasse.

Da der Jörg praesens gewest, ist recht natürlich roth Blut aus dem Munde geschäumt.

Dieser war fast der Anfänger des Handels. Ergo hat der Mund ex rancore geschäumet; sed non vulnus, weil er nicht der Thäter.

Da der Wächter gegenwärtig hat sich beym Mund nichts erzeuget. Da er aber die zween Finger auff die Wunden gelegt, ist recht natürlich Blut daraus über die Seiten geloffen, daß der Chirurgus solches wegk wischen müssen. Da er zween Finger auf den Nabel gethan, hat die Wunde wieder ebullirt, auffgejorren und gezucket, gleichwie die Puls-Adern schlagen.

Der Lorenz hat mit dem Occiso gerungen, im Nachsprechen ist dem Todten blutiger Schaum zum Mund ausgeloffen, als er auf die Wunden die Finger geleget, hat die Wunde wieder gezucket, und sich geweckt. Da Lorentz abgeschieden, hat sie nicht mehr gezuckt.

Diese abergläubischen Mißgriffe mögen in einem Jahrhundert, in welchem die Finsterniß des menschlichen Geistes noch kaum angefangen hatte, sich zu zerstreuen, wohl homogen seyn; aber was wird man sagen, wenn uns nachstehende Stelle aus Kayfers Anweisung zum Inquisitions-Prozeß darthut, daß selbst

das 18. Säculum diesen Ordalienunfug nicht nur noch trieb, sondern sogar alle mögliche Vorsicht dabey empfahl. Man vernehme den Rechtsgelehrten von 1710:

Welche Gerichte aber dieses Baarrecht exerciren wollen, dieselben haben sich in Acht zu nehmen, und dabey behutsam zu verfahren, damit der todte Körper zur selben Zeit nicht gerühret, gewendet oder auf andere Maße moviret werde, sondern wenn der todte Körper eine gute Zeit stille gelegen, erkaltet und also nicht zu vermuthen, daß er natürlicher Weise mehr bluten könne (!); alsdann kann die verdächtige Person vorgestellet und zum Anrühren angehalten werden, was sich auch hierbei vor Umstände ereignen, muß mit Fleiß registriret, der verdächtig befundene sodann zur Haft gebracht, umständlich examiniret, ferner Erkundigung eingezogen, und die Acten hernach zum Verspruch Rechtens verschickt.

Erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kamen auch diese letzten Überbleibsel der Ordalien, dieser unseligen Früchte des blinden Aberglaubens und Fanatismus gänzlich ab.

Der Name: Napoleon.

Durch den Glanz und die Wichtigkeit der Thaten gewinnt der Name deß, der sie vollführte, natürlich ein erhöhteres Interesse; man untersucht, man findet.

man wendet an: aber man muß das Alles nicht wie ein Ferrara thun, man muß auch nicht so gar seinplump seyn wollen, in seinen genealogischen Herdeutungen, bis zum Stammvater Adam zurück zu steigen.

Den Namen Napoleon finden wir schon auf den Geschichtstafeln des vierzehnten Jahrhunderts. Napoleon Grimaldi hieß einer der berühmtesten genuesischen Feldherrn; als in dem blutigen Kampfe von Chiozza, in welchem unter den andern italienischen Staaten Genua gegen das stolze Venedig eine vorzügliche Rolle spielte, die Dorias gefallen waren, übernahm Napoleon Grimaldi das Obercommando. Nachdem er es mit Ruhm bekleidet, überraschte ihn der Tod in einem hitzigen Treffen im Jahre 1374.

Nicht minder rühmlich bekannt unter dem Namen Napoleon war im fünfzehnten Jahrhundert ein **Prinz aus der Familie Ursini.** Die Condottieres seiner Zeit sahen neidisch an ihn hinauf. Die venetianischen Truppen, deren Anführer er war, huldigten seiner glücklichen Tapferkeit. Späterhin wünschte sich Pius II. Glück, diesen Mann in seinen Diensten zu haben, und Napoleon Ursini bewährte auch hier sein ausgezeichnetes militärisches Talent.

In der Geschichte Italiens finden sich noch mehrere Männer dieses selten vorkommenden Namens, die sich aber in ganz andern Cathegorien bemerkbar machten. Ein Napoleon Aluisi, zu Verona geboren, genoß an Alphons von Ferrara Hofe die Freundschaft des Torquato Tasso, und dessen Vertrauen bey der zärtlichen Correspondenz mit Leonoren. In dem Halberstädt. Archive befinden sich mancherley Briefe von

Napoleon Attotti an Wallenſtein, deſſen Gefährte er von 1626 bis 1631 geweſen. Dieſer Attotti war in einem Flecken bey Siena zu Hauſe.

Den Namen Napoleon hat man aus Napus und Leo (der Löwe des Thales, oder aber die Löwenhöle von Νᾶπος, εος und Λεων) ableiten wollen. Mehr Beyfall mag die Meinung verdienen, daß der Name Napoleon eins ſey mit dem griechiſchen Neptolemus, um ſo mehr, da man ſich erinnern will, Napoleon habe in früherer Zeit oft Neptolemus geſchrieben. Wenigſtens haben die Engländer verſchiedene alſo unfertigte Briefe in Kupfer nachgeſtochen. Man weiß, daß der erſtgeborne Sohn des Königs Joachim von Neapel auf des franzöſiſchen Kaiſers Angabe, Achilles benamſet ward, und dieſer Name mag gewiſſermaßen auf Neptolemus Beziehung haben. Bey den alten Griechen führte nämlich der Sohn gemeiniglich den Namen des Großvaters, oder des Verwandten, der dem Neugebornen zunächſt war. In den Reiſebeſchreibungen des Stephanopolis kommen übrigens ſo manche Gebräuche Griechenlands vor, welche ſich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach Corſica fortpflanzten.

Kopfbrecherische Inschriften, mit ihrer sehr einfachen Entzifferung.

ICIL
ECHE
MIN
AVXANES.

Diese Inschrift zeigte sich bey Hinwegräumung des Schuttes eines alten Eckhauses in einer Straße zu Paris. Die Akademie der Inschriften fiel sogleich begierig darüber her, und erschöpfte sich, in der Hoffnung eine wichtige antiquarische Entdeckung zu machen, in Versuchen der Entzifferung. Allein, alle Bemühungen blieben fruchtlos, und man war bereits im Begriff die ganze schöne Untersuchung aufzugeben, als sich das Geheimniß, (ich weiß nicht mehr durch wen) auf die einfachste Weise entschleyerte, und man nun ganz deutlich fand, daß die Inschrift nichts anders bedeute als: Ici le chemin aux anes. (Hier ist der Weg für die Esel) Wahrscheinlich war vormals diesem Eckhause vorüber die Normalpassage für die Langohren.

Eben so täuschend ist die Versetzung der Lettern bey folgender Inschrift:

KEE
PONT
HISS
IDE.

Sie iſt engländiſch und weiſet auch den Weg: Keep on this ſide.

Am verführeriſchſten iſt eine dritte:

C. IVL. CAES.
ASS. LIBER. AVST
ERN. VND. IX. AVG
EN. ALS. SAVR. COL. VND
CV. KAES.

Ohne zu wiſſen daß es ein Scherz ſey, wird gewiß niemand ſo auflöſen:

Eines deutschen Reichsfürsten geistlichen Standes merkwürdige Urkunde über deutsche Dichter, aus dem 6. Decennio des 18. Jahrhunderts.

Als der neu erbaute Thurm an der hohen Domkirche zu Würzburg im Jahre 1763 seiner Vollendung nahe war, ließen die Baudirectoren nebst einigen Gedächtnißmünzen auch mehrere Denkverse verfertigen, um sie in den Thurmknopf zu den alten zu legen. Vorher schickte man sie aber dem Fürsten Adam Fridrich, einem gebornen Grafen von Seinsheim, welcher sich damals eben zu Zeil aufhielt. Er besah diese Kunstproducte, und äußerte über die Poesien das untenstehende Urtheil. Zur genauern Verständniß desselben möge hier eine Stanze eines jener Gedichte mitgetheit werden:

Die Schlag-Glock und Viertel Uhr
Im Thurm hoch gehencket wur
So sie bevor weit unten hieng
Die Viertel Uhr erst neu Anfing
In diesem Jahr war vorhin nit
Noch eins, das merk, thu ich dich bitt
Wie Getrayd und Wein zu dieser frist
In hohes Gild gestiegen ist.
Das Malter Waiz deß gleich auch Korn
Um 8 Guld Bezahlet worn

Das Malter Haber groſses Maas
Um ſechs Gulden der Kauf war
Deſſelben gleich das Fuder Wein
Allhie und uf dem Land gemein
Funfzig, ſechzig und auch ſiebenzig
Gulden bis uf ſechs und Neunzig
Gegolten hat an dieſem Ort
Kein Menſch ſo alt, der vor mehr hort.

Man ſollte es kaum für möglich halten, daß man eine ſo gräuliche Reimerey noch in den Jahren 1760 habe fabriciren, am allerwenigſten leſen können. Der Erbiſchof ließ durch den geheimen Referendar Prümmer unterm 24. Nov. Folgendes antworten:

Die neuen Denkverſe betreffend, ſo haben ſeine Hochfürſtl. Gnaden an deren Inhalt und eigentlichen Stoff nichtß ſonderliches zu erinnern oder beyzuſetzen; Höchdieſelbe vermeinen aber, daß, wie alles nach denen heutigen Zeit und umbſtänden ganz billig eingerichtet wird, alſo auch die erhabene ſchöne Dichtkunſt oder vortrefliche teutſche Poesie unſers gegenwärtigen Gelehrt- und ohngleich mehr polirten Saeculi hätte ſolln imitirt und alſo die Fertigung ſothaner Denkverſen einem hierinnen recht ausbundig geübten Manne, Aufgetragen werden, welches ein ſächſiſcher Rabener, Weiſſ, oder andere dergleichen berühmte deutſche Verſificanten gegen eine geringe Douceur unvergleichlich würden Vollzogen haben; dieſes iſt Jedoch nur eine erinnerung, welche denen H. Bau directeurs ledigl. anheim geſtellt bleibt. Ich aber ꝛc.

Wer iſt mehr zu bewundern, der Dichter oder der Referendar?

Catharinas I. entscheidendster Augenblick.

Man weiß, daß Catharina noch bey Lebzeiten ihres Gemals gekrönt wurde; allein ob sie auch zur Thronfolgerinn bestimmt sey, das blieb lange um so mehr zweifelhaft, als der Kaiser kurze Zeit vor seinem Tode mancherley wichtige Ursachen zu haben schien, mit ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit unzufrieden zu seyn. Ja der Unwille des Monarchen ging während seiner Krankheit sogar zu den heftigsten Drohungen über, und man hatte allen Grund, zu vermuthen, daß Catharina von der Thronfolge obwohl freylich nur nach den Gesinnungen ihres hinfälligen Gemals, ausgeschlossen bleiben dürfte *).

Einige Zeit vor seiner Todeskrankheit überraschte Peter seine Gemalinn im Garten mit dem Kammerherrn Mons. Peters Zorn war grenzenlos; er schlug auf Catharinen mit dem Stocke auf gut russisch zu, entfernte sich aber nach dieser laconischen Züchtigung sogleich. Gewohnt, selbst den Richter zu machen, sperrte der Kaiser den Kammerherrn in ein einsames Cabinett, und reichte ihm täglich mit eigener hoher Hand

*) Siehe Menzikows Biographie in meinem Cabinett histor. Trauergemälde 2. Theil.

die kärgliche Nahrung, um ihn bald nachher, unter dem Vorwande einer Verrätherey, zu der er sich hätte erkaufen lassen, dem Henker zu überliefern. Peter, mit dieser Selbstrache nicht zufrieden, hatte noch die Grausamkeit, sie auf eine ausgesonnene Art auch an seiner Gemalinn auszuüben. Am Tage nach der Execution führte er sie in einem offenen Wagen nach der Richtstätte, dicht an dem aufgesteckten Kopfe ihres Liebhabers vorbey, um ihr Mienenspiel zu beobachten. Allein Catharina veränderte keinen einzigen Zug, und äußerte mit gleichmüthigen Worten: „Wie sehr ist es doch zu bedauern, daß das Sittenverderbniß bey Hofe so groß ist!"

Das Jahr darauf (1725) starb Peter. Während Peter mit dem Tode rang, machte ein großer Theil des Adels, der Catharinen aus Gründen abgeneigt war, das Project, sie fest zu nehmen, und den jungen Peter auf den Thron zu setzen. Diese Verschwörung würde ohne Bassewitz wahrscheinlich zur Ausführung gekommen seyn. Dieser Mann erhielt noch zeitlich genug Kunde davon, und da er sie Catharinen mittheilte, rief sie aus: „Mein Schmerz und meine Bestürzung sind zu groß, als daß ich mir selbst rathen sollte. Berathschlagt darüber mit dem Fürsten Menzikow, und dann will ich Eure Maßregeln befolgen."

Menzikow war auch ganz der Mann, hier kräftig und wirksam einzugreifen. Er versicherte sich sogleich der Schatzkammer und der Festung, und brachte durch Geschenke und Versprechungen die Leibwache und den größten Theil des Adels und der Geistlichkeit auf seine Seite. Kaum war Peter verschieden, so

gab Bassewitz das verabredete Zeichen, und in demselben Augenblicke ward Catharina von den beyden Leibregimentern jubelnd zur Regentinn ausgerufen. Welch eine Ueberraschung für die Gegenparthey! Ein starres Stillschweigen bemächtigte sich ihrer, als in der Versammlung des Senats, des Adels, der Geistlichkeit und der ersten Militarbehörden die Huldigung bestätigt werden sollte! Es war ein Schlag, auf den man nicht gefaßt war; und der Unmuth stieg aufs höchste, als Catharina plötzlich, von Menzikow geführt, und gelehnt auf den Herzog von Holstein, in den Saal trat.

Mit einer schmerzunterdrückten Stimme sagte sie nach einer Pause langsam: „Ich komme, um der Nation zu eröffnen, daß ich, gehorsam dem Willen meines Gemals, dessen Andenken mir ewig theuer und heilig seyn wird, nunmehr bereit bin, meine übrigen Tage den Beschwerlichkeiten der Regierung zu widmen, bis es der göttlichen Vorsicht gefallt, mich einst jenseits des Grabes wieder zu meinem Gemale zu führen!" — Nach einigem Stillschweigen setzte sie bedächtig hinzu: „Wenn der Großfürst meine Belehrungen benutzen will, so bilde ich ihn während meiner traurigen Witwenschaft zu einem Monarchen, der des Namens und der Abkunft von Peter dem Großen würdig seyn soll."

Nun griff Menzikow ein. „Die bedenklichen Umstände," sagte er mit festem Blicke, „und die Wohlfahrt des Reichs erheischen die sorgfältigsten Berathschlagungen; und wir bitten Ew. Majestät, daß sie uns solche ganz ungestört fortsetzen lassen." — „Ich verstatte," entgegnete Catharina, „der Versammlung

nicht nur diese Freyheit, sondern verspreche zugleich, mich in den weisen Entschluß derselben vollcommen zu fügen."

Nach diesen Worten begab sich die Reichsversammlung in ein anderes Zimmer, und verriegelte es. Während dessen wollten die Leibregimenter, obgleich man sie für Catharinens Interesse vollkommen gestimmt glauben konnte, dennoch Einsprache machen; allein sogleich verstummten alle Zungen, als der Erzbischof von Pleskow, Theophanes, auftrat, und mit festem Tone, mit dem ganzen Gewicht seiner Würde und Macht über die orthodoxen Gemüther der Russen, an die Krönung Catharinens noch bey Lebzeiten des Kaisers, und auf dessen mündliche Willensmeinung zu ihren Gunsten, kräftig verwies. — Dieß entschied. — „Was bedarf es weiter!" rief Menzikow mit lauter Stimme: „Es lebe die Kaiserinn Catharina!" Und in diesem Moment hallte es von allen Seiten wieder: „Es lebe die Kaiserinn Catharina!" Jetzt zeigte sich Catharina am offenen Fenster der Leibwache und dem Volke, und Menzikow vollendete das energische Werk, indem er haufenweise Geld unter das Volk auswarf, das zu diesem Zwecke schon bereit lag.

So entschieden wenige Augenblicke, mit Klugheit und Nachdruck benutzt, das Schicksal Catharinens und des ungeheuern Reiches.

Merkwürdige Bestallung eines Vice-Präsidenten der Berliner Akademie vom Jahre 1732.

Es heißt, daß man heut zu Tage in jeder Cathegorie so unmäßig viele Forderungen mache; aber ein Rückblick auf eine kurze Vergangenheit möchte ziemlich eines andern belehren. Als der Graf von Stein den 19. Jänner 1732 zum Vice-Präsidenten der Berliner gelehrten Gesellschaft aufgenommen wurde, lautete es in seinem Patente unter andern folgendermaßen:

Wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis u. s. w. nicht weniger in der Cabbala und Prüfung und Erkenntniß der guten und bösen Geister, deren Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch, ingleichen in der wunderbaren Lehre von den Präodamicis, und deren vormaligen Wirthschaft und Haushaltung, auch sonst in Historicis, u. s. w. auch in der weissen und schwarzen Kunst erlangten gründlichen und fast erstaunenswürdigen Erfahrung ꝛc. ist er zu seiner Stelle ernannt worden.

Vorzüglich wird ihm zu Gemüth geführt, darauf zu sehen, daß: Die Societät mit Edirung gelehrter Schriften sich distinguire, und ein jedes Mem-

brum wenigstens Ein Specimen Eruditionis alle Jahr durch den Druck herausgeben müsse; der Vice-Präsident aber bleibt von solcher Arbeit dispensiret, obgleich sein herrliches und erleuchtetes und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem beßten Klee- oder Waizen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Productionen in der Menge hervorzubringen mehr als gar zu tüchtig wäre.

Beym Kalenderwesen soll er: alle Behutsamkeit gebrauchen, damit sie dem Publico, und insonderheit den Curiosis, welche gern zukünftige Dinge vorher wissen, zur Freude und zum Nutzen gereichen: damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit, Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen die Kriegs- und Friedens-Läuffe (ein sonderbarer Artikel für einen Kalender!) accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben, als vonnöthen, gebraucht; der Sonnencircul nicht verkehrt und viereckicht, sondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer so viel, als ihrer seyn können, angesetzt, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. Dafern auch der Vice-Präsident b sondere Veränderungen anmerken sollte, e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder daß er mit dem Saturno, Venere und Merkurio im Quadrat stünde, oder auch, daß der Zodiakus, wie bereits zu des Camvanellá Zeiten angemerkt worden, sich noch weiter aus dem Geleise geben und verrücken, oder auch daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach der

Cartesii Principiis, abschleifen und verschlingen sollte, und daher eine unmäßige Anzahl von Cometen oder Schwanzsternen zu vermuthen wäre, so hat der Vice-Präsident ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben auch am beßten abzuhelfen, bedacht zu seyn.

Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolte, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dem Vice-Präsidenten doch aus dem Praetorio bekannt, wie es an Nachtmehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Währwölfen, verwünschten Leuten und anderer dergleichen Satans-Gesellschaft nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Pfülen, Moräßen, Heiden, Gruben und Hölen, auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird er also nicht ermangeln, sein Äußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder tod liefern wird, mit 6 Thalern bezahlt werden (!!)

Alldieweil auch eine beständige Tradizion ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnack und Lebus considerable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu

wissen, ob sie noch vorhanden, gewisse Ordensleute, Jesuiten und ander dergleichen Geschmeiße und Ungeziefer von Rom kommen, so muß der Vice-Präsident di sem Pfaffenpack fleißig auf den Dienst passen u. s. w. auch keinen Fleiß sparen, daß er vermittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Allrunken, oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauber-Bücher, so in unsrem geheimen Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salomonis verabfolgt werden ꝛc.

In der That originelle Instructionen für einen Vice-Präsidenten einer gelehrten Akademie, einer Berliner gelehrten Akademie nota bene.

Herzog Otto bringt sich mit „seinem unnützen Maule" um das Hessenland.

Es begab sich, daß Herzog Otto von Braunschweig, den man nannte an der Leine (als Otto, genannt der Schütz, Landgraf von Hessen, starb ohne Erben), der des alten Landgrafen Heinrich Tochter hatte zum Gemal, nun glaubte Erbe zu werden des Landes Hessen, und das wäre ihm auch gelungen, hätte er sein Maul gehalten, denn der Landgraf hatte ihn allbereit dazu erwählt, seiner Tochter halben.

Da er nun einst war bey der Jagd bey'm Wilsberge (im Jahre 1368), da schüttelte er sein Haar, und schlug mit der Hand hin und wieder und sprach:

„O wären zwey Augen todt, so wollte ich ein reicher Fürst seyn.“ Dabey hielt ein hessischer Ritter, Eckard von Rönfurt, der sprach: „Herr, da lohne Euch der Teufel dafür und Gott behüte uns unsern alten Herrn lange. Ich weiß einen näheren Erben zum Lande, als Ihr seyd.“

Alsbald schied der Ritter von dem Herzoge, und ritt gen Cassel zu seinem Herrn, und sprach: „Gnädiger Herr, was wollt Ihr machen, daß Ihr Eurem Tochtermann das Land wollt zufügen? Er freuet sich Eures Todes, und spricht: Wären zwey Augen todt, so wollte ich ein reicher Fürst seyn. Dazu, vermag es die Erbeinigung nicht zwischen Thüringen und Hessen. So haben wir auch einen näheren Herrn, einen angebornen, natürlichen Herrn, Eures Bruders Sohn, den Landgrafen Herrmann von Thüringen, welcher ein Domherr ist zu Trier und Magdeburg, aber noch nicht geweihet, daß ihm also seine Geistlichkeit nicht hindert. Den wollen wir, als treue Hessen zu einem Herrn haben, und nicht den Hochsprecher von Braunschweig, mit dem wir wollen nichts zu thun haben.“

Der alte Herr antwortete: „So helfe mir die heil. Frau, St. Elisabeth, das Wort soll meinem Tochtermanne das Land schaden;“ und sandte alsbald nach seines Bruders Sohne, den Landgrafen Herrmann, und nahm ihn ganz auf als seinen Erben, in das Land Hessen, darinne er geboren war, und ließ darüber den Herzog zürnen, oder lachen, wie er wollte. Und also gewannen die treuen Hessen ihren Herrn.

Das aber verdroß den Herzog Otto gar sehr, und war sehr zornig, konnte dazu nichts thun, mach-

te aber einen Bund, genannt der Sternerbund. Dazu ſchwuren wohl 2000 Mann, Grafen, Ritter, Edelleute und Knechte, darunter auch etliche Heſſiſche Herren waren. Dieſe nannten ſich die Sterner *), und trugen alle goldene und ſilberne Sterne, und vermaſſen ſich, ſie wollten die Fürſten und Städte zwingen. Sie trieben darauf viel Muthwillen, aber ſie wurden dahin gebracht, daß ſie binnen drey Jahren ſich ſchämen mußten, die Sterne zu tragen und zu führen.

Es hatte aber Landgraf Herrmann den alten Herrn gebethen, daß er ſeinem Eidam ein Stück Land laſſen wolle, um des Friedens Willen, aber der Alte ſprach: „Ich will dem Herzog Otto gar nichts geben. Er hat mir nie Gutes gethan.“ Davon ſang man auch damals alſo:

Dem bunten Löwen iſt es Zorn
Wenn ihn die Sterne leuchten an,
Er hatt' ein'n Eid geſchworn,
Daß es ihm trug ſo manchen Mann.
Landgraf Heinrich ſprach ſeinen Vetter an,
Daß er Otten ein Theil des Landes wollt' lahn.

Er ſprach: Das Reiten iſt um mich gethan,
Ich will ſchier gen Wartburg fahren.
Vetter, das muß ich geſchehen lahn;
Otto hat mir am Land kein Treu gethan,
Darum hat er kein Theil daran.

*) Die Uſurpationen der Sterner, und ihre endliche Demüthigung beſchreibt Winkelmann in der Heſſiſchen Chronik. Mehr als 4 Millionen Gulden hoch ſoll ſich der Schade belaufen, den ſie dem Lande Heſſen zugefügt.

Dort auf der Wartburg aber starb 1376 der alte Landgraf, wie er seinem Vetter gesagt hatte.

Die Automaten.

Was ein Automat ist, weiß Jedermann (es kann natürlich nur von künstlichen die Rede seyn). — Sich in mechanischen Arbeiten auszuzeichnen, war sonst nicht wohl die Sache der Alten; bey den Automaten war es indeß gleichwohl der Fall. 408 Jahre vor Christi Geburt bewunderte man eine fliegende Taube, die nicht von Fleisch und Blut, sondern von Holz war; Archytas von Tarent hatte sie verfertigt. Ungleich wichtiger und sinnreicher war eine Glaskugel, deren Kreise den Lauf der Gestirne angaben; der große Archimed hatte sie gemacht. Rühmlich wetteiferten auch die Neuern in diesem Fache der Mechanik. Die Galeere, welche Hanns Schlottheim zu Augsburg im Jahre 1581 für Kaiser Rudolph II. verfertigte, verdient, wo nicht Bewunderung, doch vollen Beyfall. Schwaben war von jeher das Land mechanischer Fertigkeiten: auch der Meister des meisterhaften musikalischen Instruments, das eine ganze Vesper von 2000 Tacten von selbst schlug, Achilles Langenbucher, war ein Augsburger; er machte sich durch dieses Instrument im J. 1610 einen Namen. Wieder ein Augsburger, Christoph Trester, brachte im Jahre 1683 ein Maschine zu Stande, welche nichts weniger als die ganze Welt vorstellte; sie bewegte sich durch Räder und wanderte, nicht weil sie von Silber war, au

den Kaiſerhof. Im Jahre 1769 ergötzte man ſich an einem Bilde des Gottes Pan, welcher auf ſeiner Haberrohrflöte artige Stücke artig ſpielte; man ergötzte ſich an dem Werke Joachim Eppingers aus Bayern. Viel Aufſehen hat Vaucanſon mit ſeinen künſtlichen Enten gemacht. Dieſe machten alle Functionen der natürlichen; ſie watſchelten, ſchnatterten; ja ſie fraßen, noch mehr ſie verdauten, und thaten alles das, was man thut, wenn man gut verdaut hat. Ein Rad, 12 Schuhe im Durchmeſſer, und 60 Pfund ſchwer, das von ſich ſelbſt lief, rührte von einem gewiſſen Offreus her. Hierbey wird man ſich an die ſelbſtlaufenden Wägen erinnern, mit denen ſich mehrere neuere Mechaniker hervor thun wollten; die Idee aber ſcheint zu keck, denn das Terrain läßt ſich nicht automatiſiren, wie denn die Automaten überhaupt in der Geſchichte der Kleinlichkeitsgeiſterey Epoche machen mögen. Doch erregten der Löwe und der Tieger, welche 30 bis 40 Schritte weit gingen, dem Kaiſer von China um das Jahr 1760 von dem Miſſionär Thibaut verfertigt, billig Erſtaunen; und noch kühner war die Arbeit eines andern Miſſionärs Namens Ventavon, der im Jahre 1768 ſich mit einer Maſchine von Männern Mühe gab, welche ein Blumengefäß hätten tragen ſollen. Den Namen Kempele brauche ich übrigens nur auszuſprechen, um das größte Automatentalent zu bezeichnen.

Zur Geschichte der Spiele im Mittelalter.

Diejenigen, welche die vergangenen Zeiten bloß aus Romanen kennen, stellen sich vor, man habe außer den Tournieren keine Spiele gehabt, und allerdings waren auch die meisten Spiele nichts anders, als Bilder des ewigen Krieges; aber die folgenden Bruchstücke beweisen doch, daß jene Kriegsspiele nicht allein den Trieb der Unterhaltung beschäftigen konnten. — So erzählt ein Schriftsteller jener Zeit, daß die jungen Leute in Pavia alle Sonn- und Festtage Spiele gehalten hätten, die man kleine Bataillen nannte. Man theilte die streitbaren Männer in zwey Armeen, deren jede aus mehreren Regimentern bestand, und stritt sich mit hölzernen Waffen, bald im Ganzen, bald zwey und zwey. Sie trugen hölzerne Helme, welche inwendig mit Tuch gefüttert und auswendig damit überzogen waren, um den Stoß zu schwächen, und vor dem Gesichte eiserne Gitter, die nach dem Kopfe gebogen waren. Allein diese Spiele wurden manchmal so ernsthaft, daß Viele schwer verwundet, andere sogar todtgeschlagen wurden. Schon im fünften Jahrhundert waren die Scherzkriege im Gebrauch.

Auch die Frauenzimmer ließen sich in jenen stürmischen Zeiten manchmal beykommen, kleine Treffen abzubilden, doch zeigte sich dabey der Unterschied des Geschlechts auf eine sehr vortheilhafte Weise. Es floß kein Blut. Ein Schriftsteller des dreyzehnten Jahr-

hunderts beschreibt ein solches Treffen folgendermaßen. Zu Treviso wurde 1214 eine Kußfestung erbauet, welche von Damen mit ihren Jungfrauen oder Bedientinnen und Kammermädchen, ohne Zuthun eines Mannes, mit großer Klugheit und Tapferkeit vertheidigt wurde. Das Castell bestand aus aufgerichteten Stangen, an welchen mancherley farbige Zeuge, Seide, Sammt und Schleyer befestigt waren, und statt Mauern und Brustwehren dienten. Auf den Köpfen trugen die Damen goldene Kronen, mit Edelsteinen, Chrysolithen, Topasen, Smaragden und Perlen, und andern Arten von Kopfputz, die ihre Häupter gegen die feindlichen Geschosse sichern sollten. Das Lager mußte erobert werden, und wurde erobert, und zwar mit folgenden Waffen: mit Äpfeln, Datteln, Birnen, Kastanien, Lilien, Violen und mit Balsamfläschchen ꝛc. Zu diesem Schauspiele strömte eine Menge Bürger von Venedig und Padua, und zwar in förmlichen Aufzügen mit ihren Fahnen herbey.

Als im Jahre 1162 der Bischof von Aglar in Friaul in das Venetianische einfiel, aber geschlagen und im Triumph nach Venedig geführt wurde, erhielt er seine Freyheit nicht eher wieder, als bis er versprach, er wolle dem Doge jährlich einen Ochsen zwölf fette Schweine und zwölf Brote in der Fastnachtsmittwoche liefern. Daher wurde der jährliche Triumphtag von Seite der Venetianer auf folgende Weise gefeyert. Der Herzog begab sich mit dem Volke auf den großen Marktplatz, wo ein Lager erbaut war. Dies stieß er zur Erinnerung jenes Sieges mit eisernen Stangen um. Dann wurden dem Ochsen und den Schweinen die Köpfe abgehauen, das Fleisch und die Brote vermuthlich vertheilt.

Auch Komödianten, Marktschreyer, Seiltänzer, Pickelhäringe, Taschenspieler, Tänzer und andere Professionsverwandte fanden sich sehr früh an den Höfen der Fürsten und auf öffentlichen Plätzen ein, und trieben ihr Wesen Tag und Nacht. Sie wurden sehr gesucht und bekamen von den Fürsten reichliche Geschenke. Es war nämlich Sitte, daß die Edlen, wenn sie zu einer Hochzeit oder andern Feyerlichkeit vom Fürsten eingeladen wurden, niemals mit leeren Händen kommen durften, besonders in Italien. Ihre Geschenke bestanden in schönen Pferden, silbernen und goldenen Wagen und Geschmeide, hauptsächlich aber aus prächtigen Kleidern. Die Kleider verschenkte man gewöhnlich an jene Gaukler. Der Dichter Alipvand erzählt, daß einmal bey einer Hochzeit, welche die Familie der Gonzaga ausrichtete, den Komödianten und Sängern 338 Kleider gegeben worden wären.

Vorzüglich prächtig war die Vermählungsfeyerlichkeit des englischen Prinzen Lionell mit Violanta, der Tochter des Grafen Galeazzi, welche 1368 in Mailand begangen wurde. Bey dieser Gelegenheit erhielten die Komödianten, Sänger, Tänzer ꝛc. 500 Stück Kleider, und noch überdieß baares Geld. Auch in Städten fanden sich bei öffentlichen Festen jene Truppen ein, die damals Hofleute genannt wurden, und vermehrten sich nach und nach sehr, weil sie so gut bezahlt wurden. Als im J. 1356 der Kaiser Carl IV. in Metz öffentlichen Hoftag hielt, zog man zu Pferde nach dem Orte, wo die Tafel bereitet war, und jeder hohe Reichsbeamte, der dem Zuge beygewohnt hatte, schenkte einem Schauspieler sein Pferd. — Bey der Hochzeit Eines aus der Familie Skaliger in Italien waren mehr als 200 solche Lustigmacher bey-

sammen, deren jeder ein neues Kleid bekam, und zwar nach Maaßgabe seiner Geschicklichkeit. Das schlechteste war doch 20 Ducaten werth.

Doch scheinen die Deutschen nicht so viel Geschmack an der Art Spielen gefunden zu haben. Denn als 1053 Kaiser Heinrich II die Tochter des Grafen Wilhelm von Poitiers heirathete, und zu Ingelheim seine Hochzeit feyerte; fanden sich auch eine Menge Komödianten, aus einem weiten Umkreise ein, mußten aber, eben wie sie gekommen waren, nach Hause ziehen. Das Geld, sagt der Chronikenschreiber, welches er diesen Werkzeugen des Teufels vorenthielt, schenkte er den Armen. — Ganz anders wurden sie bey der Vermählung des Grafen Galeazzi mit Beatrix von Este zu Mailand im Jahre 1300 aufgenommen, denn da schenkte man ihnen mehr denn 708 Stück gutes Tuch zu Kleidern, woraus sich ein Schluß auf ihre Zahl machen läßt. Oft erhielten sie, wenn nicht Kleider genug da waren, baar Geld. Am Hofe des Fürsten Malatesta waren im Jahre 1324 auf einmal 1500 beysammen, worunter auch die Bänkelsänger gerechnet wurden, welche gewöhnlich die Thaten des berühmten Roland und Carls des Großen absangen. Von dem Absingen dieser Thaten Carls und seiner Ritter soll das Wort Charlatanerie, Uebertreibung, herkommen, weil die Sänger muthmaßlich die historische Wahrheit bey ihren Erzählungen nicht zum ersten Gesetz machten.

Auch Schauspiele waren nicht unbekannt, aber sie waren nichts anders, als was wir eine Farce oder Posse nennen, wobei die Gränzen des Wohlstandes nicht selten überschritten wurden. Alcuin sagt: „Wer

Komödianten oder Tänzer in sein Haus läßt, der weiß gar nicht, daß eine große Menge unreiner Geister hinter ihm her zieht." Eine eigentliche Komödie findet man im dreyzehnten Jahrhunderte; sie stellt vor die Ankunft und den Untergang des Antichrists. Im Jahre 1298 wurden in einer italienischen Stadt das Leiden, die Auferstehung, die Himmelfahrt Christi, die Sendung des heiligen Geistes und das jüngste Gericht vorgestellt — Im Jahre 1304 wurde ein Gegenstand auf die Bühne gebracht, der wohl am allerwenigsten dazu geschickt war, nämlich die Schöpfung des ersten Menschen! — Ein andermal die Strafen der Verdammten in der Hölle, wobey es aber sehr unglücklich ablief; denn die Brücke über den Arno, auf welcher eine ungeheure Menge Zuschauer beysammen war, brach auseinander, so daß viele im Fluß ihr Leben verloren. Im Jahre 1336 *) wurde am Feste der Erscheinung Christi die Ankunft der Weisen aus Morgenland vorgestellt. Drey gekrönte Könige kamen auf drey sehr hohen Pferden geritten, und wurden von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet. Vor ihnen lief ein Stern. Als sie zu der Säule des heiligen Laurentius kamen, fanden sie den König Herodes mit den Weisen und Schriftgelehrten, und fragten ihn nach dem neugebornen König der Juden. Herodes gab ihnen die nöthige Weisung nach Mathäus, worauf sie mit goldenen Bechern in den Händen, unter Vortragung des Sterns abzogen. Die Trompeten schallten, die Hörner tönten, vor ihnen her zogen Thiere aller Art und eine erstaunliche Menge Volks, welches dieses einzige Schauspiel herbeygelockt hatte. So kamen sie in die Hauptkirche,

*) Vid. Murat. rer. Ital. T. 5. p. 94.

wo an der Seite des Hauptaltars die Krippe mit Ochsen und Eseln zu schauen war. In der Krippe lag das Jesuskind in den Armen seiner Mutter, welche von den drey Königen reichlich beschenkt wurde. Jetzt legten sich die Könige schlafen, und es erschien ihnen ein Engel, der ihnen sagte, daß sie nicht wieder in die Straße des heiligen Laurentius, sondern durchs Römerthor abziehen sollten, welches auch pünctlich befolgt wurde. Es war dabey eine unendliche Menge Volks, Soldaten, Damen und Herren, die insgesammt sehr erbauet wurden.

Ein Schauspiel anderer Art, welches zugleich einen Beweis der lächerlichsten Eitelkeit abgibt, fand in Rom im Jahre 1268 bey dem Einzuge des Königs Conradin Statt. Den Zug eröffnete eine Reihe Soldaten in farbigen Kleidern, die sehr theuer waren. „Dann folgte," schreibt ein gleichzeitiger Schriftsteller — „was groß und wunderbar zu hören, — ein Chor von Damen mit Cymbeln, Trommeln und Blasinstrumenten, welche eine liebliche Musik machten. Da sie zugleich ihren Überfluß an kostbaren Sachen zur Schau stellen wollten, so hatten sie quer über die Straße oben an den Häusern Seile gezogen, und diese nicht etwa mit Blumen oder Zweigen umwunden, sondern mit prächtigen Pelzen bedeckt. Ferner hatten sie daran Halstücher, Mieder, Armbänder, Ohrgehänge, kostbare Ringe, Haarbänder Kronen, seidene Beutel, prächtige Gestecke Messer, leinene mit Gold und Seide gestickte Tücher, ganze Kleider und Mäntel mit Gold bordirt und tausend andere Dinge, die zum weiblichen Putze gehören, befestigt." — Der Schriftsteller sagt übrigens nicht bey, wie dem Kaiser diese Trödelbuden gefallen haben, sagt aber, daß der Zu

zus in Italien späterhin noch verstärkt worden sey, als mit dem Herzoge von Anjou, der vom Königreiche Conradins Besitz nahm, eine Menge vornehmer Franzosen nach Italien kamen, die damals schon als die ersten Elegants bekannt waren. Die römischen Päbste gaben freylich von Zeit zu Zeit heftige und vernünftige Verbote gegen Luxus; allein sie hatten das Schicksal der Kleiderordnungen.

Der Abt zu Varnpach verpflichtet sich, alle Christabende drey Hechte nach St. Stephan zu liefern, im Jahre 1302.

Wir Mertt Abt, Ludweig prior vnd der Convent gemeinleich dez Closters ze Varnpach vergehn offenleich mit disem prief für vns vnd für all vnser nachkommen, daz wir haben angesehen vnd erchant vnd erchenen auch mit rechter wizzn di grozze gnad, so vns vnd vnsrm demselben Closter der durchleuchtig fürst vnser gneliger hre herczog Rudolf ze Oster. etc. getan hat an der aigenschaft dez hofs ze meinhartstorff auf der persnik vnd ainer mul und ains ganczen lehens daselbs ze meinhartstorff, die er uns leutterleichen durch got, und durch seiner, vnd aller seiner vordern sell trost vnd hail willen von seiner fürstleichen miltichait gegeben hat, vnd haben vns mit wolbedachtem mutte willikleich verbunden hinez demselben durchleuchtigen fürsten vnsrm gnedigen hren herczog Rudolffen ze

Oster. etc. daz wir im alle die weil vnder leht jerleichen haben vellen vnd schullen an aller heiligen abent ain ganez ampt vmb hail der lebenden, vnd nach seinem tod einen Jartag, den wir an dem tag seins todes alle Jar begen schullen mit vigilien, selmessen vnd mit andern gebeten, vnd gutteten als vnsrm rechten Stifter. Wir verpinden uns auch, daz wir alle Jar an aller heiligen abent gen sand Stephan ze Wienn, daz in chunftigen zeitn genant wirt zu allen heiligen, senden vnd geben schullen an furczog drey hecht, der aines gevallen scholl dem Probst vnd die andrn czwey den chorhren daselbs, vnd schol igleicher hecht wert sein ains guldein oder dreyr Schilling wienner phening, daz geloben vnd verhaizzen wir stet ze habn vnd ze volfüren mit vnsrn trewn vnd gehorsam an geuere, vnd dez ze ainer ewigen sicherkait geben Wir disen prief versigelten mit vnsren Insigeln, der geben ist ze Wienn am Suntag in der vasten als man singet Letare Nach Christi gepurd tausent drewhundert Jar vnd darnach in dem zway vnd sechczigsten Jare.

Peters I. Verordnung, wie die Assembleen in Petersburg gehalten werden sollen.

Peter der Große, dieser unsterbliche Reformator des russischen Reichs, vergaß auch die so nöthige Verbesserung des gesellschaftlichen Tones nicht, und gleichwie

er alle seine wohlthätigen Projecte nur durch den Ernst des Gebothes ihrem Ziele näher bringen konnte, so bestimmte er auch die Form der abendlichen Privatunterhaltungen durch ein eigenes Reglement. Es lautet:

Assemblee ist ein französisches Wort, welches in der russischen Sprache nicht mit einem Worte gegeben werden kann. Es ist eine Anzahl Menschen, welche entweder zum Zeitvertreib oder wegen einiger Affairen sich zu einander versammelt. Ein Freund kann daselbst den andern sehen, und jeder von seinen Verrichtungen und andern nöthigen Dingen sprechen, auch sich erkundigen, was hin und wieder vorgehet, mithin seine Zeit hinbringen. Auf was Art und Weise Wir nun diese Assemblees gehalten haben wollen, ist aus Folgendem zu ersehen:

1) Derjenige bey welchem die Assemblee des Abends seyn wird, soll vor seinem Hause eine Schrift oder andre Abzeichen aushängen, und einem jeden, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, dadurch Nachricht geben.

2) Die Assemblee soll früher als um vier oder fünf Uhr nicht angefangen, und über zehn Uhr Abends nicht hinaus gesetzt werden.

3) Der Wirth ist nicht gehalten, die Gäste zu empfangen, zu begleiten oder zu nöthigen, und ob er gleich sonst nicht aufzuwarten schuldig ist, muß er doch Stühle, Lichter, Trinken und das Nöthige, was verlangt wird, auch allerley Spiele und das dazu Gehörige anschaffen.

4) Niemand iſt an eine gewiſſe Stunde zu kommen und zu gehen gebunden, genug wenn er ſich bey der Aſſemblee ſehen läßt.

6) Ein jeder hat die Freyheit, in der Aſſemblee nach Gefallen zu ſitzen, zu gehen und zu ſpielen, ohne daß jemand bey Strafe des großen Adlers (des Wein- oder Branntwein-Pocals) ihn daran hindern, oder es ihm übel nehmen ſoll; und grüßt er übrigens nur beym Kommen und Weggehen.

6) Perſonen vom Range, als Edelleute, und Officiere, auch bekannte Kaufleute und commandirende Meiſter (worunter beſonders die Schiffbauer verſtanden werden), Kanzleybediente nebſt ihren Frauen und Kindern ſollen den Aſſembleen beyzuwohnen, die Freyheit haben.

7) Den Lackeyen (auſſer denen vom Hauſe) ſoll ein beſonderer Platz angewieſen werden, damit in den Zimmern der Aſſemblee genugſamer Raum bleiben möge.

Bey dieſen Aſſembleen wurde im erſten Zimmer getanzt, im zweyten Karten-, Brett-, Schachſpiel ꝛc. getrieben; im dritten wacker Tabak geſchmaucht, im vierten tummelte ſich das Frauenvolk weidlich mit Plumpſäcken herum; der Branntwein ſpielte übrigens die Hauptrolle.

Hexen-Decret des Magistrats zu Osnabrück im Jahre 1636.

Schon fing zur Ehre der Menschheit die sogenannte Wasserprobe allmählich an, abzukommen als man im sechszehnten Jahrhundert, bey den damals so überhand genommenen Hexenprocessen, die Probe des kalten Wassers, oder das Hexenbad, wie man es hieß, wieder einführte. Die Schauplatze dieses unsinnigen Mittels, unglückliche Angeklagte oder bloß Verdächtige schon durch die alleinige Bedrohung zum Geständniß zu bringen, waren vornämlich Westphalen und Niedersachsen. Erhielt sich der Beschuldigte über dem Wasser, so galt er für unschuldig; sank er unter, so war er verdammt. Um das Jahr 1636 fand das Hexenunwesen am leidenschaftlichsten in der Gegend von Osnabrück Statt; nachstehendes Decret von dem obbenannten Jahre wird es anschaulich machen:

Wir Burgermeister und Rath ꝛc.

Demnach wir auß vrombaärglicher Noth, auff besondere Schickung vnd Manuduction Gottes des Allmächtigen zur Bestraffung der leydigen in so geraumen Jahren ziemlich außgebreiteten Hexerey, einen Gott sey Lob, glücklichen Anfang gemacht, dabey schmerzlich erfahren, daß etliche Vielgenannte, dero in Straff- oder Hafft genommenen Malefitz-Personen, des Lasters vnschuldige Ehegatten, Kinder vnd Anbe-

wandte wieder Rechtlich zu verkleinern, vnd jhnen daß frembde Laſter ſchimpflich auffzurücken ſich unterfangen ſollen. Als wollen wir hiemit ſtatuirt, vnd ernſtlich gebotten haben, daß ſo wohl an jetzo, als künfftig dero Hexerey halben beſtrafter Perſohnen hinterlaſſene, des Laſters vnſchuldige Ehegatten, Kindern vnd Verwandte, dieſer, wegen an jhren Ehren vnd Würden keineswegs gekräncket, oder jhnen jchtwas deßwegen ſchimflich auffgerücket werden ſolle. Als bey vnnachläſſiger vnd exemplariſcher arbitrari Poen, vnd Beſtraffung.

Damit auch ehrliche Familien, ſo wohl als die Obrigkeit ſelbſt, ſo viele trawrige Actus einſt ſehen vnd zugleich diß grewliche Laſter deſto ſchleuniger außgerottet, auch die ohne dem hochbemühete Obrigkeits Perſohnen in etwa dißfalls Erleichterunge, dero ſonders beſchwerlichen Arbeit empfinden mögen. So wollen wir Bürg, vnd R. alle vnd jede dero leydigen Hexerey Kunſt zugethane Perſohnen, durch die Liebe Gottes zum allerbeweglichſten hiemit ermahnet haben. Alldieweilen ſie jhrer ſchweren Vbelthat, theils durch jhr eygen Gewiſſen, vnd allbereits juſtificirte, oder allnoch inhafftirter Perſohnen Bekändniß gnugſamb vberwunden, vnd des leydigen Sathans Vntrew, Betrug vnd Mortpfeylen zu aller gnüge empfunden, daß ſie auch vnſer Advisirung, oder ohne dieſelbige, von ſich ſelbſt, oder durch Hulff vnd Anreitzung jhrer Herren Seelſorger, vnd Verwandten ſich auß des leydigen Teuffels ſchädlicher Servitut vnd Gewalt reiſſen, zu dem heiligen Gott bekehren, vnd alles ſo bald, ohne rückſehen gutwillig bekennen wollen. Mit dem Anhang, daß all ſolchen Perſonen, die vor angedeuteter Maſſen, alles ſo fort auffrichtig

bekennen werden, nicht allein die Wasser Probe, vnd Tortur oder Peinigung, erlassen, Sondern auch ferner Milterung der offentlichen Execution auff Begehren, es sein arme oder reiche Personen, vnd alle immer verantwortliche Gnade wiederfahren. Mit den Halßstarrigen aber, gestalt bißhero geschehen vnd allhie von vndencklichen Jahren wolhergebracht ernstlicher procedirt werden soll. Wornach sich jeder zurichten. Signatum den 4. Juny 1636.

Diese Verordnung veranlaßte einen lebhaften Streit zwischen dem Magistrat und einem Theil der Geistlichkeit zu Osnabrück. Die Prediger der Marienkirche lehnten sich ganz besonders gegen das Hexenbad auf, und erklärten es als einen schändlichen Unfug. Zwey nachdrückliche Schreiben dieser Prediger an den Osnabrücker Magistrat, belegt mit den übereinstimmenden Gutachten einiger fremden theologischen Facultäten, blieben unbeantwortet, und nun sah man diese Zuschriften gedruckt an der Marienkirche angeheftet. Der hochweise Magistrat, über diese Anmaßung nicht wenig erbittert, ließ die ärgerlichen Affiche abnehmen, die Kirche verschließen, und den Predigern die Verwaltung ihres Amtes untersagen. Einer derselben aber ließ jene beyden Schreiben neuerdings drucken, und fügte einen vertheidigenden Commentar bey. Wie sich diese Streitsache ausgeglichen habe, weiß man nicht genau; doch mag es genug seyn, anzuführen, daß die Hexenbäder, in der Hälfte des vorigen, vulgo philosophischen Jahrhunderts, und zwar in Preußen! noch Sitte waren. — Ein Actenstück einer Hexenexecution und Wasserprobe in Ungarn vom Jahre 1726, findet sich in meinen historischen Raritäten.

Memoiren zur Geſchichte und Characteriſtik Wallenſteins, aus gleichzeitigen Hiſtoriographen.

Der Friedländer iſt beſonders für die Geſchichte der Öſterreichiſchen Monarchie in allen ſeinen Beziehungen ſo wichtig, daß es nicht unintereſſant ſeyn wird, hier Einiges von dem Bemerkenswertheſten, was die Zeitgenoſſenſchaft über ihn ausgeſprochen hat, zuſammengeſtellt zu finden.

Wallenſtein von dem Intereſſe Ferdinands abzuenken, das gehörte unter die eifrigſten Bemühungen Feuquieres, des franzöſiſchen Geſandten. Die hauptächlichſte Veranlaſſung war der Graf Kinsky; er war nichts mehr, als Feuquieres fertiges Werkzeug. Als olches ſchrieb er einen Brief in italieniſcher Sprache n den General und Herzog von Friedland, dictirt on dem ſchlauen Feuquieres, worin Wallenſtein vorgeſtellt wurde: daß ihm das Haus Öſterreich bisher ur mit Verachtung begegnet ſey, daß es ihm die Generalswürde nur aus Nothwendigkeit wieder gegeben, o wie es ihm ſolche aus Mißtrauen genommen habe; aß er daraus einen richtigen Schluß für die Zukunft iehen könne. Die Eiferſucht gegen ihn, hieß es weier, werde ſich verdoppeln, und ſeinen Untergang gewiß nach ſich ziehen, wenn ſeine Parthey die Oberand behielte; zöge ſie aber den Kürzern, ſo würde r mit in den allgemeinen Untergang verwickelt wer-

den. Er wäre gar nicht zu entschuldigen, wenn er es ferner mit einem Hause halten wollte, dessen Verderben gewiß sey, und dem auf keine Weise abzuhelfen wäre. Ferner suchte man ihm begreiflich zu machen, daß er sich gegen die Macht der Heilbronner nicht lange werde halten können, die eben so wie die Holländer im Stande seyen, einen immerwährenden Krieg zu unterhalten. Und da er schon einem Vergleiche mit dem König Gustav Adolph Gehör gegeben, da ihm doch der Stolz desselben und die Abneigung von aller Mittheilung seiner Gewalt bekannt sey, so wäre es räthselhaft genug, daß er nicht jetzt eine so schöne Gelegenheit eine Krone zu erringen, ergreifen wolle, welche ihm die Unterstützung einer so mächtigen Ligue nicht allein verschaffen, sondern auch beständig erhalten würde.

Dieß waren die Beweggründe, durch welche der Staatsmann Feuquieres den gefürchteten Wallenstein für seinen Hof zu gewinnen suchte. Allein der Graf Kinsky wollte zuweilen auch etwas mehr, als todtes Organ seyn, und so kam es, daß er sich stellte, als ob er noch immer einer Antwort auf jene Zuschrift entgegen sähe. Während dessen entwarf er selbst eine Antwort, in der er sich im Namen Wallensteins erkundigte, auf welche Art er auf Frankreichs Beystand rechnen könne, und welche Erklärung der König von ihm verlange, ob er endlich die conföderirte Armee, oder bloß die seinige befehligen solle. Hierauf erwiederte Feuquieres: Seine Majestät verlangten von Wallenstein keine andere Erklärung, als die Versicherung, daß er sich in Böhmen festsetzen, darauf nach Oesterreich ziehen, und den Kaiser — aus Wien jagen solle: alsdann würden der König von Frankreich

und die Ligue ihm nicht allein allen Schutz verſprechen, ſondern ihm auch das Obercommando ſämmtlicher Heere übergeben.

Unterdeſſen aber vernahm Feuquieres, daß Wallenſtein in der nämlichen Angelegenheit, mittelſt des Grafen de la Tour, mit dem ſchwediſchen Miniſter Oxenſtiern unterhandle. Er ignorirte daher ſeine eigene Negotiation mit dem Friedländer, um erſt abzuwarten, wie weit die Unterhandlung mit Schweden gedeihen werde. Damit waren aber die Proteſtanten in Deutſchland nicht zufrieden, und man konnte es ihnen nicht verübeln, wenn ſie die Franzoſen beſchuldigten, dem Kaiſer Wallenſteins Anſchlag verrathen zu haben, um deſſen Unterhandlung mit Oxenſtiern zu vereiteln. Dieſer Verdacht gründete ſich nebſtbey auf Richelieus Haß gegen den ſchwediſchen Miniſter; allein der Cardinal war zu klug, alß daß er ſeine perſönliche Abneigung nicht hätte unterdrücken ſollen, um einen General in Thätigkeit zu erhalten, der dem Hauſe Oſterreich eben ſo gefährlich war, als er ſelbſt.

Daß Wallenſtein nach der Krone Böhmens trachtete, iſt wohl eben ſo entſchieden, als es begreiflich iſt, daß Ferdinand II. auf dem Puncte war, ſie zu verlieren. Es heißt dießfalls in den geheimen Nachrichten des Abbe Siri: „Nachdem der König in Schweden, Guſtav Adolph, Tilly und Pappenheim todt waren, die ihm (Wallenſtein nämlich) den Ruhm ſtreitig machen, und ſich ſeinen Unternehmungen widerſetzen konnten, glaubte er durch nichts mehr gehindert zu werden, mittelſt der zuſammengehäuften Schätze, und der unter ſeinem Commando ſtehenden anſehnlichen Armee, ſich zu einem glänzenden Glücke zu erhe-

ben, und fing an, sich in Unterhandlungen und Verbindungen einzulassen, um sich der böhmischen Krone zu bemächtigen."

Baptista Nani (Procurator von St. Marc) sagt, daß bald nach dem Hintritte Gustav Adolphs, Österreich angefangen habe, zu begreifen, daß Wallenstein bey der Verlängerung des Krieges im Reiche keinen andern Zweck habe, als sich die böhmische Krone zu verschaffen. „Die Österreicher," sagte er weiter, „die sich über den Tod des Königs Gustav freueten, ärgerten sich zugleich über ihren General, indem sie ihn beschuldigten, daß, da er eine so gute Gelegenheit, den Krieg mit Vortheil zu endigen, aus den Händen gelassen, er sich nicht allein der eigenthümlichen Klugheit eines Überwinders, sondern auch der seinigen, als eines großen Feldherrn, nicht bedient habe. Das Vertrauen des Kaisers Ferdinand verwandelte sich demnach von diesem Augenblicke an in den Verdacht, daß er den Krieg und das Commando zu sehr liebe." Weiter sagte Baptista Nani, daß ihm Spanien unter der Bedingung, wenn er unter seinem Namen eine Armee anwerbe, und sie gegen die Holländer führe, eine große Summe Geldes, und die Provinz Friesland mit dem Titel eines Königs angetragen habe, um seiner kriegerischen Eigenliebe zu schmeicheln, und zugleich seine Gesinnungen zu erforschen; daß Wallenstein aber diesen Antrag abgelehnt, und dadurch den Argwohn seines Monarchen nur noch vergrößert habe. An einem andern Orte sagt Baptista Nani über das Einverständniß des Herzogs mit Richelieu: „Es wurde kein Geheimniß daraus gemacht, daß Wallenstein sich heimlich bestrebe, die böhmische Krone an sich zu reißen; daß er dem Kaiser und seinen Söhnen nach dem Le-

den trachte; daß er mit den Schweden und Sachsen in Unterhandlung stehe, und gewisse Heimlichkeiten mit dem Cardinal Richelieu vorhabe, da indeß der französische Gesandte Feuquieres mit den Protestanten im Reiche negocire."

Wallensteins Betragen hatte den Kaiser Ferdinand schon lange aufs heftigste erbittern müssen; sein Entschluß, den Usurpator aus dem Wege zu räumen, war indeß nur halb gefaßt, bis ihn endlich der Graf d'Ognate, spanischer Ambassadeur, völlig zur Reife brachte. „Man muß," sagt dieser Staatsmann, „den Knoten mit dem Degen zerhauen, und es ist besser, durch den Tod eines Einzigen dem bürgerlichen Kriege ein Ende zu machen, und ihm zuvor zu kommen, als ihn durch Eifersucht noch länger zu reizen, und die Fehde zu unterhalten; es ist keine Zeit mehr zu verlieren, und man muß hier einen Entschluß fassen, bey dem man nicht lange überlegen, sondern abwarten müsse, daß der Ausschlag ihn krone."

Nach der Behauptung des pohlnischen Geschichtschreibers Piaseki ist Wallensteins Anschlag eine bloße Einbildung gewesen, und das verleumderische Phantom des italienischen Maltheserritters Ottavio Piccolomini, desselben Piccolomini, welcher sich, zur Belohnung seiner Intriguen nachmals in den Reichsgrafenstand, zum Ritter des goldenen Vließes, zum Capitän der kaiserlichen Leibgarde, und zum General der Armeen erhoben sah. Aber Piasekis hyperhumane Vertheidigung geht noch weiter. Wallensteins ganzes Verbrechen soll in seiner Macht, in seinem Ansehen bestanden haben, wodurch er vom Hofe und von den Ministern eben so sehr gehaßt, als er von seinen Trup-

ven seiner Freygebigkeit und Genialität wegen, geliebt und geachtet wurde. „Er zog sich nach der Schlacht bey Lützen," sagt Piasecki, „in welcher der König von Schweden das Leben verlor, einen gewaltigen Haß zu, da er, auf diesen glücklichen Zufall (?—) stolz, in vielen Stücken frey nach seinem eigenen Sinne verfuhr, die Befehle des Kaisers nicht weiter achtete, weil er öffentlich sagte, daß der Kaiser nichts von den Dingen verstünde, und die Soldaten durch häufige Geschenke meistens auf seine Seite brachte. Seine Neider legten dieses alles noch schlimmer aus, und bewirkten durch ihre verleumderischen Vorstellungen, daß die Gewalt dieses Mannes, wenn ihr nicht bey Zeiten Einhalt geschähe, dem Hause Oesterreich einst sehr nachtheilig werden könne, endlich bey dem Kaiser, daß er ihm das Commando zu nehmen, und einem andern General zu übergeben beschloß. Wallenstein, da er von dem, was wider ihn im Werke war, Nachricht bekam, hielt es nicht für gut, zu warten, bis man ihm den Abschied gabe, sondern entschloß sich, das Commando selbst niederzulegen. Er rief demnach die vornehmsten Officiere der Armee den 20. Jänner 1634 zu Pilsen zusammen, und erklärte, daß, da er seine Kräfte durch die bisherigen Beschwerlichkeiten ziemlich geschwächt fände, und er die bisherigen Unordnungen der kaiserlichen Schatzkammer überdrüssig sey, indem man ihm nie die nöthigen Gelder zu rechter Zeit ausgezahlt habe, er nicht länger im Stande sey, sein Amt zu verwalten, und solches nun niederlegen wolle. Er beschleunigte aber dadurch sein Unglück mehr, als er es entfernte, indem die Gunst der Soldaten seinen Feinden noch mehr Gelegenheit gab, ihn verdächtig zu machen. Denn da die Officiere, die er zusammen berufen hatte, ihm alle betheuerten, daß

ſie keinen andern Anführer haben wollten, als ihn, und ihn baten, daß er wenigſtens ſo lange das Commando behalten möchte, bis ihnen ihr rückſtändiger Sold ausgezahlt wäre, mit welchem es unter einem neuen Generale etwas ſaumſelig hergehen möchte (ein ziemlich egoiſtiſcher Beweggrund, der den Behauptungen Piaſekis ihr ganzes Gewicht benimmt), ſo geriethen einige Spione, die gehorcht hatten, auf den Argwohn, und breiteten das Gerücht aus, die Armee habe ſich verſchworen, dem Wallenſtein getreu zu bleiben (welche Seichtigkeit, welcher Widerſpruch!); ja ſie gaben der Sache eine ſolche Wendung, als ob ſich Wallenſtein den Eid der Treue habe leiſten laſſen, und ſich nun der Armee zur Unterdrückung des Kaiſers und des Öſterreichiſchen Hauſes bedienen würde. Sie ſetzten hinzu, daß er mit den Conföderirten in Deutſchland in ein Bündniß zu treten im Begriff ſey, mit deren Hülfe er ſich der böhmiſchen Krone bemächtigen wolle; und mit dieſem Geſchwätz fanden ſie Beyfall am kaiſerlichen Hofe. Beſonders machte ſich Ottavio Piccolomini, ein Kundſchafter der Spanier, bey Nacht und Nebel nach Wien ſelbſt auf den Weg, und begab ſich ſogleich zum ſpaniſchen Geſandten, den Grafen d'Ognati. Es war in der Nacht, und man eilte, den Kaiſer ſogleich aus dem Schlafe zu wecken, um ihm von dem, was vorgienge, Nachricht zu geben. Piccolomini verſicherte, daß Wallenſtein ſich mit der Armee zum Untergange des Kaiſers verſchworen habe; daß er, unter dem Vorwande, die Winterquartiere zu beziehen, ſich mit ſeinen Truppen gegen Wien gezogen habe, und im Begriffe ſey, in die Stadt einzufallen, um das kaiſerliche Haus zu unterjochen. Es wurde demnach mit anbrechendem Tage in allen Winkeln der Stadt nachgeſucht, ob man Soldaten von

Wallenstein anträfe, und wo sich einer fand, der wurde sogleich, obschon er von keiner Verschwörung wußte, ins Gefängniß geschleppt, und zu härtern Strafen aufbehalten."

Den 15. Februar desselben Jahres (1634) verblutete Wallenstein zu Eger, ein Opfer des wandelbaren Glücks. Piasekt merkt an, daß die grausamsten Martern der Tortur nicht fähig waren, den Anverwandten, Freunden und Dienern des Herzogs irgend ein bestätigendes Geständniß seiner Verschwörung zu erpressen. Vielleicht war dieser Umstand die Hauptursache ihrer Hinrichtung. — Die Güter dieser Unglücklichen, unter welche sich auch der schlesische Graf Schafgotsch befand, zog der Kaiser sämmtlich ein, um sie an die Familie Piccolomini und an die anderen Theilnehmer dieses Trauerspieles zu vertheilen. „Das war," sagt Nani, „das traurige Ende Albrechts von Wallenstein, der mit den Waffen ehemals das Reich im Zaume gehalten, und mit seinem Namen Europa zittern gemacht hatte. Er erhöhete den Adel seiner Geburt noch mehr durch heldenmäßige Eigenschaften, die ihn von den untersten Stufen bis auf den höchsten Gipfel des Glücks erhoben, der um so viel mehr geschätzt zu werden verdient, da er auf seinen eigenen Verdiensten, und nicht auf dem Untergange Anderer beruhte. Neben den vielen Fehlern des Stolzes, der Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, womit er öfters selbst seine Freunde beleidigte, lobten sogar seine Feinde die Klugheit, Wachsamkeit und militärischen Einsichten. Er schien über das Glück und alle Zufälle desselben erhaben zu seyn, oder besser zu sagen: da er alle Zufälle und Veränderungen des Glückes voraus sah, und denselben geschickt auswich, so schien es, als ob

er mit gar keinen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zu kämpfen habe. Er war gewohnt zu siegen, und die Welt hatte von seinem außerordentlichen Kriegsglücke so hohe Begriffe, daß sie, wenn er nicht gesiegt hatte, sich beredete, er habe nicht siegen wollen. So voll Ruhm aber auch sein Leben gewesen, so war doch sein Tod von einer großen Verachtung begleitet. Man hat über die Ursache seines Todes sehr verschieden geurtheilt u. s. w."

Meisterhaft hat man die Schilderung genannt, welche Sarrasin von diesem Feldherrn macht. „Wallenstein," sagt er, „war ein großer und kühner Geist, aber mit sich selbst uneins, und ein Feind der Ruhe. Er hatte einen starken und dauerhaften Körper, ein mehr majestätisches als angenehmes Gesicht. Er war von Natur zur Mäßigkeit geneigt, schlief fast gar nicht, arbeitete beständig, ertrug Kälte und Hunger, floh die Uppigkeit, und überwand die Plagen des Podagra und des Alters durch eine gute Diät und Bewegung des Körpers. Er sprach wenig, und dachte viel. Armeen zu errichten und zu versorgen, dazu war er meisterlich geschickt. Er bestrafte die Soldaten streng, belohnte sie dagegen aber auch reichlich, doch allezeit mit Wahl und Absicht. Im Unglücke war er standhaft; höflich wenn es nöthig war, sonst aber aufgeblasen und stolz. Ehrgeizig über die Maßen, beneidete er den Ruhm Anderer, und war auf den seinigen höchst eifersüchtig. Unversöhnlich im Hasse, grausam in der Rache, geschwind im Zorne, ein Freund der Pracht, des Staats und der Neuheit. Er schien bisweilen ohne Überlegung zu seyn, und that doch nichts ohne Absicht. Das gemeine Beste brauchte er stets zum Vorwande, ob sich gleich Alles auf die Vergrößerung sei-

des Glückes bezog. Er verachtete die Religion, und bediente sich ihrer nur zu Staatsabsichten. Er wußte sich so viel als möglich zu verstellen, und besonders uneigennützig zu scheinen. In den Geheimnissen Anderer war er sehr scharfsichtig, dagegen sehr geschickt, die seinigen zu verbergen, um so mehr, da er sich gegen Andere sehr freymüthig und offenherzig stellte, und beständig den Fehler der Verstellung an Andern tadelte, dessen er sich doch selbst im höchsten Grade bey allen Gelegenheiten bediente. Er hatte das Verhalten derjenigen sehr sorgfältig untersucht, die vom gemeinen Stande sich zu der höchsten Würde empor geschwungen hatten, so, daß er stets mit großen Aussichten schwanger ging, und alle die verachtete, die mit dem Mittelstande zufrieden waren. Als er endlich zu einem solchen Grade der Hoheit gelanget war, als die gekrönten Häupter, hatte er die Verwegenheit, die böhmische Krone dem Kaiser vom Haupte reißen zu wollen. Und ob er gleich einsah, wie gefährlich ein solches mit Untreue verknüpftes Unternehmen sey, so verachtete er doch die Gefahr, da er sie stets übersliegen hatte, und hielt Alles für erlaubt, sobald man die Absicht hätte, sich zu einem unumschränkten Herrn zu machen."

Unter denjenigen, welchen der Tod des Wallenstein schmerzlich zu Herzen ging, stand der Cardinal Richelieu oben an, denn dieser glühende unversöhnliche Feind des Hauses Österreich hatte in dem Herzoge ein Werkzeug verloren, durch das seine verderblichen Plane am schnellsten und entscheidendsten zur Reife hätten befördert werden sollen.

Geſchichte der Tinte.

Die Tinte iſt ſehr alt. Du halde berichtet, daß bey den Chineſen der Stein Mé die Tinte anzeigte; auch Jeremias, Dieſcorides und Plinius erwähnen ſchon der Tinte. Bey den Alten wurde dieſer Saft aus Sapa, oder röthlichem Moſt, aus Maulbeerſaft, Ofenruß, aus der ſchwarzen Feuchtigkeit des Tintenfiſches bereitet; die Chineſen machten ſie aus Lampenruß. Die rothe Tinte wurde von den Alten aus Röthel, Mennig, Zinnober und Scharlachbeeren verfertigt. Die rothe Tinte, mit welcher die griechiſchen Kaiſer ihre Namen unterſchrieben, beſtand aus dem Safte der Purpurſchnecke, und hieß Encauſtum; ſie ſchrieben auch wohl mit Gold. Die Vormünder der Kaiſer machten ihre Unterſchriften mit grüner Tinte. Recepte zu guter ſchwarzer Tinte geben Lerois, Lambert, Wieglieb, Halle ꝛc. und mehrere neuere Chemiker an.

Es iſt bekannt, was man unter ſympathetiſcher Tinte verſteht; die Erfindung derſelben mag aber eben nicht den Neuern zukommen. Schon in Ovid finden ſich Andeutungen davon; er räth mit Milch zu ſchreiben, weil ſie farbenlos und klebrigt ſey, um die Schrift dann, wenn man ſie leſen wolle, mit Ruß zu beſtreuen. Statt der Milch giebt Plinius den Saft einer gewiſſen klebrigen Pflanze an. Im Jahre 165.. machte Peter Borel eine ſympathetiſche Tinte bekannt, welche ſogar durch eine mäßige Wand wirket; Borel

hatte sie von einem Apotheker zu Montpellier gelernt. Das Geheimniß besteht in einer Bleyauflösung in Pflanzensäuren, und diese Schrift färbte sich auch in der Ferne durch den Dunst der arsenikalischen Schwefelleber schwarz. Diese Tinte kommt unter dem Namen der sympathetischen zuerst im Jahre 1684 vor. Ein Buch von 1705, das ein Frauenzimmer zum Verfasser hat, gibt Recepte zu einer sympathetischen Tinte; sie wird aus Kobalt und Scheidewasser bereitet; die Schrift verschwindet in der Kälte, und wird in der Wärme sichtbar. Man schien aber auf diese Erfindung nicht viel zu achten, bis der Jenaische Professor Teichmeyer sie im Jahre 1737 machte, und seinem Auditorio zeigte. Der Franzose Hellot lernte die Bereitung dieser Tinte von einem deutschen Künstler; im Jahre 1744 machte sie Hellot, und späterhin erwies Gesner, daß schon der Kobalt allein zu einer sympathetischen Tinte hinreiche. Vereitungsarten zu gewöhnlichen und künstlichen Tinten gibt Heinsius im Anhange seines deutschen Rathgebers, in welchem auch allerley Methoden zur Chifferschrift vorkommen.

Berchtesgaden dienet ffumezig Spissel gepratener Selbling ze sand Stephans:
Document vom Jahre 1362.

Wir Jacob von gottes gnaden Probst ze Berchtersgadan vergehen vnd tun chunt offentleichn mit disem prief allen den, die in ansehent lesent oder horent lesen nu oder hernach ewichleich.

daz wir mit wol bedachtem mut mit zeitigem Rat vnd recht wizzen bechennt habn, vnd bechennen auch für uns vnd all vns, nachkomen, daz die hochgeporn fürsten vnser gnedig hren die herczogen von Oster. vnser vnd vnsers gotshaus rechten vogt vnd Schirmer sind vnd sein schulln, vnd jeczund der durchleuchtig fürst herczog Rudolf von Oster. vns vnd vnsrm egenantn gotshaus von der vogtei wegen vil graden vnd gutichait getan vnd erczaigt hat, vnd sunderleich hat er vns vnd vnsrm goczhaus erbarphen von dem edeln hren dem Grafen von Schonberch, daz wir vnd vnser nachkomen ewikleich alle Jar czway phunt chüffel Salcz Weitz, vnd acht phunt chüffel chlains mit dem Lawr vnd darczu ein Speizuas vnd waz darauf ligt, daz wir bedurffen zu vnsrm veinlesen in Oster. jerleich fürfüren mügen an maut vnd zolle ze Asach, vnd wan wir schuldig sein so manichualtig guttet ze erchennen nicht allein mit geistleicher gedechtnuzze sunder auch ze widerchen mit erung zeitleher ding, Darumb loben vnd verhaizzen wir für uns vnd vnser nachkomen vnd in namen vnsers egenanten gotshaus, daz wir alle jar, die weil unser egenant hre herczog Rudolpf lebend ist an aller heilign abent durch zeitleichs glucks vnd ewig selichait willen sein durchleuchtig sein gemaheln frawen Kathrein der herczoginne vnd der hochgeporn hczog Ffridr. hczog Albr. vnd herczog Leupolt sein pruder ain mesf vnd offen ampt habn schullu in vnsrm egenanten gotshaus, daz man nennet vmb hail der lebenden, wan aber der egenant vnsr hre herczog Rudolf von Oster. von diser

werlt geschaiden ist, so schulln wir dennenthin ewikleich aller Jar auf den tag seins tods seinen Jartag begen in vnsrm vorgen-gotshaus als ainem andrn vnsrs gotshaus Chorhren vnd pruder, Auch loben wir vnd verhaizzen in dem namen als vor, daz wir all Jar auf all, heiligen tag gen Wienn auf daz goczhaus sand Stephans fumezig Spissel mit rain gebraten Selmlingn der Spissel jegleiche dreizzig Selmling hab, antwurten schulln in vnser aigen chost derselben Spisslein fumfczehen ainem probst, der je zu den zeiten da ist, vnd der gemain der Chorhren fumf vnd dreizzig werden vnd gevalln schulln, Alle dieweil aber auf dem goczhaus sand Stephans die probstei vnd cher Tun nicht aufgericht vnd volpracht ist, so schulln die fumfzehn Spissel dem pharrer, vnd die fumf vnd dreizzig der gemain der Capplan Daselbs ze sand gevalln vnd geantwurt werden an alle widerred vnd dez zu ainer ewigen gedechtnuzz, vnd mer Sicherhait geben wir vorgenant Probst Jacob vnsrn obgenantn hren den herczogen von Oster. ze ainem varn vrchund disen prief versigeltn mit vnsrm anhangenden Insigel, Der gebn ist ze Salczburg am phinczstag nach Sand Dorothee tag. Nach Christi gepurd drewzehenhundert Jar darnach in dem Zway vnd sechzigsten Jare.

Thomas Peladine, der Wundermann.

Ein Schreiben vom 25. Nov. 1747 aus Berlin meldet: Hier hält sich jetzt ein Magus auf, Thomas Peladine genannt, geburtig wie er sagt aus Livorno, der erstaunliche Kunstücke hervorzubringen weiß. So verwandelt er z. B. was es auch sey, das man ihm gibt, in eine verlangte Holzsorte. Hier verwandelte er ein Buch in Eichenholz. Jedoch bringt er sogleich alles wieder in seine vorige Gestalt. Er bringt herbey alle Arten von Vögeln; wirft einer ein mit Wein gefülltes Glas zu Boden, daß es in hundert Stückchen bricht, der Magus bewirkt, daß alle diese Scherben wieder sich zusammenfügen, daß das Glas wieder ein ganzes Glas wird, mit Weine, wie zuvor gefüllt. Einem großen Minister, bey welchem er seine Künste zeigte, both er an, vor seinen Augen seinen Bedienten in ein Pferd zu verwandeln. Dieß wird zugegeben. Der Diener fällt sogleich in einen tiefen Schlaf, und nach und nach verwandeln seine Glieder sich in die eines Pferdes. Schnell wird er wieder Mensch, und niemand kann ihn vom Schlafe wecken, als des Künstlers Ruf.

In einem zweyten Briefe heißt es: Der Künstler Peladine macht schöne Kunststücke öffentlich und in Privathäusern. Einem seiner Zuhörer steckte er eine Karte in die Tasche. Als dieser sie heraus nehmen wollte, fand er statt derselben einen lebendigen Sperling in derselben. Diesen sollte er wieder einstecken und

erklären, was er weiter verlange. Es war ein Papagey; und siehe da, zu aller Verwunderung kam ein Papagey hervor. In seinem ausgegebenen Avertissement heißt es: Thomas Peladine, gebürtig aus Livorno, wird zeigen, daß er mehr als hundert Geheimnisse der natürlichen Magie oder weisen Kunst besitzet. Er wird einem lebendigen Thiere den Kopf abhauen lassen, ihn wieder an seine Stelle setzen, und das Thier lebendig machen. Er wird jede Sache in ein lebendiges Thier verwandeln u. s. w.

Vom 12. December berichtet ein drittes Schreiben: Was die Hauptkunststücke dieses Künstlers und seine Verwandlungen betrifft, so zeigt er sie nie unter dem Preise von 50 Ducaten. Er verwandelt vor den Augen, setzt aber sogleich alles wieder in seinen vorigen Zustand. Er kömmt denen, welchen er etwas in die Tasche practicirt, nie über zehn Schritte nahe. Er kömmt, wenn er verlangt wird, allein und ohne Begleitung. Seine äußerliche Figur hält sich prächtig in Gold und Sammt. Er ist ein schöner freundlicher Mann. Er hat weder Tasche noch Werkzeug bey sich, sondern steht frey, mitten im Zimmer, oder vor einem Tische. Er erlaubt, alle seine Handlungen zu beobachten. Was er bedarf, läßt er sich im Hause geben, und die meisten Verrichtungen machen die Zuschauer selbst. Was er thut, thut er ganz gelassen, mit zufriedenem, ruhigem, doch nachdenkendem Gesicht. Der Marquis ** begehrte für 50 Ducaten eine Menschenverwandlung in ein Thier zu sehen. Peladine kam. Ein Küchenjunge wurde gewählt, in ein wildes Schwein verwandelt zu werden. Er kömmt, verschwindet vor den Augen der Gesellschaft, und aus einer Ecke des Zimmers kömmt ein Frischling gelaufen, ver-

ſchwindet gleichfalls, und der Junge ſteht wieder da. Ein zweyter Junge wird in einen Pudel verwandelt; Peladine zieht ſeinen koſtbaren Degen, haut dem Pudel den Kopf ab, ſetzt ihm denſelben wieder auf, der Hund verſchwindet, und der Junge ſteht geſund wieder da. Beyde Küchenjungen haben nicht die geringſte unangenehme Empfindung gehabt, außer daß ſie geglaubt haben, ſie hätten geſchlafen.

Dieſer Peladine, fügt der Erzähler hinzu, hat ſeine Kunſtſtücke an vielen Orten Deutſchlands gezeigt, und iſt hoch bewundert worden. Sein Vorgänger war Mirakuloſo Floriſonti, deſſen Kunſtſtücke in ſeiner Lebensbeſchreibung zu leſen ſind, und von welchem der Verfaſſer der Avantures d'un homme de qualité, qui s'est retiré du monde, ſpricht.

Monument des Leibhundes des Andreas Doria.

In dem Pallaſtgarten der Doria zu Genua befindet ſich ein Coloſſeum des Jupiters, mit einer Inſchrift, welche dem darunter liegenden Hunde gilt. Sie lautet zu deutſch:

Hier liegt der große Roldano, der Hund des Prinzen Johann Andreas Doria, der ſeiner großen Treue und Freundlichkeit wegen dieſes Denkmal verdient hat, und der, da er beyder Geſetze im Leben ſo ſtreng beobachtete, auch noch im Tode

werth gehalten ward, daß seine Asche dem großen Jupiter zunächst beygesetzt werde, welchem mit allem Rechte die königliche Bewachung gebühret.

Unter der Inschrift ist das Chronograph:

Visse XI enni e X mesi, morte in Settembre di MDCV. g:o III hore della notte.

Dieser glückliche Hund soll dem Admiral Doria von Philipp II. von Svanien mit einer jährlichen Pension von 500 Goldkronen (für den Hund versteht sich) verehrt, und dabey verordnet und beobachtet worden seyn, daß er von zwey Domestiken aus silbernen Schüsseln bedient werde.

Die Staatsreichthümer der Römer.

Der Reichthum der Römer war so eigenthümlich, und mit unsern jetzigen Ansichten dergestalt im Streite, daß er nur durch eine genaue specielle Berechnung anschaulich gemacht und nachgewiesen werden kann. Die tabellarische Form mag hier die beste seyn, also:

A. Berechnung der Geldreichthümer, welche Rom auf eine außerordentliche Weise (seit dem Ende des Punischen Krieges bis zur Eroberung Egyptens in 270 Jahren), erlangt hat.

I.) Beute an Gold und Silber, so im Triumphgepränge zur Schau getra-

gen wurde, um dann in den öffentlichen Schatz abgeliefert zu werden.

	Thaler
a) Von 22 zum Theil kleinen Triumphen seit der Beendigung des zweyten Punischen Krieges bis zur Unterjochung des Perseus von Macedonien (nach Livius bestimmten Angaben) 551,940 Pfund Silber, jedes Pfund zu 84 Denaren, und jeden Denar zu 5 guten Groschen berechnet, also 17 Thaler 12 Gr. oder ungefähr 6 Ducaten, folglich über	12,000,000
Ferner 13062 Pfund Goldes, jedes zu 240 Thaler, folglich etwa .	3,009,000
Dazu noch etwa 7 bis 8 Mill. Denare und andere Münzen . .	3,000,000
b) Von nachstehendem bedeutenden Triumphe:	
1) Scipio Africanus der Altere brachte von Carthago 133,000 Pfund Silber . . .	2,300,000
2) Sein Bruder L. Scipio Asiaticus von Antiochus dem Grossen, (nach Livius):	
148,664 Pf. Silber	2,790,000
1,024 Pf. Gold	250,000
234,000 Attische Vierdrachmenstücke	
331,000 Cistophorn und 140,000 Philippd'or	
Zusammen . .	900,000
Transport.	24,240,000

Transport.	24,240,000
3) Manlius Vulso von den Gallogräciern 220,000 Pf. Silber	3,800,000
und andere Geldsorten u. Gold	500,000
4) T. Quintius Flaminius von Kön. Philipp von Macedonien 18000 Pf. Silber, 3714 Pf. Gold, zusammen . .	1,000,000
5) Paul Amil vom K. Perseus nach der wahrscheinlichsten Angabe 10,000 Talente (der königliche Schatz) ohne anderer Herrlichkeiten . . .	12,500,000
(und noch andere Gelder und Kostbarkeiten, die Plutarch mit 3713 Pf. Goldes, 43270 Pf. Silber, und und 14514 Philippd'or angibt).	
6) Cato aus Spanien mehr als	1,000,000
7) Sylla v. Mithridat ꝛc. 15000 Pf. Gold, 115000 Pf. Silber	5,300,000
8) Pompejus im Triumph über Asien 20000 Att. Talente, jedes zu 1250 Thaler . .	25,000,000
(ohne dem was die Soldaten erhielten)	
9) J. Cäsar von Gallien 65000 Talente	80,000,000
10) Octavian August von Cleopatra 16000 Pf. Gold . .	6,240,000
Thaler:	159,580,000

Also 160 Millionen ist die Summe nur von dem, was sich factisch angeben läßt. Dabey sind nicht mitgerechnet: 1) ungeheure Beträge z. B. der Beute des

verwüsteten Carthago und Corinths, noch die große Beute des Lucull ꝛc. 2) Die Beuten der Feldherren und anderer Soldaten, die sich arithmetisch gar nicht angeben, und zum Theil schon aus dem erstaunlichen Aufwand des Lucull abstrahiren lassen. 3) Der Werth der Kunstwerke und Prätiosen, welchen man gering geschätzt auf 200 Millionen rechnen kann. —

II.) Summe aus andern außerordentlichen Zuflüssen, z. B.

	Thaler
1) Ersatz der Kriegskosten des zweyten Punischen Krieges 10000 Euböische Talente, jedes zu 4000 Denaren, oder 7500 Cristophoren oder $\frac{2}{3}$ eines attischen gerechnet, über	8,000,000
2) Philipp von Macedonien mußte 1000 attische Talente (zu 6000 Denaren) bezahlen . . .	1,250,000
3) Antiochus der Große 15000 Eub. (oder nach andern Lesearten 12000 att. Talente) also gering angenom.	12,500,000
4) Mithridat zahlte 2000 Talente .	2,500,000
5) Die Cyprische Erbschaft des Ptolom. Nothus zu 7000 Talenten .	8,750,000
6) Tigranes mußte zahlen 6000 Talente	7,500,000
7) Crassus Beraubung des Tempels zu Jerusalem 10000 Talente .	12,500,000
Thaler:	53,000,000

Aber auch hier sind nicht in Anschlag gebracht: Die attalischen Schätze aus Pergamus, die Anfangs 95,000 Talente, folglich über 100 Millionen Thaler

betrugen; ferner Syllas Erpressungen in Asien von 25 Mill. Thal.; die eines Cassius, eines Antonius ꝛc. Indeß blieben, selbst ohne diese Summe mit einzurechnen noch mehr als 200 Mill. Thal. übrig, die Rom auf außerordentliche Weise aus fremden Ländern zog. Unter die andern ungewöhnlichen Quellen gehören noch: 1) die geheimen und öffentlichen Erpressungen, die sich fast jeder Römer anmaßte; 2) die Summen der römischen Provinzialstatthalter, die sie im Normalwege beziehen konnten, 3) die rasch sich vermehrende Summe des öffentlichen Einkommens aus den eroberten Ländern; zusammen in der That namenlose Beträge.

B. Römischer öffentlicher und Privat-Reichthum.

I. Vorhandene Masse des baaren Geldes. Alles mühsamen Nachrechnens ungeachtet lassen sich hier keine festen Bestimmungen geben; doch mit Sicherheit kann man im Allgemeinen annehmen:

A. Im öffentlichen Schatz befanden sich:

1) sieben Jahre vor dem dritten Punischen Kriege 227 Pfund Gold, 92385 Pf. Silber;

2) beym Anfange des Marsischen Krieges 846 Pf. Gold.

3) aus dem niedergebrannten Capitol ꝛc. führte der junge Marius nach Prüneste, wie Sylla wiederbrachte: 15000 Pf. Gold, 7000 Pf. Silber;

4) Nach der Vertreibung des Pompejus aus Rom nahm Jul. Cäsar aus der Schatzkammer: 15000

Pf. Gold, 35000 Pf. Silber, und 40,000.000 Seſterze, alſo zuſammen 7 Mill. Thaler. (Sie, ſagt Plinius, war die Republik (der Schatz), reicher. Daraus geht hervor, daß er es eigentlich nie war; nur ein guter Haushalter wie Tiber vermochte es, wieder zu ſammeln, und ſeinem Nachfolger Cajus 132 Mill. Thaler zu hinterlaſſen).

B. In den letzten Athemzügen der Freyheit und unter den erſten Kaiſern mag der baare Reichthum von obiger Angabe nicht viel unterſchieden geweſen ſeyn, und man kann annehmen, daß in der Stadt Rom zu der Zeit, da die Freyheit ſich auflöſete, ein baarer Vorrath von 590 bis 800 Millionen vorräthig war. Dabey waren aber die Glücksgüter im höchſten Grade verhältnißlos vertheilt; Tauſende kamen um vor Hunger, wo einige Einzelne praßten.

C. Beyſpiele von reichen Privaten.

Vor Sylla gab es in Rom wenig reiche Leute; mit ihm erſt begann die Periode der vergänglichen Herrlichkeit. Von dieſes Mannes Schätzen kann man ſich aus obigen Daten einen Begriff machen; indeß wurde er gleichwohl noch weit übertroffen. M. Scaurus, ſein Stiefſohn, baute als Adil ein bloß auf kurze Zeit beſtimmtes Theater, um ſeine Spiele aufzuführen. Meiners ſagt von dieſem Gebäude: „Es ruhte auf 360 marmornen Säulen (die unterſten waren 38 Fuß hoch) und hatten 3 Abſätze, deren erſter (auf dem Boden) mit Marmor, der zweyte mit Glas, der dritte wahrſcheinlich mit reichen Tapeten belegt war. Die Seiten des Schauplatzes waren mit den ſchönſten Gemälden,

mit 3000 Statuen und anderen Kostbarkeiten geschmückt, die von solchem Werthe waren, daß Scaurus bloß in den überflüssigen Resten, die von seinen Sclaven auf das tusculanische Landgut gebracht, und aus Unwillen angezündet wurden, an 6 Mill. Thaler verlor. 80000 Zuschauer konnten bequem darin sitzen." Und das war ein Gebäude nur auf kurze Zeit bestimmt!

Die Prachtliebe des Lucull ist bekannt. Als ein Freund ihn ersuchte, ihm zum Theatergebrauch 100 Kleider zu leihen, gab er ihm 3000. Ungeheuer war der Aufwand seiner Tafel, und auf seine Fischbehälter verwendete er erstaunliche Summen, daß ihn Pompejus den römischen Xerxes nannte.

Ein gewisser Paulus Amilius würde sonst nicht bekannt worden seyn, wenn er nicht eine Säulenhalle gehabt hätte, welche an 3 Mill. Thaler kostete.

C. Pomponius Magnus, der an Grundstücken für viele Millionen hinterließ, hatte bloß als Nebengebäude eines Tempels ein Theater mit Sitzen auf 40000 Zuschauer, und der Unternehmer dieses Theaters war einer seiner Freygelassenen!

Die Schulden des Jul. Cäsar beliefen sich auf 12 Mill. Thaler. Die Geräthschaften bey den Spielen und Thierkämpfen, die er als Adil bey der Begräbnißfeyer seines Vaters dem Volke gab, waren sämmtlich von Silber, und der Schauplatz der Spiele des Antonius war ganz von Silber (wahrscheinlich doch nur versilbert).

Nach Sylla war der reichſte Mann in Rom während der Republik M. Licinius Craſſus; ſeine Grundſtücke waren mehr als 10 Millionen Thaler werth; er hatte ein ganzes Heer von Sclaven, unter welchen alle Arten von Künſtlern und Handwerkern zu finden waren. Die 800 Talente, wußte er auf 7100 zu vermehren. Gering berechnet beſtand ſein ganzes Vermögen aus 15 Millionen Thaler.

In dem Teſtament eines gemeinen Bürgers, Namens Claudius Iſidorus, hieß es, daß er, Trotz ſeines Verluſtes durch den Bürgerkrieg, doch noch 4116 Sclaven, 3600 Joch Ochſen, 250000 Stück verſchiedenes anderes Vieh, und in Baarem an 3 Mill. Thaler hinterlaſſen. 50000 Thaler beſtimmte er bloß zu ſeiner Begräbnißfeyer.

Der Wüſtling Apicius hatte ungefähr 5 Millionen Thaler im Vermögen. Eines Tages zeigte es ſich bey der Reviſion ſeiner Caſſa, daß ihm nur noch der zehnte Theil übrig geblieben; und dieſer Umſtand machte, daß er ſich umbrachte.

Ungeheuer war der Aufwand, welchen Agrippa, der Schwiegerſohn des Auguſt, machte. Das meiſte verwendete er auf Waſſerleitungen; er legte 700 Waſſerbehälter an, und 105 Springbrunnen. 150 iſt die Zahl der Caſtelle, die er aufführte; 300 broncene und marmorne Bildſäulen und 400 Marmorſäulen ſchmückten ſie.

Zu Parallelen zwiſchen den außerordentlichen Zuflüſſen des römiſchen Schatzes und derer aus der neuern Zeit, mangelt es nicht an Stoff. Seit der Entde-

ckung von Amerika hat Spanien vielleicht noch mehr als 5000 Millionen Thaler an Gold und Silber aus diesem Welttheil gezogen; Portugall 1000 Millionen. Während eines Zeitraumes von 100 Jahren haben die Niederlande durch den Ostindischen Handel 1620 Millionen Gulden gezogen. Nicht geringer als die Schätze, die die Römer aus Macedonien schleppten, waren die Summen, welche die Westindische Compagnie von den Spaniern erbeutete. Peter Hein machte im Jahre 1628 mit Einemmale von den Spaniern eine Beute von 11½ Millionen Gulden. Aus Hindostan brachte Schach Nadir gleichfalls auf einem einzigen Zuge 700 Millionen Thaler, und England hat seit Lord Clives Zeiten aus Ostindien 700 bis 800 Millionen Thaler (oder wie einige sagen, sogar so viele Pfund Sterling) erhalten ꝛc.

Instructive Zuschrift der Frau von Maintenon an die Frau von Auvigné über ihre Haushaltung.

Sie werden mirs glauben liebe Schwester, daß ich Paris besser kenne, als Sie. Ich schicke Ihnen in dieser Rücksicht einen Plan zu Ihrer Haushaltung, wie ich sie einrichten würde, wenn ich nicht am Hofe lebte.

Ihrer sind zwölf, Herr und Frau, drey Mägde, vier Bediente, zwey Kutscher, ein Kammerdiener.

15 Pf. Rindfleisch, zu 5 Sous das Pf.								3 Liv.	15 S.
Zwey Braten	.	.	.	.				2	»	10 »
Brod	.	.	.	.	.			1	»	10 »
Wein	.	.	.	.	.			2	»	10 »
Holz	.	.	.	.	.			2	»	— »
Obst	.	.	.	.	.			1	»	10 »
Wachslicht		.	.	.	.			—	»	10 »
Talglicht	.	.	.	.	.			—	»	8 »
								14 Liv.		13 S.

Ich rechne 4 Sous für Wein, auf die 3 Bedienten und 2 Kutscher, so viel gibt Frau von Montespan den ihrigen. Hätten Sie den Wein selbst im Keller, so würde er Ihnen nicht 3 Sous kosten. Ferner rechne ich 6 Sous für den Kammerdiener und 20 für Sie beyde, die Sie nicht für 3 Sous trinken. Ich rechne 1 Pfund Talglicht auf den Tag, ob Sie gleich nur ein halbes brauchen; und 10 Sous für Wachslichter, wovon 6 aufs Pfund gehen, das 1 Liv. 10 S. kostet, und 8 Tage reicht.

Ich setze 2 Liv. für Holz an. Sie brennen aber nur 3 Monate im Jahre welches, und heizen nur 2 Zimmer.

Zwey Braten: Sie ersparen einen, wenn Sie Mittags oder Abends wo zu Gaste sind; dafür habe ich aber kein gekochtes Huhn zur Suppe angesetzt.

Wir verstehen uns auf die Wirthschaft. (So schreibt die Frau von Maintenon!) Sie können, ohne die Summe von 15 Livres zu übersteigen, noch ein Voressen von Würsten, Hammelszungen, Kalbsgekröse oder dergleichen auf Ihrer Tafel haben.

Es kann Ihnen also liebes Kind, die Woche nicht über 100 Liv. kommen; das sind monatlich 400 Liv.; wir wollen 500 annehmen, damit die Kleinigkeiten, die ich vergessen habe, sich nicht beklagen, daß ich ihnen Unrecht thue; 500 Liv. des Monats betragen:

Für Essen und Trinken . .	6000	Livres.
Für Ihre Kleider	1000	»
Für Hausmiethe	1000	»
Für Lohn und Livrey des Gesindes	1000	»
Für die Kleider, für Oper und die Nebenausgaben Ihres Mannes (!)	3000	»
	12000	Livres.

Was von Ihrem Einkommen übrig bleibt, reicht zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben hin, zu Tractamenten, Bezahlung kleiner Schulden ꝛc. Leben Sie wohl, liebes Kind ꝛc.

Noch Einmal: so schreibt eine Maintenon! — Aber es war auch in einer Zeit, wo 12000 Liv. — 12000 Livres waren.

Beyspiele des ungeheuern Luxus der Römer.

Den beyspiellosen Aufwand und luxuriösen Übermuth dieser Herren der Welt schildern Sallust und Livius im Allgemeinen sehr treffend. Ersterer sagt: Als der Reichthum ehrenwerth geworden war, und ihm nur

Achtung, Staatswürden und Macht zu Theil wurden, ſo erſchlaffte die Männlichkeit, gereichte Armuth zum Vorwurf, und Unverdorbenheit wurde wie Meuterey betrachtet. Man darf nur die ſtadtmäßigen Häuſer und Villen betrachten, und ſie dann mit den Tempeln der Götter vergleichen, welche unſere Vorfahren, das gottesfürchtigſte Volk, gebaut haben. Was ſoll ich deß gedenken, das außer den Augenzeugen niemanden glaublich iſt? Daß mehrere Privatperſonen Berge umgekehret, und Meere abgedämmt haben; Leute, die ihren Reichthum mißhandelten, und ihn lieber mit Schande verbrauchen, als mit Ehren beſitzen wollten. Für den Gaumen durchſucht man das Land, die Meere der ganzen Welt. Man ſchläft, ohne ſchläfrig zu ſeyn; weder Hunger noch Durſt, weder Abkühlung noch Ermattung erwartet man: alles das wird durch Uppigkeit erkünſtelt. — Und der kräftige Livius erklärt: Sowohl Aſien voll luſtiger Städte und reich an Erzeugniſſen des Landes und Meeres, als die Weichlichkeit der Feinde und die königlichen Reichthümer, machten die römiſchen Heere mehr reich, als kriegeriſch. Vorzüglich unter dem Oberbefehl des Manlius wurde ihnen freyer Wille gelaſſen. — Und man war deſto aufgebrachter gegen den Manlius, weil er die von ſeinem Vorgänger ſtreng behauptete Kriegszucht durch alle Arten von Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet hatte. Das aber gereichte ihm nicht nur zum Vorwurf, was man aus Erzählungen aus der Provinz erfuhr, ſondern vielmehr dasjenige, was man an ſeinen Soldaten tagtäglich vor Augen hatte. Durch dieſes aſiatiſche Heer iſt die ausländiſche Uppigkeit nach Rom gekommen Dieſe Leute haben zuerſt mit Metall ausgelegte Ruheſeſſel, koſtbare geſtickte Kleider und andere feine Webereyen, und, was man damals ſchon

für geringe Sachen hielt, Armstühle und Spieltische nach Rom gebracht. Damals setzte man zu den Vergnügungen gesellschaftlicher Mahle noch Sängerinnen, Spielleute und Tänzerinnen; die Mahle selbst aber wurden schon mit Auswahl und Aufwand angerichtet. Damals wurde der Koch, sonst der geringste Sclave dem Preis und der Nutzung nach, schon wichtiger, und diese ehemalige Sclavenarbeit eine Kunst. Das Alles, was man damals sah, war inzwischen ein geringer Saamen der folgenden Üppigkeit. — Also schildert Livius die Vorzeichen und den ersten Anfang jenes erstaunlicher Luxus, den ich mit Beyspielen näher beleuchten will.

Zuerst mögen die Triumphfeste genannt werden. Der Sieg über den Antiochus hatte dem Senat so unermeßliche Reichthümer zugebracht, daß er über deren Verbrauch in Verlegenheit gerieth. Man gab daher dem Überwinder L. Scipio eine ungeheure Summe, um dem Volke außerordentliche Schauspiele und Feste zu veranstalten. Obschon dabey Pracht und Verschwendung im höchsten Grade herrschten, so konnten sie sich gleichwohl nicht mit den Spielen vergleichen, die auf den Triumph des Sylla folgten; solche Herrlichkeiten waren in dem glänzenden Rom noch nicht gesehen worden. Die Soldaten erhielten ganze Landgüter zur Belohnung, zu welchem Behuf ganze Länder in Italien confiscirt wurden. Nach dem Triumphe des Lucull geschahen Austheilungen, Schauspiele und Bewirthungen des ganzen Volkes; bey letzteren vertrank man 100,000 Eimer Cbier-Wein. Bey dem Triumphe des Pompejus über Asien wurden vorgetragen: 15 Königreiche, 800 überwundene, 29 unbevölkerte Städte, 1000 eroberte Festungen in effigie, und jeder Sol-

dat wurde nur vor der Hand mit wenigſtens 300 Thalern beſchenkt. Als kurz darauf Cäſar über Gallien, Egypten, Pontus, Juba und Spanien triumphirte, beſtanden die Geräthſchaften aus Citronenholz, Acanthusholz, aus Schildkröte, Elfenbein und Silber. Nach gehaltenem Triumphzug begannen Fechterſpiele und alle Arten von Feyerlichkeiten; 2000 Gladiatoren fochten auf Leben und Tod; 40 gerüſtete Elephanten, die bey dem Triumphzuge Fackelträger vorgeſtellt hatten, wurden in ein Gefecht, wie im Felde gebracht; Gefechte zu Pferde und zu Fuß wechſelten mitſammen ab; um eine Seeſchlacht vorzuſtellen, grub man ein Meer aus; über das ganze Forum und alle Zugänge vom Capitol, waren, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, feine leinene Tücher ausgeſpannt. 22000 Tafeln mit den ſeltenſten Speiſen und Getränken waren mehrere Tage hindurch bereit, das geſammte Volk zu bewirthen. Zu dieſer Bewirthung wurden von dem leckerhaften Fiſchmeiſter C. Hirnius 6000 Mürenen geborgt, weil ſie ihm zum Verkauf um keinen Preis feil waren. Die Getränke waren Falerner und Chier, ſo ſelten als jetzt etwa der Tokayer und Cap. Dabey wurde die ganze Armee reich an Geld beſchenkt; jeder Gemeine erhielt z. B. 960 Thaler, jeder Hauptmann doppelt, jeder Reuter dreymal ſo viel. Jedes Individuum aus dem Volke wurde mit 10 Scheffel Getreide, mit 10 Maß Öl und mit 400 Denarien, (ſoviel als 10 Thaler) betheilt. Dieſer ungeheure Aufwand wird noch erſtaunenswürdiger, wenn man bedenkt, daß zu gleicher Zeit das Forum Caesario auf 5 bis 6 Millionen Thaler koſtete, und der Circus maximus eingerichtet wurde, welcher 250,000 Zuſchauer faßte.

Von der Verschwendung und dem ausgesonnenen Übermuthe bey den Schauspielen kann man sich durch das des Curio einen Begriff machen, welcher, da es ihm doch nicht möglich war, es dem Scaurus zuvor zu thun, diesen doch auf eine andere Art übertreffen wollte. Curio ließ zwey große Theater von Holz bauen, mit den Rücken auf einander stoßend, wovon jedes auf einer einzigen Angel, wie in der Luft beweglich schwebte. Als Vormittags die Schauspiele zu Ende waren, gab Curio plötzlich ein Zeichen, und im Nu drehten sich die beyden Theater um, und es begann ein Fechtspiel. „Was soll man," sagt Plinius, „bewundern, den Erfinder oder das Werk, den Gedanken oder die Genehmigung? die Befolgung oder den Vorschlag? Mehr als Raserey war es doch vom Volke, so unsicher, so gefährlich hier zu sitzen. Ha! ist das der Völkerbändiger, der Sieger des ganzen Erdreichs, welcher Nationen und Königreiche ausspendet, dem Auslande Gesetze vorschreibt, und unter den Menschen wie eine Art von Gottheit erscheint, die hier auf einer Maschine schweben, und der Gefahr Beyfall zuklatschen! O des gering geachteten Lebens, (ruft der Klassiker aus) so Vieler, und wer mag noch Cannä bejammern? Welch Unglück konnte hier so leicht geschehen! *) Städte versanken, Alles jammerte schon, und sieh! das ganze Römervolk hier wie in zwey Schiffen; nur zwey Angeln tragen es; es ist Zuschauer seines eigenen Kampfes um Tod und Leben, wenn die Maschinen nachließen, in einem Nu wäre Alles des Todes!" — Der unsinnigste Aufwand wurde mit Kampfthieren ge-

*) So wie zu Fidenä, wo durch den Einsturz eines hölzernen Theaters 50,000 Menschen umkamen.

macht, wie denn Pompejus 78, und Cäsar 40 Elephanten zum Kampfe stellte; Sylla 100 Löwen mit Mähnen, Pompejus 600 Löwen, unter denen sich 315 mit Mähnen befanden, und Cäsar 400. Antorius trieb es noch ärger, indem er die Löwen, wie sonst Pompejus die Elephanten formlich einspannte. Bey derley Gelegenheiten galten die Gesetze nur als leere Worte: der Senat hatte verboten, Panther aus Afrika zu bringen, aber zum Behufe der Circassischen Spiele achtete man des Befehles nicht. Dieser Thiere stellte Scaurus als Adil 150 auf, Pompejus 410, August 420. Dem blutgierigen hinterlistigen Tieger traute man Anfangs nur in Käfigen, allein bald sah man ihn gezügelt und bespannt Wagen ziehen. Reichlicher als die Wohlthäter des Vaterlandes waren die Schauspieler bezahlt. Roscius Amerinus zur Zeit des Sylla hatte jährlich 20,000 Thaler, und hinterließ seinem schwelgerischen Sohne Millionen. Dieser Aufwand erinnert an Athen, wo man zur Aufführung einer einzigen Tragödie Millionen vergeudete ꝛc.

Züge von dem römischen Luxus im Privatleben kommen bereits in den historischen Raritäten vor.

Herzog Rudolphs IV. Freyheitsbrief über die Güter auf der Wieden in Wien, die der St. Stephanskirche gehörten: Urkunde vom Jahre 1363.

Wir Rudolf der vierd von Gotes gnaden Erzherzog ze Ostereich, ze Steyr und ze kernden, her ze krayn auf der March und ze Portenau, Graf ze Habspurg, ze Tyrol, ze phirt, und ze kyburg, Markgraf zu Purgaw, und Lantgraf in Elsazz. verrichten und tun kunt offentlich mit diesem brief, für uns unser brueder und erben Allen gotesglaubigen, die denselben brief sehen lesn, oder hören lesen. Seind wir die erbn und lehenherren Pharrkirchen ze sand Stephan ze Wienn, unser Lehenschaft, Passaw. Bistum, mit guter vorbetrachtung, und mit zeitigen Rat unser freunt weltleicher und geistleicher fursten, und auch nach rat unserr lieben getrewen unsern lantherren und unsers Rats, darzu erwelt und erkorn haben, dacz wir da ein Tumkirchen, und ein Probstey in eren und namen aller heiligen, aufrichten, und stiften wellen, ducht uns billich sein, und zimet wol; daz wir die vorgenant Pharr ze sand Stephan zu wienn behalten und Innhaben bei allren rechten und wurden die sie bei unsern vordern seliger gedächtnuzz hat herbracht, und seind etleich lawt und gueter vor kerner tor ze Wienn auf der wieden ze der egenan Pharr ze St. Stephan gehörent wellen wir und offen auch mit diesem brief, dacz dieselben widmer wie die gnant sind, gegenwär-

tig, und künftig ewiclich beleiben, bei allen rechten und guetn gewohnhalten, die ſie von Alter herbracht und gehebt habent, und ſullen ni weder unſer Purger von wienn, noch yeman ander, da wider kain irrung noch Funal tun, in kainen weg. Was wir auch fürbas ſelber damit tun, und ſchaffen, oder wie wir das pezzern verkeren oder verendern, des haben wir vollen gewalt, und wainn und wellen auch, das es dabey beleib an irrung, mit vrkunt diez briefs beſigelten mit unſern grozzen fürſtlichen Inſigel.

Der geben iſt ze Wienn an ſand Urbans tag nach kriſts geburd dreuzehen hundert Jar, darnach in dem drew und Sechzigiſten Jare unſers Olters in dem vier und zwainzigiſten, und unſers gewalts in dem ſunften Jahre.

Luthers Brief an Hänschen, ſeinen kleinen Sohn.

Gnade und Friede in Chriſto, mein liebes Söhnlein! Ich ſahe es wohl gern, daß du wohl lernteſt und fleiſſig beteſt; thue alſo mein Söhnchen, und fahre fort. Wenn ich heimkomme, will ich Dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen, luſtigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und leſen ſchöne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirſchen, Spillinge und Pflaumen auf, ſingen, ſpringen und ſind fröhlich, haben auch

schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Satteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, was die Kinder wären? Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten, fleißig lernen und fromm sind.

Da sprach ich: lieber Mann: Ich habe auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther, dürfte der nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er in den Garten kommen, Lippus und Jost auch; und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeiffen, Pauken, Lauten und allerley Saitenspiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeiffen, Pauken und feine silberne Armbrüste, aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Manne: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete, wohl lerne und fromm sey, auf daß er auch in diesen Garten komme, aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll so seyn; gehe hin, und schreibe es ihm.

Darum liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit ein-

ander in den Garten kommen. Hiemit ſey dem lieben allmächtigen Gott befohlen. 1530.

Wunderbare Regen.

Der verdiente Franzoſe Quatremère (memoir. geogr. et hist. sur l'Egypte) hat aus morgenländ. Schriften mehrere Beyſpiele von merkwürdigen Regen geſammelt, unter denen ſich folgende ganz beſonders auszeichnen.

Nach der Syriſchen Chronik ſoll im Jahre 742 ein förmlicher Staubregen gefallen ſeyn. Zu Tabeſtan ſoll einſt ein ungeheurer Stein vom Himmel gefallen ſeyn; und der Verfaſſer des Mirat-al-Zeman erzählt, nach Ibu Habib al Haſchemy daß im Jahre 238, daher eben Abdallah dieſen Stein dem Kalifen Mutawakel zugeſchickt habe.

Ibu al Athir erzählt, daß ſich im Jahre 285 der Hegira in der Stadt Kuhah ein mit gelbem Dampf erfüllter Wind erhoben, der bis zum Sonnenuntergang währte, und ſeine graue Farbe ſodann in ſchwarz verwandelte. Eine Stunde ſpäter regnete es in dem Dorfe Ohmeddad und ſeine nächſte Umgebung ſchwarze und weiße Steine, deren innere Geſtalt warzenähnlich war. Mehrere dieſer Steine ſchickte man nach Bagdad, um ſie dort als ein ominöſes Wunder zu zeigen.

Der Verfaſſer des Mudjemel al Tawarith berichtet, daß man im Jahre 318 zu Bagdad einen gro-

ßen Theil des Horizont ganz geröthet gesehen habe, und daß bald darauf eine Menge rothen Sandes vom Himmel gefallen sey.

Sylvester de Sacy hat unter andern einen arabischen Autor ins französische übersetzt, welcher, jedoch ohne die Zeit zu erwähnen, anführt, daß zu Djordjan eine Masse körnigen Eisens vom Horizont gefallen sey. Doch ereignete sich diese seltsame Naturbegebenheit in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts der Hegira, wie nämlich Avicenna erzählt, dessen Abulfeda erwähnt; er ertheilt dießfalls Nachstehendes: „Zu meiner Zeit" sagt er, „fiel in der Provinz Djordjan ein Stück Metall aus der Luft, welches ungefähr 150 Mann wog (!). Als es auf die Erde gefallen war, sprang es wieder in die Höhe, wie ein an die Mauer geworfener Ball, und fiel dann wieder zu Boden. Sein Fall war von einem schrecklichen Lärm begleitet. Viele Personen liefen hinzu, um die Ursache davon zu erfahren, fanden dieses Stück, und trugen es zum Statthalter von Djordjan. Mahmud ben Sabektekin, Sultan von Khorasan, befahl diesem Beamten, ihm sogleich das ganze Stück, oder wenigstens einen Theil desselben zu schicken. Die außerordentliche Schwere des Stückes machte die Ausführung dieses Befehls unmöglich. Man versuchte, etwas davon abzuschlagen, allein das Metall war so hart, daß alle Werkzeuge daran zerbrachen. Nur mit der größten Mühe wurde endlich ein Stück davon abgebrochen. Dieß befahl der Sultan in einen Degen umzuschmieden, allein es war unmöglich. Der mir gemachten Beschreibung zur Folge," fügt Avicenna hinzu, „bestand diese Metallmasse aus kleinen runden Körnern, die Hirsekörnern ähnlich sahen, und fest an einander hingen."

Nach der Erzählung des Verfaſſers des Mirat-al-Zeman fiel im Jahre 464 zu Irak ein Regen, vermiſcht mit Hagel und Erdkugeln, welche Sperlingseyern ähnlich, und von einem angenehmen Geruch waren.

Im Jahre 716 lief, wie Macrizij berichtet, aus den Bezirken von Kara, Hames, Balbek, Alep, Agazzi und Harem die Nachricht ein, daß daſelbſt ein ungeheuer heftiger Regen, und darauf Hagelkörner von der Größe einer Apfelſine gefallen ſey, der Thiere und Menſchen getödtet, und ganze Dörfer verwüſtet habe. Nicht lange darauf fiel ein Regen von großen und kleinen Fiſchen, die von den Einwohnern ſehr wohlſchmeckend gefunden und verzehrt worden. Nach dieſem Regen fielen vom Firmamente eine große Menge theils lebendiger theils todter Fröſche.

Nach demſelben Schriftſteller fielen im Jahre 723 in der Provinz Mortahibas auf einen Regen und ſtarken Wind Hagelkörner, von einer Schwere von mehr als 50 Diehems, und die Steine welche es dabey regnete wogen über 7 bis 30 Rottel. Viele Ochſen und Schafe kamen dabey um, und einige Flecken wurden zerſtört.

Abentheuerlicher iſt, was Macrizij von einem Regen meldet, der im Jahre 753 während eines Treffens zwiſchen den Bewohnern von Zeila und den Abyſſiniern ſtatt fand. Es ſoll verfaultes Waſſer vom Himmel gefallen ſeyn, und darauf ſoll es Schlangen geregnet haben, durch die viele Abyſſinier ihren Tod fanden. Indeſſen ſagt gleichwohl ein anderer Schriftſteller, daß

im Jahre 973 in der Stadt Sbiger in Syrien ein Schlangenregen gefallen sey.

Interessant mag ein Vergleich mit ähnlichen Angaben von alten Autoren seyn. Quatremère führet folgende Stelle aus Eutathius an: Einst sah man in der Gegend des Berges Maron einen Schwarm Ratzen, welche der Wind durch die Luft führte, und so heftig gegen die Mauern der Häuser warf, daß sie alle umkamen. Der Aussage der Geschichtschreiber gemäß sind nicht allein Ratzen von der Erde aufgehoben worden, sondern einige Mal sind sie auch vom Himmel gefallen: so hat man, nach dem Berichte des Athenäus, oft Fische regnen gesehen. Phanias meldet, auf dem Chersonesus habe es 3 Tage hinter einander Fische geregnet. Er setzt hinzu: in der Gegend von Päonien und Doedanien seyen so große Frösche gefallen, daß die Häuser und Straßen damit angefüllt waren; überall saßen sie haufenweise. Als sie starben, gaben sie einen so scheußlichen Gestank von sich, daß die Einwohner sich genöthigt sahen, auszuwandern.

Der Pfarrer Gerhard bey St. Stephan schenkt den Frauen im Himmelpfortkloster zu Wien einen Weingarten; Urkunde vom Jahre 1267.

Omnibus Christi fidelibus intuentibus praesens scriptum. Nos Leupoldus Prior fratrum Predicator. Leo Gardianus Fratum Minor. et Otto

(a) Judex in Wienna volumus esse notum. Quod accedentes ad nos viri discreti Magister Gerhardus Ven. Plebanus Wien. et Frater Artolfus (b) Commendator domus Teutonice in Wienna unacum Fratribus suis ibidem de subscriptis omnibus in nostra praesentia sunt confessi inter se taliter convenisse videlicet, quod idem Magister Gerh. vineam quandam in pede montis, que Albrechsreutt dicitur, situata que eciam vinea Peunta in Minerlech vulgariter appelatur, cum omnibus terminis et attinenciis vino et quolibet usufructu pro septuaginta marcis argenti ponderis Wienn. seu pro tanti valoris denariis quatum LXX. marce argen. faciunt estimate a Fratre Artolfo predicto et suis Fratribus se asseruit comparasse de bona voluntate et licentia Commendatoris generalis per Austr. (c) cujus consensum super vendicionem hujusmodi in ejusdem Commentatoris litteris se idemus plenius contineri. Accedente eciam consensu et beneplacito Ulrici de Calemberg, qui est ejusdem vinee Perg-magister, cui etiam predictus Mag. Gerh. similia ivra vel servicia exhibebit pro vinea memorata que nominatus Fr. Attolfus hactenus eidem dinoscitur servivisse, que omnia superius recitata idem Frater Ortolphus asseruit esse vera, Cunfitende una cum Fratribus suis de predictis LXX. mar. seu valore ipsarum a Magistro Gerh. predicto plene sibi et integraliter satisfactum, Renuncians omni excepcioni non numerate pecunie ac omni alii juri sibi et Fratribus suis ex eadem vinea competente, per quod hujusmodi empcio vel vendicio posset imposterum aliqualiter irritari,

quam vineam de consensu et licentia prelibati Ulrici de Calemberg predictus Magister Gerh. in eorum remissionem peccaminum pro animabus quoque omnium parentum suorum, qui ab hoc seculo decesserunt, dominabus de Porta celi, quas ibidem suis sumptibus in domo propria collocavit, tradidit libere perpetuo possidendam, hujusmodi condicione nichilominus interjecta; ut si eedem domine recluse perpetuo esse voluerint et sancti Augustini regulam observare quam coram Leupoldo Priore Ottone de Wurnitz (d) Fratribus Ordinis Predicator et ipso Magistro Gerh. de scitu et licen. Ven. Patris Domini Petri Patavien. Episcopi sunt professe et quemadmodum in ipsorum manibus promiserunt ex tunc eandem vineam pacifice possideant et quiete. Alioquin predicta vinea in jus et proprietatem matricis Ecclesie St. Stephani Wienn. omni modis devolvatur. In quorum omnium testimonium et perpetuam memoriam Nos Leupold et Leo Fratres et Otto Judex predicti ad peticionem et instanciam predictorum videlicet Magistri Geth. et Fratris Ortolfi presentem litteram nostrorum Sigillorum impressionis munimine fecimus roborari. Acta sunt hec Wienne Anno domini Millesimo ducentesimo sexagesimo septimo XV Kal. Augusti presentibus testibus infrascriptis videl Mag. Theudorico plebano in Polan, Fratre Willhalmo et Fr. Ortwino de domo Teutonica, Magistro Ottono subdiacono perpetuo vicario eccles. St. Stephani, Raymbotone dicto Zeleub, Hermanno filio dmni Hiltmari Alberone de Symamge, Arnoldo dicto

lenner et aliis quam pluribus rogatis ad hoc pecialiter et vocatis.

Einzug der Königinn Isabelle von Frankreich zu Paris im Jahre 1386 *).

Im Jahre 1385 vermählte ſich Carl VI. mit der Prinzeſſinn Iſabelle von Bayern; im nächſten Jahre hielt ſie zu Paris ihren feyerlichen Einzug. Eine kurze Schilderung desſelben kann uns den Geſchmack, den Aufwand, und die Galanterie der damaligen Zeit anſchaulicher machen, als alle ſonſtigen Sittengeſchichten.

Der geſammte Hofſtaat war zu St. Denis verſammelt. Am Thore wurde die Königinn von 1200 Bürgern empfangen; ſie waren roth und grün gekleidet. Der Einzug geſchah in einer offenen Kutſche. Die Herzoge von Berry, von Burgund, von Bourbon und von Tourraine; Peter, Bruder des Königs von Navarra, und der Graf von Oſterraut, begleiteten die Königinn zunächſt. Auf prächtig geſchmückten Handpferden, von Prinzen geführt, folgten die Herzoginnen von Berry und von Tourrains. In offenen Chaiſen ſitzend wurden die Königinn Blanca, die Herzoginn von Burgund, die Gräfinn von Nevers, die

*) Dieſes Feſt wird auf mancherley Weiſe erzählt, wie z. B. ein Vergleich mit einer andern Beſchreibung desſelben in meinen hiſtor. Raritäten darthut.

gemahlinn Herzoginn von Orleans, von Prinzen von Geblüt und andern vornehmen Edelleuten begleitet. Die Damen des Gefolges fuhren zum Theil in geschlossenen Kutschen, oder ritten, von Cavalieren umgeben. In der Stadt empfing die Königinn ein ungemein künstlich verfertigter Sternenhimmel; holde Kinder, als Engel costümirt, ergossen sich in liebliche Gesänge. Von Glanz und Majestät strahlend thronte die heilige Jungfrau mit dem Kinde, das einen seltsamen Contrast dadurch bildete, daß es sich mit einem aus einer grosen Nuß gemachten Klapper unterhielt. Der Springbrunnen zu St. Denis war mit einem blauen, mit goldenen Lilien besäeten Tuch überzogen. Reich geputzte junge Mädchen bothen den Vorüberziehenden Wein und andere Erfrischungen in goldenen und silbernen Gefäßen freundlich singend dar. Vor der Dreyfaltigkeitskirche war ein großes Gerüst aufgeschlagen, auf welchem französische, englische und saracenische Ritter einen Kampf, le pas'd'armes du roi Saladin betitelt, vorstellten. Doch mehr, als alles Seitherige mußte das Schauspiel imponiren, das sich unter dem zweyten Thore von St. Denis darbot; denn Gott Vater selbst triumphirte auf einem Sternenhimmel, von Wolken getragen in seiner ganzen Herrlichkeit und Majestät, und kleine Engelchöre sangen ihm Loblieder. In dem Augenblick, da die Königinn unter dieses Thor kam, ließen sich zwey dieser Engel zu ihr hernieder, schmückten ihr Haupt mit einer kostbaren Krone, und sangen dabey:

Dame enclose entre fleurs de lis,
Reine etes vous de Paradis,
De france et de tout le pays;
Nous en s'allons en Paradis.

Nicht weit von dieser glänzenden Scene war ein Concertsaal errichtet, aber das Chatelet fesselte ganz besonders den Beyfall der Königinn: eine hölzerne Festung, von bewaffneten Männern bewacht, nahm sich vortrefflich aus; im Innern sah man den Leib der heil. Anna auf einem Paradebette, es sollte eine Allegorie des lit de justice seyn. Ein künstlicher Wald in der Nähe ließ plötzlich einen weißen Hirsch hervorspringen, und sich diesem lit de justice nähern; doch mit Einemmale fielen ein Löwe und ein Adler, aus dem Gehölze hervorstürzend, ihn an; der Hirsch schien verloren, aber in demselben Augenblicke, da er sich schon ergeben will, eilen zwölf Jungfrauen mit Degen bewaffnet zur Vertheidigung des geängstigten Thieres heran. Als die Königinn über die Brücke zog, (es war schon tiefer Abend), überraschte sie ein kecker Seiltänzer der auf einem von der Kirche der lieben Frauen bis an die Brücke gezogenen Seil mit einer lodernden Fackel herunter fuhr.

Allen diesen Schauspielen wohnte der entzückte Bräutigam blos incognito bey. „Setze Dich auf Dein bestes Pferd," sagte er zu dem Kammerherrn Savoisi, „ich will mich hinter Dich setzen; wir wollen uns verkleiden, daß uns niemand erkenne, um den Einzug meiner Braut zu sehen." Und so geschah es auch. Nachdem sie die Stadt durchzogen hatten, ritten sie dem Chatelet zu, wo ein großes Gedränge war. Um Platz zu machen, hatten mehrere Kerls das Amt, das herzuströmende Volk zurück zu drängen. Bey dieser Gelegenheit erhielt der König und sein Kammerherr mehrere derbe Stöße auf den Rücken, worüber denn bey der Abendtafel weidlich gescherzt wurde.

Carl selbst äußerte sich, daß der festliche Einzug seiner Braut unter die angenehmsten Genüsse seines Lebens gehört habe; aber er konnte nicht ahnen, daß eben ein ähnliches Fest die letzten Augenblicke desselben herbeyführen sollte. Bey der Vermählung einer Hofdame der Königinn hatte man eine glänzende Maskerade angestellt. Der König erschien als ein Wilder, fünf andere Herren, gleichfalls als Wilde maskirt, in Ketten hinter sich herziehend. Ihre Masken bestanden aus Leinwand, mit Harz überzogen, auf dem die Haare geklebt waren; in diese Hülle waren sie alle sechs fest eingenähet. Nun geschah es, daß der Herzog von Orleans mit einem Lichte diesen Masken so nahe kam, daß sie alle auf einmal in Brand geriethen. Vier dieser Herren verbrannten sogleich; einem davon gelang es, die Kette zu zerbrechen, und sich dadurch zu retten, daß er in einen Wasserkessel sprang, der in der Nähe stand. Der König kam zwar für diesen Augenblick auch mit dem Leben davon, indem die Herzoginn von Berry ihn mit ihrem Mantel bedeckte, und so die Flamme unterdrückte; aber von dieser Zeit an welkte Carl an Körper und Geist schnell und sichtbar dahin.

Herleitung des Wortes: Schmarotzer.

Die Etymologie dieses Wortes gehörte vor Nicolai unter die Gegenstände, über die unsere Lexicographen nie einig werden konnten. Endlich brachte jener gelehrte Mann in seiner Berliner Monatschrift Aufschlüsse dar, denen man seinen Beyfall nicht versagen kann.

Quale monstrum! ruft Wachter bey dieſem ungeſchlachten Worte aus, und in der That, es klingt ſo ziemlich lappländiſch. Schnarrenzer iſt ein Ausdruck, deſſen ſich die Minneſänger oftmals bedienten, und daher will Adelung das monſtröſe Wort herleiten; allein Schnarrenzer konnte wohl nichts anders bedeuten, als einen herumziehenden Spielmann, der ſeinen Unterhalt dem „Schnarren" ſeiner Leyer oder Geige verdankt. Verwandter mit dem Begriff Schmaroßer iſt Schmaitzler, oder Schmoroßer, womit ſchon Gailer von Kaiſersberg einen Menſchen bezeichnet, „der keine Gäſte bittet;" alſo indeß wenigſtens negativ.

„Wo liegt aber," frägt Nicolai, „die Etymologie dieſes in allen deutſchen Provinzen gebräuchlichen, und in die niederländiſche, däniſche und ſchwediſche Sprache übergegangenen Wortes? Mich dünkt, ganz nahe, und man fand ſie nur nicht, weil man ſie weit ſuchte. Bey dem alten Gailer von Kaiſersberg heißt Schmarre ein jedes „Stück" oder ein jeder „Biſſen;" daher nennt er Ismarren, „ein Stück Eis." — In allen oberdeutſchen Dialecten bedeutet das Wort Schmare oder Schmaroen ein „Obſtmuß, eine Mehlſpeiſe auf allerley Art gefüllt;" z. B. Mehlſchmarren, Grießſchmarren, u. ſ. w. Schmarengeln werden in Schwaben die „übrig gebliebenen Brocken vom Tiſche" genannt, (wohin vielleicht auch das Italieniſche smarrire, in ſo weit smarito „verwirrt, unter einander geworfen" heißt) — desgleichen auch „Delicateſſen." — Hopen heißt bey dem ſchon mehr erwähnten Gailer von Kaiſersberg, und noch jetzt in Franken, in der Oberpfalz u. ſ. w. „Beſuche machen, in Geſellſchaft gehen." Dieß Wort leitet Friſch ſehr richtig von Haus her; und es wird z. B. von

den Bauerdirnen gebraucht, welche Abends „von Hause zu Hause gehen," um „in Gesellschaft" zu spinnen. Daher heißt auch im Angelsächsischen Husel „das geweihte Brod im Abendmahl," und Huselgenga „derjenige, welcher zum Abendmahl geht," so wie wir jetzt noch sagen, zur „Communion" gehen, d. h. zur „Gesellschaft" der Christen. — Also sieht man, Schmarrhotzer (Schmarrotzer) ist aus zwey altdeutschen Wörtern zusammengesetzt, und bedeutet wörtlich: einen Menschen, welcher hotzet, oder „in Gesellschaft geht." Der Schmarren oder „guten Bissen" wegen. — Man sollte daher eigentlich Schmarrotzer, oder Schmarrutzer schreiben.

Daten über die weiße Frau.

Die Erscheinung der weißen Frau hat noch nicht aufgehört, ein reichhaltiger Gegenstand der Unterhaltung zu seyn; erst kürzlich hat ihn uns Jungs Theorie der Geisterkunde neuerdings anziehend gemacht. Eine historische Zusammenstellung des Wesentlichsten über dieses Phänomen mag indeß auf alle Fälle Aufmerksamkeit verdienen.

Weiße Frauen hießen in der Zeit des grauen Alterthums alle Witwen von Stande, weil es damals bey ihnen Mode war, sich weiß zu tragen, wie man sich jetzt schwarz costümirt. Selbst auf die Taufnamen scheint diese Sitte Einfluß gehabt zu haben. Die Mutter Ludwigs des Heiligen von Frankreich, Clementia, nannte man, da sie Witwe war, statt Clementia:

Blanka. Die Mutter des Königs Orient, sonst Matheune mit Namen, heißt im Roman des Schwanenritters: la Reine blanche etc.

Es ist daher wohl sehr begreiflich, daß man sich bey der Sorge eines hohen Todesfalls des Ausdrucks bediente: nun könnte wohl bald eine weiße Frau gesehen werden. Ward diese Besorgniß verwirklicht, so war es sehr natürlich, daß es hieß: nun ist, wie man es prophezeiht hatte, eine weiße Frau erschienen. Und so mag denn, um so leichter in einem abergläubischen Zeitalter, das Mährchen von der weißen Frau entstanden seyn, und sich nach und nach fortgepflanzt haben.

Nach der einfachsten Tradition ist die weiße Frau eine böhmische Gräfinn, Perchta von Rosenberg, Tochter Ulrichs von Rosenberg, welcher Oberstburggraf in Böhmen, und unter der Autorität des Pabstes oberster Feldherr der katholischen Armee gegen die Hussiten, war. Das Geburtsjahr der Perchta fiel zwischen 1420 und 30. Sie ward die Gattinn Johann von Lichsteins, eines Steyermärkischen Freyherrn; aber ihre Ehe mit diesem ausschweifenden und tyrannischen Manne war äußerst jammervoll, bis der Tod sie von ihm befreyte. Darauf begab sie sich zu ihrem Bruder Heinrich zurück, nach Böhmen, und übernahm die Erziehung mehrerer Waisen ihrer Familie, so wie die der verwaiseten Söhne Meinhards, bey welchen sie ihre übrigen Lebenstage in der gewöhnlichen weißen Witwentracht hinbrachte, und insgemein die weiße Frau genannt wurde.

Das Neuhausische Schloß entstand durch sie. Der Bau desselben war mit unsäglichen Schwierigkeiten

und Anstrengungen verknüpft, und erschöpfte die Bemühungen selbst der unverdrossensten Bauleute. Doch die freundlichen Aufmunterungen der holden Burgfrau gaben ihnen neue Kraft, und so gedieh das Werk. Als der Bau vollendet war, veranstaltete sie allen ihren Unterthanen ein kostbares Mahl, und stiftete zugleich eine jährliche Wiederholung desselben. Dieses Mahl hieß späterhin von der wesentlichsten Speise desselben der süße Brey. Diese Stiftung bestand, nach dem Zeugnisse des Jesuiten Balbinus, der, nach seiner Aussage öfter als Augenzeuge dabey war, noch am Ende des 17. Jahrhunderts. Geschah es, daß der Besitzer von Neuhaus entweder aus Sparsamkeit oder Nachlässigkeit diese Bewirthung von ungefähr 8000, bis 10,000 Unterthanen unterließ, so gerieth, wie es heißt, die weiße Frau in den heftigsten Unwillen. In einem hohen Grade war dieß wahrend der kurzen Besitznahme der Schweden im dreyßigjährigen Kriege der Fall. Im ganzen Schloß Neuhaus polterte es plötzlich fürchterlich; die Wachen wurden wie durch magische Kraft verjagt, oder zu Boden geworfen, und nicht besser erging es den Officieren, bis man endlich auf Anrathen eines Bürgers das Liebesmahl bereitete, worauf denn Alles wieder ruhig wurde.

In dem Schlosse Neuhaus soll nach desselben Balbinus Meldung ein Bild der weißen Frau in Lebensgröße stehen; und alle, welche es gesehen, und denen sie erschienen ist, sagen, daß die Ähnlichkeit vollkommen sey. In der Regel zeigte sie sich jedoch nur auf dem Schlosse Rosenberg, wo sie geboren, und auf dem Schlosse Neuhaus, als den Ort ihres Hintritts. Ein Pater Muller erzählte dem Balbini, daß die weiße Frau einst zur Mittagszeit ansichtig ge-

worden, wie sie eben bey einem Thurmfenster herabgesehen. Nach den libris apologeticis des Wilhelm Schlavata, böhmischen Reichskanzlers und Eigenthümers des Schlosses Neuhaus, soll die weiße Frau sich so lange im Fegfeuer aufhalten müssen, bis das Schloß entweder eingefallen, oder niedergerissen seyn würde. Indeß erschien die weiße Frau gleichwohl auch an andern Orten in Böhmen, z. B. wie Balbin sagt, in Krumtow, Wittengau ꝛc. und zwar, wie man glaubt, aus dem Grunde, weil die Familien dieser Ortschaften mit jener der weißen Frau in verwandter Beziehung gestanden.

Die weiße Frau verkündigt nicht etwa bloß Todesfälle; auch Geburten, Vermählungen und angenehme Ereignisse prophezeiht sie. Zur unterscheidenden Bezeichnung trägt sie entweder schwarze Handschuhe, oder sie ist in einen weißen Talar gekleidet. Im Jahre 1539 erschien die weiße Frau auf dem Schlosse zu Wittengau bey der Geburt Peter Wocks von Rosenberg, als des Letzten seines Stammes. Für dieses Kind hegte sie eine ganz besondere Zärtlichkeit, und verrichtete alle Angelegenheiten einer sorgfältigen Wärterinn. Diese Rivalität stand aber der eigentlichen neuen Kindsfrau nicht so an, wie der vorigen, weßwegen es zu allerley Zwistigkeiten zwischen ihr und der weißen Frau kam, die sich damit endigten, daß diese eine tüchtige Strafpredigt hielt, und, ehe sie auf immer verschwand, die Weisung hinterließ, dem Kinde von der Neigung der weißen Frau zu erzählen, und ihm bey reiferem Alter den Ort in der Wand zu zeigen, durch welchen sie aus und eingegangen. Peter Wocks der Jüngling versäumte nicht, diesen Ort zu untersuchen, und siehe, er fand einen unermeßlichen Schatz. Dieser Schatz

war es, welcher ihn in den Stand setzte, dem Kaiser Rudolph im Jahre 1611 die Kleinigkeit von einigen hunderttausend Thalern vorzustrecken.

Dienstfertigkeit und Herablassung waren Hauptzüge bey der weißen Frau. So holte sie im J. 1604 dem todtkranken Joachim von Neuhaus selbst den Beichtvater; so half sie der Catharina von Montfort mit Fackellicht aus der Verlegenheit, und überraschte eine große Fürstinn, die nach der Uhr fragte mit der Antwort: „Zehn Uhr ist es Ihro Liebden."

Auch in Berlin und an andern entferntern Orten, wo Verwandte ihres weit ausgebreiteten Stammes sich aufhielten, oder aufgehalten hatten, zeigte sich die weiße Frau. In den Jahren 1659 und 67, prophezeihte sie durch ihre Erscheinung den Tod der Mutter des Churfürsten und der Churfürstinn Luise Henriette. Eben so verkündigte sie das bevorstehende Ableben des großen Churfürsten dadurch, daß sie ein Jahr vor demselben auf dem Schloß im gewöhnlichen Trauercostüme herum wandelte. Der Hofprediger Brunsenius sah die Erscheinung, bemerkte Tag und Stunde, und richtig an demselben Tage verschied der Churfürst.

Nach der Legende spielten auch noch mehrere Frauen die Rolle der weißen Frau. Vorzüglich that sich darin die Gräfinn von Orlamünde hervor. Sie hatte sich in den Burggrafen von Nürnberg, Albrecht den Schönen verliebt, und ihre Weiblichkeit so bey Seite gesetzt, daß sie ihm selbst ihre Hand antrug: er wich ihrem Antrag aus, wozu ihm der Umstand zum Vorwande diente, daß die Gräfinn schon von ihrem ersten Manne zwey Kinder hatte. Aber ihre Gluth verwandelte

ſich, und ſie beſchloß die unſchuldigen Hinderniſſe, ihre Kinder, aus dem Wege zu räumen. Dieß geſchah, indem ſie ihnen eine Nadel durch die Hirnſchale ſtach. Nach entdecktem Verbrechen ward ſie zum ewigen Kerker verdammt, wo ſie ſich unaufhörlich mit dem frevelhaften Wunſche beſchäftigte, dereinſt nach ihrem Tode dem Zollerſchen Hauſe ein Gegenſtand des Schreckens zu ſeyn, wozu ſie die weiße Tracht wählte. Ihr Vorhaben, ſagt die Legende, wurde erfüllt, und ſie ſpukte, aber nicht wie Perchta als wohlwollendes, ſondern als boshaftes Geſpenſt.

Kaiſerliches Ehezwangsrecht.

Lersner, in ſeiner Frankfurter Chronik, bewahrt nachſtehende ſeltſame Verheirathungs-Diſpoſition:

Wenn ein Kaiſer in eine Stadt gekommen, und einer ſeiner bey ſich habenden Hofbedienten eine ſchöne und reiche Tochter erſahe, und ſolche zur Ehe haben wollte, konnte er auf dieſe Art, ohne Begrüßung der Altern und Weibsperſon, ſie erlangen: Er begrüßte nur den Kaiſer darum; da dann der Kaiſer ſeinen Marſchall vor der Weibsperſon Wohnung ſchickte, und alſo rufen laſſen:

Höret zu ihr Herren, überall
Was gebeut der Kaiſer und Marſchall,
Was er gebeut, und das muß ſeyn:
Hier ruf ich aus N. mit N.

Heut zum Leben,
Morgen zur Ehen
über ein Jahr
Zu einem Paar!

Welche Differenzen dieses arge Ehezwangsrecht hier und da erzeugen mußte, ist leicht zu ermessen. Von der Unbilligkeit desselben überzeugt, hob es Kaiser Heinrich VII. im Jahre 1232 auf, und behielt sich bloß den Weg der bittlichen Verwendung vor, wenn einer seiner Hofbedienten einen betreffenden Wunsch hegen sollte. Inzwischen galt eine solche Vorbitte doch immer für einen negativen Befehl; das neue Privilegium hörte demnach nicht auf, lästig und störend zu seyn, bis es endlich K. Richard im J. 1257 gänzlich aufhob, und den Altern die alte willkührliche Verfügung mit ihren Töchtern wieder einräumte.

Schreiben des Heineken von Münchhausen an den Rath zu Hannover, eine Eisenprobe-Execution betreffend, nebst Responsum, im Jahre 1436.

Minen früntliken denst ersamen leuen frundes Borgharmester vnde Rad to Hannover ek bedde jw denstliken wetten en schith is gschehen myt uns also.

Dat en lüt luerken laken vor euer beuerschen vorsaliken to smal, dar wart he mede beschuldighet vor ghe Richte also dat he vor quam unde bekande des Lakens da wart up ghevunden dat weer bewerie, also

wart ome dat Laken up den Hals ghebunden vor ghe Richte, do beden ſine frünt dat me ome ſin liff gheue, alſo hefft he ſin lif ghelöſet myt gude: un iſ he echt beſproken mit undat, dat ome on ſin lif ghet, dar vor but he ſine unſchult up den Hylghen un ment dat gherichte he en maghe neue unſchult mer don ſint dem male dat he but unde har gheloſet hef vor gherichte he ſo mer erlos unde rechtlos bydde ek ju leuen fründe denſtliken dat jy my wolden on Richtinge iſt alſo donne ſchit in juwer ſtad gſchehen were was dar mit ju recht vmme wer vnde ghern my dat beſcreuen dat wyl ek gherne vmme glick vordenen gheſcreuen vnder mynen lughefeghele beneden diſe ſcrifr ghedrükket.

Responsum senatus Hanoverani.

Dem ſtrengen Knapen Heyneken van Monichhuſen unſem biſundern ghuden vründe enbede wy de Rad tho Hanouer unſrn vrüntliken Denſt.

Leue Heyneke ſo jy uns hebben geſcreven um en rechtes beleringe alſo juwe bref dat inne hold ꝛc. hebbe my woll vorſtan hir up willet weten da jn unſer ſtad recht iſ, were we in unſer ſtadt de geloſet hedde hud ende har vor gerichte, van undat wegen, unde worde de ſülve tom anderen male beſproken, auer und anderer undat, des he ſek entſlan wolde mit ſinen eyde des rechten uppe der hilligen ꝛc. de were des rechts to donde verlecht. Sunder he macht ſek des entſlan drierleye wiis. Jnt erſte: to dreghende dat glögende jſern, eder jn eynen wallenden Ketel to gripende wente an den Ellenbogen, eder he mochte ſek des entledigen uppe de hilligen ſülv ſevende alſo feſte to ſek to nemende unberüchteged ſeken bederue lüde. Jn deſen dren ſtücken

mochte he den Kore hebben und der dicht seken bliven. Rechtens en weit wi nicht. Hiemede süd gode beualen kunde wo jw wor ane to denste wesen dede wy mid flite gerne Screben unter unser stad Secr. beneben desser scrift gedrucket. Anno Chr. MCCCCXXX sexta Octava Epiph. Dni.

Die Wiener im fünfzehnten Jahrhundert.

Daß sich in großen Städten wie Wien, Paris, London, Tugenden und Laster wie alle andern Leidenschaften in den grellsten Extremen beysammen finden, was in kleinen Orten oder auf dem Lande nicht bemerkbar ist, ist wohl eine begreifliche Sache; und es ist doppelt interessant, durch Rückblicke auf die Sitten der Großstädter in frühern Zeiten wahrzunehmen, in wie ferne sie zu- oder abgenommen haben. So kann den Wienern z. B. ihr jetziger moralischer Character um so mehr zum Ruhm gereichen, wenn man sich erinnert wie es um selben im fünfzehnten Jahrhundert stand. Der Zeitgenosse Aneas Sylvius macht uns folgende Schilderung:

Tag und Nacht kämpft man in den Straßen, wie in der Schlacht, indem bald die Handwerker gegen die Studierenden, bald die Hofleute gegen die Bürger, und bald die Bürger gegen einander die Waffen ergreifen. Selten geht eine Feyerlichkeit ohne Blutvergießen vorbey. Todschläge sind sehr häufig. Wein zu schenken gereicht niemanden zur Schande. (!) Fast

alle Bürger halten Trinkstuben, wo sie Trinkbrüder und liederliche Mägdchen hinrufen, auch umsonst was zu essen geben, damit man nur desto mehr trinken möge. Der Pöbel ist gefräßig und der Völlerey ergeben, und verzehrt am Sonntag, was er in der Woche verdient hat. (—) Die Edelleute machen häufige Besuche bey den schönen Bürgerfrauen. Dann bringt der Mann Wein, um seinen vornehmen Gast zu bewirthen. In der ganzen Stadt sind nur Wenige, deren Voreltern die Nachbarschaft kennt; die meisten Einwohner bestehen aus fremden Ankömmlingen. Reiche Kaufleute heirathen noch im hohen Alter junge Mädchen, und hinterlassen sie nach wenigen Jahren als Witwen. Diese heirathen wieder junge Leute, und so werden in Wien sehr oft Personen heute sehr reich und angesehen, die noch gestern arm und unbedeutend waren. Die Wiener leben ohne geschriebene Gesetze, nach altem Herkommen, das sie auslegen und drehen, wie sie wollen. Wer Geld hat, kann thun, was er will.

Der Königinn Christine von Schweden Niederlegung der Krone, nach Leibnitz.

Schon in ihrer frühen Jugend zeichnete sie sich durch Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit des Characters aus. Ihre anfangs herrschsüchtige Seele ließ ihr bald die Unbequemlichkeit fühlen, sich von den großen Räthen ihres großen Vaters so gar verdunkelt zu sehen. Sie wählte demnach durchgängig junge, oberflächliche Leute, die sie zu Reichsräthen ernannte, während sich

Oxenstierna und seine Verdienstesverwandten einen leichtsinnigen Hof mit ihren Gütern vertauschten. Das wollte Christine, und von nun an überließ sie sich den leichtfertigsten Zerstreuungen. Unterdeß sich die vernachläßigten Reichsräthe mit dem Clerus überhaupt und den Pfarrern auf einen freundschaftlichen und vertraulichen Fuß stellten, vereinigte sich die Königinn mit den Katholiken, und unterhielt unter dem Prätext, die Sprache zu lernen, mit dem spanischen Gesandten Piementel und dem französischen Arzt Bourdelot einen Umgang, den man nicht mit Unrecht ärgerlich nannte. Dieser Umgang, welchen das Volk als eine Herabwürdigung der bestehenden Religion ansah, brachte alle Gemüter gegen sie auf. Die nächste Folge war, daß die Stände die Königinn ersuchen ließen, eine Reichsversammlung zu berufen, um die Beschwerden des Reichs zu vernehmen. — Nicht ohne Unwillen gibt es Christina zu. Man eröffnet die Versammlung mit dem Vorschlag an die Königinn, dem Carl Gustav, als dem nächsten beym Throne, ihre Hand zu reichen. Sie verwarf den Antrag, vielleicht schon aus dem Grunde, weil er ihr zu linkisch war. Nun schlägt man ihr vor, ihn zum Thronfolger zu ernennen; das gibt sie endlich zu, weil sie nicht anders konnte. Kaum aber hat sie eingewilliget, so hat man die Bosheit, den Vorschlag, Carl Gustav zu heirathen, erneuert. Hierauf entließ Christine den Arzt Bourdelot, daß er sich, um der Wuth des Pöbels, der ihm den Tod geschworen, zu entrinnen, bey Nacht und Nebel flüchte, und gab ihm 300,000 Thaler mit, um damit auf die Stimmung der französischen Minister zu wirken. Indeß hielt die Königinn noch immer zurück, sich in Rücksicht der Religion und des Reichs zu erklären, und vielleicht würde dieß noch

länger gedauert haben, hätte sie nicht der Hofprediger Erik, der in einer Predigt vor dem Hof in die übereilten Worte ausbrach: „Endlich wird Gott die schlechten Regimen doch ausstoßen." aufs äußerste gereizt. Diese grelle Beleidigung mußte Christine gleichwohl ignoriren, denn die Diener der Großen waren mit den Waffen in der Hand bereit, den Prediger zu schützen. Nachdem man nun nicht aufhörte, in sie zu dringen, rief sie endlich im Zorne aus: „Nun so sollt ihr ihn haben, den Mann, den ihr so sehnlich wünscht; er soll mich rächen." Christinens Plan war, das Reich, bevor sie auf die Krone resignirte, zu verderben; aus diesem Grunde creirte sie eine Menge Baronen und Grafen, sogar Fürsten wollte sie schaffen, und auf Lebenszeit Statthalterschaften verleihen. Ingermanland soll sie auf diese Art dem Benedict Oxenstjerna angetragen haben, der es jedoch klug ablehnte. Zuletzt haßte sie selbst den Grafen Magnus de la Gnedie, und zog ihm, was viel sagen wollte, den Schlippenbach vor. Dieß ist um so auffallender, da sie ihm einst so gewogen war, daß sie zu seiner Braut sagte: „Ich gebe ihn Ihnen zum Gemahl, weil ich selbst ihn nicht haben kann."

Ungedruckte Briefe von Friedrich II. an seinen Vater.

Sind nachstehende Briefe auch an sich nicht sehr erheblich, so gewähren sie doch schon deßhalb ein gewisses Interesse, weil sich in ihnen Fridrichs zarte Auf-

merksamkeit für seinen Vater, abspiegelt; auf der andern Seite aber die tiefe Vernachlässigung des deutschen Prinzen in der Muttersprache beurkundet.

1.

Aller Gnädigster König und Vahter!

Ich habe Meines Aller Gnädigsten Vahters schreiben in aller Unterthänigkeit die Gnade zu empfangen gehabt, wohrvor ich ganz unterthänigst danke.

Heute frühe haben wier hier auf der See gefischet und eine zimliche Menge fische gefangen, ich nehme Mihr die Freiheidt Meinem allergnädigsten Vahter einige marinirt davon in allerunterthänigkeit zu überschicken. meine Frau arbeitet anjezo an ein portret, wehn es gerehtet (geräth), so wirdt sie sich die Freiheydt nehmen, solches an Meinen allergnädigsten Vahter zu überschicken.

Der ich mit allem Unterthänigsten respect, Submission und Ehrfurcht, bis an mein ende verharre

Als Meines Allergnädigsten Königs und Vahters Allerunterthänigst treu gehorsamster Diener und Sohn

Reinßberg, den 26 Febr. 1738.

Friedrich.

2.

Aller Gnädigster König und Vahter!

Weillen ich vernomen, das Mein allergnädigster Vahter gerne Waldschnepen ist (ißt), so nehme Mihr die Freiheidt 2 so mein jäger geschossen, zu übersenden.

Der ich mit unaufhörlichem respect und submission verharre, u. s. w.

Reinßberg, den 28 Merz 1738.

3.

Allergnädigster König und Vahter!

Ich habe meines allergnädigsten Vahters Order wegen der Cassen gelder in aller unterthänigkeit Empfangen, und werde solche gehorsamst nachleben. Hierbei nehme ich mir die Freiheidt, meinen aller Gnädigsten Vahter eine Melone aus meinen garten, und einige erdbehren in aller unterthäniakeit zu pressentiren, der ich mit allem ersinnlichen respect, Submission und Liebe bis an mein Ende beharre u. s. w.

Rupin, den 16 Juni 1738.

4.

Aller Gnädigster König und Vater!

Ich nehme mihr die Freiheidt, Meinen allergnädigsten König und Vahter eine Kalte Schincken Pastete in allerunterthänigkeit zu offeriren, ich Wünsche nichts mehres, als das sie von Meines Allergnädigsten Vahters geschmak sein Möhge.

meine Frau Empfihlet sich Meinem aller Gnädigsten Vahter ganz unterthänigst zu gnaden, und ich beharre mit einem unaufhörlichen respect und Submission u. s. w.

Reinsberg, den 28 Nov. 1738.

5.

Aller Gnädigster König und Vahter!

Ich habe Meines aller Gnädigsten Vahters Schreiben in allerunterthänigkeit Empfangen, und werde nicht ermangeln die Gnade zu haben, Meinen allergnädigsten Vater in allerunterthänigkeit den Mittwoch aufzuwarten.

Hierbei nehme mihr die Freiheidt, Meinem aller Gnädigsten Vahter fromage de Brie allerunterthänigst zu pressentiren, ich wünsche von Hertzen, das er nach Meines aller Gnädigsten Vahters geschmak sein möhge. Derich mit unaufhörlichem respect bis an mein ende verharre u. s. w.

Berlin, den 2 Februari 1739.

Jacob Polls, Caplans der Kirche zu unserm Herrn in Wien, Verbindungsbrief gegen die Pfarre zu St. Stephan, im Jahre 1361.

Allen den die disen Brief ansehent, lesent, oder horent lesen, chund ich Jakob der Poll ze den zeiten Caplan der Capelle ze Ottenhaim in der Statt ze Wyenn, die von dem Rate daselbes ze lehen ist, und vergich offentlich, daz ich verhaizzen und gelobt hab, verhaizz und gelob auch, für mich, mein gesellen und für all unser nachkommen, an der egenanten Capelle, Wen daz ist, daß man datz sand St phan ze Wyenn beget

phuit oder Jartag der durchleuchtigen, und hochgeborn herczog Rudolfs, ze Oſterreich, ze Steyr, und ze Kernden unſers gnedigen liben Herren, oder Brawn Kathrein ſeiner herczogin, oder ſeiner Geſwiſtert, oder derſelben unſer herrſchaft vordern oder nachomen, ſo ſullen wir des nachts ſein, bei der Vigili, und des morgen bei der Selmeß, und wenn daſelbs dacz ſand Stephan ein preßion iſt, darzu der pharrer oder der khunftig Probſt daſelbs ze ſand Stephan, oder wer ire gewalt hat, ruffet und vordert, do bei ſulln wir auch ſein mit der Capelle von Ottenhaim hailtum, und geczierde, teten wir des nicht, ſo ſulln wir zu dem Pau, der egenan. kirchen ze ſand Stephan ze Wyenn ain phunt wiennèr phenning geben, als oft wir der egenant gelübd dhains verſaumen, und obervaren, Und wer der eltiſt herczog und Herre in Oeſterreich iſt, der ſol die obgdnant kirchen zu ſand Stephan darauf ſchirmen. Und dor zu feczen wir got ze peſſerer, ob wir der egenant gelübd dhains obervaren, vnd des ze vrchundn, gib ich vorgenanter Jokob der Poll, Caplan der egenan. Capell ze Ottenhaim für mich ſelb, mein geſellen, und nachkomen, diſen Brief, beſigelten mit minem, und meiner lehenherren der Purger von Wyenn Inſigeln, und wir hannolt der Schuchler Purgermaiſter, und der Rat gemainlich, ze Wyenn bechennen und verjehen offentlich, das die egenant gelübd mit unſern willen und wiſſen geſchen ſind, und dar über haben wir nach pet des egenant Caplans unſer Statt grozzes Inſigel gehangen an dieſen Brief, der geben iſt ze Wyenn, an ſand Philipps und ſand Jakobstag der heiligen zwelfpoten nach kriſts gepurd tauſend dreyhundert Jar, und darnach in dem ain und ſechcigiſten Jare.

Mehemet Almehoi's, Königs zu Fez, schauderhafte Hinterlist.

Ein wahres Meisterstück von heuchlerischer List und empörender Grausamkeit kann man nachstehenden Zug dieses Prinzen nennen; er ist durch den interessanten Verfasser des Pour et Contre aufbewahrt. Mehemet Almehoi hatte den Plan, sich ein benachbartes friedliches Volk zu unterwerfen, und strengte alle seine Kräfte an, ihn auszuführen. Doch bewunderungswürdig war der unerschütterliche Widerstand der verzweifelnden Nachbarn; der Tyrann sah sich genöthigt, den Krieg, Trotz mehrerer nicht unbedeutenden Siege, in die Länge zu ziehen, und seine Truppen begannen bereits, der fruchtlosen Aufopferungen überdrüßig zu werden. Mehemet Almehoi beschloß nun eine Hauptschlacht, und jagte in die bereits siegenden Feinde seine Leute mit solch einer blinden schonungslosen Wuth, daß sie unmuthig zu weichen begannen. Um ihre gesunkene Tapferkeit neuerdings zu befeuern, bediente sich der Unmensch folgender entsetzlichen List. Er berief eiligst eine Anzahl solcher Officiere heimlich zu sich, auf deren Ergebenheit er noch am meisten rechnen zu können glaubte, und verhieß ihnen die glänzendsten Belohnungen, wenn sie sich auf kurze Zeit in Gräber wollten stecken lassen, als wären sie in der Schlacht geblieben; für Öffnungen zum Athemholen wolle er schon sorgen; und kämen dann die abergläubischen Soldaten zu diesen Gräbern, so sollten sie erklären, daß sie nun das, was

ihnen der König verheißen hatte, wirklich gefunden, und derjenigen Glückseligkeit des Märtyrerthums genössen, welche Jedem, der in der Schlacht umkäme, unausbleiblich zu Theil werden würde. Die List war freylich ziemlich plump, aber Mehemet Almehoi kannte seine Leute. Genug, die Officiere ließen sich zu der Gaukeley herbey, und wurden eingeschärrt. Um Mitternacht versammelte der Tyrann im Lager die Vornehmsten der Armee und redete sie mit erheuchelter Begeisterung also an: „Auf! Ihr Soldaten Gottes, ihr Vertheidiger des Glaubens, ihr Beschützer der Wahrheit; bereitet euch, einen elenden Feind zu vernichten, der auch ein Feind des Höchsten ist! Jetzt ist der Augenblick gekommen, Euch seine Gunst zu erwerben! Aber ich weiß, daß in eurer Mitte Feige und Ungläubige sich befinden; wohlan, ich will euch durch ein Wunderwerk die Wahrheit meiner Verheißung bekräftigen! Gehet denn hin auf das Schlachtfeld; befraget die Glücklichen, so heute ihr Leben verloren; sie werden Euch die Versicherung geben, daß sie nun diejenige Glückseligkeit genießen, die jedem zu Theile wird, der in diesem geheiligten Kampfe umkommt!"

Bey diesen Worten führte er die betroffene Schaar selbst hin zu den Gräbern, und rief aus Leibeskräften: „O du Versammlung getreuer Märtyrer, thue uns kund, was du von den Wundern des allerhöchsten Gottes gesehn hast!" Sogleich erwiederten die lebendigen Todten: „Unaussprechlich sind die Belohnungen, die wir aus der Hand des Allmächtigen empfangen haben; kein Lebendiger vermag sie zu begreifen!" Diese Erklärung machte auf die Anführer einen so ergreifenden und überzeugenden Eindruck, daß sie sich auf der Stelle zu ihren Truppen begaben, und

ihnen mit glühender Begeisterung das Wunder verkündeten. Der erloschene Muth verwandelte sich in hohe Kampfbegierde, Alles brannte vor Verlangen, den Feind zu vernichten, nein, sich selber dem Tode zu opfern, um das glückliche Loos der Gebliebenen zu theilen. Während dessen überlegte der Tyrann, daß es ihm, um nicht für einen Betrüger zu gelten, und um die Frucht seiner Täuschung nicht zu verlieren, darum zu thun seyn müsse, denjenigen ein ewiges Stillschweigen aufzulegen, die die Rolle des Betrugs übernommen hatten; er begab sich allein hin zu den Gräbern, und belohnte die leichtgläubigen Officiere damit, daß er die engen Luftlöcher verstopfte. „Empfanget nun," sagte er ihnen bey diesem empörenden Geschäft, „in jener andern Welt, die Belohnungen zuerst, die ihr den Andern verkundet habt!" —

Kaiser Leopold I. auf der Rathsbibliothek zu Nürnberg.

Um das Jahr 1658 war der berühmte Pastor zu S. Sebald, Dilher, Bibliothekar der Rathsbibliothek zu Nürnberg. Dieser, zu seiner Zeit sehr wissenschaftliche Mann, der auch als Dichter einige Epoche machte *), berichtet von dem Besuche des Kaiser Leopold I., Folgendes:

*) S. Rothhelfer Memoria J. M. Dilheri. Kilon 1669.

Ich vermeinte nicht, daß Ihro Maj. selbst, sondern nur Deroselben hohe Ministri in die Bibliothek kommen würden, in welcher Meinung mich auch Dr. Managetta, kaiserlicher Leibmedicus, bestärkte. Am Samstabend aber (den 7. Aug. 1658), kamen Nachmittags Herr Dr. Eitinger, kaiserl. Maj. gewesener Informator, und Herr Hofdiaconus Vogel zu mir, denen ich eine Collation versetzte, mich aber des Zutrinkens wegen entschuldigte, weil ich den andern Tag zu predigen hatte, womit sie zufrieden waren, und anfingen zu discuriren, unter anderen sonderlich de matrimonio Clericorum. Ea occasione fingen wir an, von der Bibliothek zu reden. Da sagten beyde Herrn, es würden Ihro kaiserl. Maj. gewiß in die Bibliothek kommen. Worauf ich um Erlaubniß bat, ein wenig in mein Cabinet zu gehen, und etwas aufzusetzen, und concipirte also folgende Districha:

Salve progenies divum, salve inclyte Caesar
A summo summum numine culmen habens!
Dum templum ingrediens Musarum ostendis amorem
In musas quarum tutor et altor eris.
Ac scribent grata aeternis Tua nomina fastis,
Ut vigeas seclis inmemorabilibus.

Diese sagte ich ihnen memoriter her, und sie gingen mit sonderbarer Approbation derselben hinweg. Inzwischen kamen Ihro kaiserl. Maj. in Begleitung des Herrn Erzherzogs Leopold Wilhelm Durchlaucht. Wie ich nun diese Verse vor der Bibliotheksthür stehend, ihnen entgegen mit gebührender Veneration perorirt hatte, sahen Ihro Maj. den Erzherzog an, lächelten mit einander, und gaben beyde mit dem Hauer

ein signum adprobationis. Der Herr Hofmarschall Graf von Stakelberg rief überlaut: „Kurz und gut!" Ihro Maj. und der Erzherzog gingen nun hinein, sahen sich um, und sagten: „Er komme nur herein!" — Ich zeigte die libros philosophicos und effigiem Mehophanii hodierni Patriarch. Alexandrini und seine Handschrift. Ihro Maj. sagten: „Er lese es!" Da las ichs, welches Ihro Maj. auf Italienisch dem spanischen Ambassadeur wieder sagten. Wir gingen zu den Historicis, deren Titel Ihro Maj. und der Erzherzog fast alle lasen, auch bey etlichen fragten: „Wovon handelt dieser Scriptor?" welches ich brevissime erzählte. Bey den Mscris patrum hielten Dieselben sich ziemlich lange auf, lasen in dem Augustino, Bernhardo und in dem Chronico Viterbiensi elegantissime scripto, und sagten zu mir: „Sind nicht dieses Verse?" Ich antwortete: „Ihro Majestät, ja, es sind Verse, und hat dieser Autor in prosa et ligata geschrieben." Der Erzherzog sagte: „Ihr habt da einen großen Schatz, dergleichen man, ausgenommen in Rom, nicht leicht finden wird." Dann kamen wir zur Bibliotheca medica. Da fragten Ihro Durchlaucht, ob wir auch Manuscripte hätten?" Ich antwortete: „Ja gnädigster Herr," und zeigte ihm eines. Ihro Durchl. sagten: „Ihr seyd in Allem wohl versehen." Hierauf besahen dieselben den Hortum Eichstaettensem und den Schrank mit den Anatomicis, und fragten nach allem genau, was ich meistentheils latine, weil sie selbst viel Latein mit einmengen, beantwortete, welches dieselben auf Italienisch dem spanischen Ambassadeur jedesmal wiederholten, und den anwesenden Medicum herbey riefen, und sagten: „Dieß sind Sachen Eures Handwerk." Dann aber sagte der Erzherzog: „Er schließe zu, denn es ist diesen Bur-

schen nicht allen zu trauen," rief auch den Kammerherrn; zeigte ihm das Sceletum hominis, und sagte: „Sehts wohl an, es hilft zur Frömmigkeit." Als wir nun auf die Vertreibung des Steines, und auf andere Medicamente zu sprechen kamen, und pro und contra darüber disputirten, sagte der Erzherzog: „Wisset Ihr auch etwas von Universali?" antwortete ich: „Gnädigster Herr! den Namen und die Opinionen darüber weiß ich wohl, aber nicht rem." Hierauf sagte der Erzherzog: „Soviel wissen wir auch" (!) und lachte. Bey Vorzeigung eines gemachten noch am Kopfe hangenden Einhorns, discurirte ich brevissime vom Einhorne überhaupt, und zeigte, daß es kein animal terrestre seyn könnte, da es wegen des aus dem Kopfe wachsenden geraden Hornes fast Hungers sterben müßte. Da sagten Ihro Majestät: „Ja, es ist wahr. Es ist nichts anderes als ein Fisch, und haben wir ein Einhorn, so zwey Mannes Längen hat."

Bey Zeigung der alten Choralbücher, die eine Nonne, Namens Margaretha Karthäuserinn geschrieben hat, hielten sich Dieselben lange auf, und fragten: woher sie gewesen? „Von Nürnberg," antwortete ich, „ist sie gewesen, und hat Gott und ihrem Vaterlande zu Ehren dieses Gedächtniß hinterlassen." Da sahen Ihro Maj. und der Erzherzog einander an, und dann auch mich. Ich dachte meinen Theil. Wir kamen zu den Globis, da Ihro Maj. vor dem größten von Lohmeyer, still stunden, sich erlustigten, und sagten: „Den sollt Ihr wohl in Acht nehmen." Der Erzherzog nahm mich bey dem Mantel, und zeigte mir die Figuren auf dem großen Globo, und sagte: „Was haltet Ihr von den Figuren?" Ich antworte-

te: „Es gehört eine geduldige Imagination dazu, wenn ich aus Sternen solche Bilder machen will.“ Der Erzherzog sagte: „Freylich. Es hat einer Statt der heidnischen Namen, biblische Bilder gemacht. Ist es Euch wissend?“ Ich antwortete: „Ja gnädigster Herr! Er heißt Schikard *), und Bartsch hat ihm nachgeholfen, dessen Opus zu Strasburg gedruckt worden ist.“ Von den Globis kamen sie zu den neuen Büchern, und besahen Ihre Maj. Kircheri Opera, und der Erzherzog fragte nach den Tomis Conciliorum, die ich nur den Tag vorher erst von dem Buchbinder bekommen hatte. Ich zeigte ihm dieselben. Er aber sagte: „Wir haben sie viel schöner, mit größeren Typis, zu Paris gedruckt.“ Dann gingen wir zu anderen Schränken, und ich zeigte Denenselben A. Dürers Holzschnitte, und andere Kupferstiche. Da sagte der Erzherzog: „Wir haben sie auch.“ Ich zog ein uraltes Griechisch geschriebenes Testament hervor, und sagte: „Dieses ist das erste Buch in der Bibliothek.“ Der Erzherzog besah es sehr fleißig, und sagte: „Wir können es nicht lesen. Da werdet Ihr ja finden, wie es vor Alters gewesen.“ Ich antwortete: „Ja gnädigster Herr! und nach solchen uralten Exemplaren richten wir uns.“ Ihro Durchlaucht sagten: „Wir wollen das fleißig in Acht nehmen.“ — Darauf schieden Dieselben von der Bibliothek.

Späterhin erhielt der Bibliothekar für seine Bemühung vom Kaiser von Wien aus, ein kostbares Geschenk, welches in einer goldenen Gnadenkette bestanden haben soll.

---

*) Seit seinem Tode 1635 besitzt den größten Theil seiner Manuscripte die Wiener Hofbibliothek.

Hans Carouge und Jacob der Graue; merkwürdiger Zweykampf.

Ritter Hans Carouge, Vasall des Grafen Alenson, war einer der glücklichsten Ehegatten seiner Zeit; seine junge schöne Gemahlinn hing mit der vollsten Zärtlichkeit und Treue an ihm, ihre Tugend war fest wie ein Fels. Mit ruhigem Gemüthe ließ daher Hans Carouge die Treffliche allein auf seiner Burg zu Argenteuil zurück, als häusliche Geschäfte ihn einst veranlaßten, übers Meer zu verreisen. Mit ihm reisete ein anderer Vasall des Grafen, Ritter Jacob der Graue, der schon lange gegen seines Freundes reizende Gattinn heftig entbrannt war, seine Flamme nur mit Mühe hatte zurück halten können, und bloß auf eine günstige Gelegenheit harrte, sich gegen seine Geliebte zu erklären. Was die Nähe ihres Mannes bisher verhinderte, das sollte jetzt dessen Entfernung gewähren.

Eines Tages erscheint Jacob plötzlich zu Argenteuil; Carouges Gemahlinn, erfreut über den Besuch dieses bewährten Freundes ihres Mannes, empfängt ihn mit Wärme und Vertrauen, und zeigt ihm auf sein Begehren das ganze Schloß. Jacob wünscht auch den Wartthurm zu besehen, und die Dame, ohne Arges führt ihn dahin, ohne alle Begleitung. Doch kaum sah sich der lüsterne Liebhaber mit ihr allein, als er sie mit nervigem Arm umfaßt, und sich der ganzen Zügellosigkeit seiner Leidenschaft überläßt. —

„Jacob, Jacob," rief die Entehrte dem gesättigten Wollüstlinge zu: „Du hast mich beschimpft, aber wehe Dir, wenn mein Mann zurück kehrt! Die Schmach wird rächend auf Dich zurück fallen!" — Doch Ritter Jacob kehrte sich nicht an diese Drohung, bestieg eiligst seinen Gaul, und sprengte davon. Die Schandthat geschah um vier Uhr des Morgens, und um neun Uhr des nämlichen Morgens war er auch bey dem Lever des Grafen schon wieder gegenwärtig; ein Umstand, der wohl zu bemerken ist. —

Nach vollendetem Geschäfte kehrte Ritter Carouge in seine Heimath zurück; seine Gemahlinn begrüßte ihn zwar mit dem gewöhnlichen Feuer der Zärtlichkeit, aber ein gewisses verstörtes Wesen fiel ihm bey ihr auf, ohne daß er jedoch um eine Erklärung fragte. Ermüdet von der schnellen Reise legte sich Carouge zu Bette, während seine Gemahlinn ängstlich auf und ab ging, sich mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, und laut schluchzte. Der Ritter, befremdet, erkundigt sich liebevoll um die Ursache dieses seltsamen Benehmens; lange Zeit wiederholte er sein Bitten vergebens; endlich aber stürzt das geängstigte Weib weinend zu seinen Füßen, und erzählt ihm verzweifelnd ihr Unglück. Carouge bezweifelte Anfangs die Möglichkeit einer so verrätherischen Treulosigkeit seines bewährten Freundes, als ihn aber seine Gattinn von der Wirklichkeit der Schandthat durch die heiligsten Betheurungen und Schwüre versicherte, da erwachte in seinem Busen das Gefühl der Rache in seiner ganzen Kraft; Carouge versammelte seine und seiner Gemahlinn Verwandte, und ihre einhelligen Berathschlagungen gingen dahin, den Fall dem Grafen von Alenson zur Entscheidung vorzulegen.

Doch dieſe Entſcheidung fiel nichts weniger als befriedigend für das beleidigte Ehrgefühl des Ritters Carouge aus; der Graf hatte nicht begreifen können, wie man in dem kurzen Zeitraum von funfthalb Stunden (denn ſo lange nur war Jacob abweſend) 23 Meilen zurück zu legen im Stande ſeyn könne; und begnügte ſich damit, die Geſchichte für eine Fabel, oder höchſtens für ein Traumgeſicht zu erklären, und zu beſchließen, die ganze Sache als beygelegt anzuſehen. Carouge wurde durch ein ſolches Urtheil nur noch heftiger erbittert, und wendete ſich an das Parlament zu Paris. Auf dem Wege des förmlichen Beweiſes konnte hier nicht fürgeſchritten werden, und das Parlament erkannte daher auf den Zweykampf.

Da dieſer Fall allgemeint bekannt wurde, ſo drang das Gerücht ſogar nach Sluys in Flandern zu den Ohren des Königs. Dieſer wollte Zeuge dieſes merkwürdigen Actes ſeyn, und befahl durch einen Courier, den Zweykampf bis zu ſeiner Rückkehr aufzuſchieben. Bald darauf kam der Monarch zu Paris an, und mit ihm auch die Herzoge von Berry, Burgund und Bourbon.

Der entſcheidende Tag erſchien. Zum Kampfplatz hatte man den St. Catharinenplatz gewählt; ringsum lief ein Gerüſt für die zahlloſen Zuſchauer. Die Kämpfer traten von Fuß bis zum Kopf gewaffnet, beyde voll Zuverſicht auf. Carouges Gemahlinn ſaß auf einem Wagen, ſie war ganz ſchwarz gekleidet. Einige Augenblicke vor dem Kampfe trat er zu ihr, und ſagte mit ernſten, faſt zweifelhaften Worten: „Madame, in Eurer Fehde, und auf Eure Verſicherung ſchlage ich jetzt mein Leben in die Schanze, indem ich mit Ja-

ob dem Grauen fechte; niemand weiß beſſer, als Ihr, ob meine Sache gerecht ſey, oder nicht!' Gekränkt von dieſen Worten, entgegnete das edle Weib in der ganzen Würde ihres reinen Selbſtgefühls mit feſter Stimme: „Ritter, Ihr könnt auf die Gerechtigkeit Eurer Sache vollkommen bauen, und mit Zuverſicht den Kampf beginnen!" Carouge küßte ihr zärtlich die Hand, und, nachdem er ſich mit dem Kreuze geſegnet hatte, trat er in die Schranken.

Das Gefecht begann. Carouges Gattinn nahm ihre Zuflucht zum Gebet; ihr Zuſtand war im höchſten Grade bedenklich, denn, war ihr Mann der Überwundene, ſo erwartete ihn der Strang, und ſie — der Holzſtoß. — Die Kämpfer rannten mit der Lanze gegen einander, mit einer ſolchen Heftigkeit, daß nach angebrachten Stößen beyde einige Augenblicke, wie überraſcht, ſtille ſtanden. Mehrmals fuhren ſie gegen einander, ohne irgend einen Vortheil zu erringen; beyde waren ſie zu geübt, zu tapfer, zu entbrannt von ihrer Sache. Nun ſtiegen ſie vom Pferde, und griffen zum Schwert. Nach einem langen Gefecht gelang es Jacob, ſeinen Gegner am Schenkel zu verwunden; ſchon ſtrauchelte dieſer, und Jedermann bangte für ihn; ſeine Gemahlinn fiel in Ohnmacht. Dieſe Wunde erbitterte den tapfern Carouge noch mehr; er drang mit neuer Kraft auf Jacob ein, und hatte das Glück, ihn zu Boden zu ſtürzen. Er will ſich wieder aufraffen, aber in dem Augenblicke ſtößt ihm Carouge raſch das Schwert in die Bruſt.

Sein Sieg war vollſtändig, und mit lauter Stimme fragte er die Zuſchauer, ob er ſeine Schuldigkeit gethan habe? Auf das einhellige Ja, derſel-

ben, ergriff der Scharfrichter sogleich Jacobs Leiche, und hing sie an den bereit gestandenen Galgen. Carouge warf sich dem Könige zu Füßen. Der Monarch, über die günstige Entscheidung eines Kampfes erfreut, dessen Gerechtigkeit im Stillen Jedermann Carougen zuerkannte, beschenkte ihn, nachdem er seiner Tapferkeit das lauteste Lob widerfahren ließ, mit 1000 Livers, mit einem lebenslänglichen Gehalt von 200 Livers, und mit der Ernennung seines Sohnes zum Kammerherrn. Der Glückliche umarmte hierauf seine neu belebte Gattinn, und eilte mit ihr zur Kirche, um Gott zu danken.

Ein Kampfbrief Kaiser Ludwigs IV., ertheilt dem Kammermeister Hector von Trautmannsdorf, im Jahre 1336.

Das Urtheil des Kampfes zu bestätigen, stellte zuweilen der Kaiser selbst dem Sieger einen sogenannten Kampfbrief aus; der folgende ist ein schätzbares Document dieser Art:

Wir Ludwig von Gottes Gnaden Römischer Keyser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, bekennen offentlich mit dem Brief, daß für uns kommen ist der vest und gestrenge Mann, Hector von Trautmannsdorf, unser lieber getreuer Cammermeister, und sich beklagt über Seyfrieden, den Fraunberger, unsern Rath, wie er ihme hinderrücks seine Ehre benommen und sich allenthalben berühmet, besser und vom Adel

alter Herkommens seyn, dann er. darauf hat Frauenberger unverholen sein Antwortt gethan, er hette das geredt: Bitt darauf unser Cammermeister, daß ein jeden zu weisen beruft, darauf eine briefliche Urkund vor unser fürzubringen, das beyde Theil gethan haben. Zum ersten hat Seyfried der Frauenberger sein gut besiegelt Brief mit Jahrzahl, dannach Hector von Trautmannsdorf, auch mit seinen guten besiegelten Briefen, gewiesen, vierdthalb hundert Jahr auch zwey Jahr. Nach dieser Weisung, sich diese beyde, ausserhalb unser zu kämpffen, (bey ihren großen Eyden geschworen) verpflicht haben, umb Fängnuß und um ihr Schild und Helm und Kleinod darinn und darauf dem andern mit Leib und Wappen heimfallen solle, des mit hohem Bitt an uns gethan, ihnen das zu vergönnen: Haben wir ihnen beyden, nach unserm beschlossenem Rath, das zugeben, und einen Tag angestellt, ist Seyfried der Frauenberger schwehrlich unterlegen und des Kampffs sieglos worden: Darnach hat unser lieber Cammermeister, Hector von Trautmannsdorf, unser Frauen der Keyserinn den gefangenen Seyfried zu einer Ehrung geschencket, haben wir darauf aus Vergünnung der Keyserinn den gefangenen Seyfrieden mit Leib und seiner Willkühr wiederum ledig gesprochen, doch in dergestalt, daß hinführo unser getreuer lieber Cammermeister, Hector von Trautmannsdorf, sein Bruder, ihre Erben und alle ihre Nachkommen vor Seyfrieden von Frauenberger, seine Erben und Nachkommen, allweg im Schimpf und Ernst, mit ihr Leib und Wappen den Fürstand haben sollten. So aber Seyfried der Frauenberger oder seine Nachkommen das nicht hielten, aus Muthwillen übertreten, sollen sie uns und unsern Nachkommen, ohne alle Gnade, verfallen seyn, hundert Marck Goldes,

auch Hector von Trautmannsdorf funfzig Marck Goldes: Das bestättigen wir ihm aus Keyserlicher Macht mit diesem unsern Brief und Keyserlichen anhängenden Innsiegel, der geben ist in unserm Markt Myorach, an S. Georgen im 1336. und unsers Reichs im zwanzigsten Jahr.

Festlichkeiten vor der Abreise der Schwester Ludwigs XIII. zu ihrem Bräutigam, dem König von Spanien.

Bevor die Prinzessinn den vaterländischen Boden verließ, um sich zu ihrem königlichen Bräutigam nach Madrit zu erheben, hielt sie, auf seinen Wunsch einen glänzenden Aufzug zum Valetschmause. Der Sinn desselben war ein Triumph, den sie als Minerva über ihren Liebesgefangenen hielt.

Die Feyerlichkeit ging im Bourbonschen Saale vor sich. 1200 Wachskerzen auf silbernen Leuchtern, strahlten ihren blendenden Glanz weit umher; ein Amphitheater war für den König und die andern vornehmen Zuschauer bereit. die herrlichsten Gemälde und Teppeten schmückten die Wände. Die Courtine des Theaters wurde durch eine Wolke vorgestellt, auf welcher das Sinnbild der Nacht, und der treffliche Virtuose Ballius saßen, der ein Couplet auf den König sang, und dann mit der Wolke verschwand.

Das Theater war auf. Es zeigte eine ländliche Gegend, von Felsen und Strauchwerk eingeschlossen. Aus den Klüften schimmerten Gold und Silber; Quellen rauschten über die Steinmassen, im Mittelgrunde weideten muntere Thiere. Eine Zeitlang blieb die Scene ruhig, bis plötzlich neun kleine Knaben, Irrlichter vorstellend, aus Grotten hervor hüpften. Jeder hatte vier flammende Feuer auf dem Kopf, und in den Händen lodernde Fackeln; ihre Kleider waren feuerfarben. Nachdem sie eine Weile bunt umher gesprungen waren, kehrten sie in ihre Grotten zurück.

Hierauf erschien auf Einmal ein zwey Klafter hoher Hügel; Sybillen prophezeihten auf ihm Segen und Heil der Vermählung, stiegen dann herab, tanzten ein Ballet, und streuten Blätter aus, die Lobgedichte auf den König und die Königin enthielten; dann kehrten sie in ihre Höhlen zurück, der Hügel verschwand, und der erste Aufzug war zu Ende.

Der zweyte Act zeigte einen dichten Wald von üppigen Fruchtbäumen. Über diesen erschien, im Hintergrunde von dunkeln Wolken, die Morgenröthe im Silbergewand mit Gold- und Seidenblumen gestickt. Im Vorüberziehn streute sie Blumen aus. Ihr folgte auf einem goldflammenden Wagen die Sonne, Gedichte zum Lobe der Königinn absingend. Und nun folgte die Hauptvorstellung: Minervens Triumph.

Ein africanisches Mädchen mit einer Laute, eine Machlpenstische Jungfrau repräsentirend, erschien, und ging, nachdem es ein Lied zum Lobe des Königs abgesungen, wieder ab. Neun andere africanische Mädchen traten nun auf in goldgewirkten rothen und blauen

Gewändern, in den Händen Goldklumpen, auf dem Haupte ein burgundisches Netz mit purpurfarbnem und Silberdrath unterlegt, und geschmückt mit hohen Federn. Eine Zeit lang balletirten sie gegen den König und die Königinn, dann gingen sie ab. Hierauf trat ein Hirt auf; er trieb bey untergehender Sonne seine Heerden zu Stalle, und bewillkommte sofort die Majestäten mit einem Liede, bey dessen Beendigung mehrere Musikanten in Hirtentracht herbey kamen, sangen und den neu erscheinenden Hirten zum Tanze spielten. Di waren sämmtlich in weiß seidene mit goldenen Blumen durchwirkte Gewänder gekleidet. Alle diese Hirten waren die geschicktesten Tänzer, welche man zu diesem Feste aus ganz Frankreich zusammen bestellt hatte.

Nun veränderte sich die Bühne in eine felsige Gegend; von Meereswogen bespühlt; Korallen und Austerschalen lagen umher. Auf dem Meere tummelten sich Tritonen herum, und aus den Wolken ertönten Musik und Gesang zur Ehre des Brautpaares. Plötzlich, in dem neuen Aufzuge, zeigte sich in den Wolken ein prächtig und kunstreich gearbeiteter Wagen, geschmückt mit Goldgewebe und Guirlanden. Auf dem Vordertheile desselben waren Spieße angebracht, mit Helmen behangen, und Schilde mit Medusenhäuptern. Der Wagen wurde von zwey fliegenden Liebesgöttern gezogen. Der eine, Cupido stellte die keusche Liebe mit offenen Augen und freyen Händen mit Bogen und Pfeile vor; der andere aber die wollüstige Liebe, mit verbundenen Augen, die Hände auf dem Rücken befestigt; halb erloschene Flammen bedeckten seinen Körper. Auf dem Wagen selbst saß die Prinzessinn Braut, mit sechs adeligen Fräulen, vier verheiratheten Damen, und vier Prinzessinnen. Die Braut war als Minerva costümirt;

Amazonen mit musicalischen Instrumenten folgten dem Wagen. Fama und Victoria kamen aus den Wolken, der schönen Göttinn blühende Kränze reichend. Diese verließ nun den Wagen, und tanzte mit fünffacher Variation, und unter Gesang von sechs Couplets, ein Ballet. Musik und Gesang breiteten sich jetzt auf allen Seiten aus, um der königlichen Tänzerinn zu huldigen; es erschienen dreyßig kostbar geputzte Damen im Himmel, und sechs in der Luft schwebend. Der Schimmer der Perlen und Edelsteine blendete Jedermanns Augen; allgemein wurde Jubel und Lust, bis das wahrhaft königliche Schauspiel sich endigte.

Verpflichtungsbrief der Commenture des heil. Geistes-Ordens zu Wien, gegen Herzog Rudolph IV., und das Domstift St. Stephan, vom Jahre 1364.

In dem namen der heiligen Drivaltigkait Amen:

Wir Prueder Stephan Maister vnd die Gemain des Hauſs ze dem heiligen Geist ze Wienn thuen khunt - - - das vnser egenants Hauſs zu dem heiligen Geist vmb hundert vnd vierzig Phunt Wienner Phenning haubt huet vnd Schaden hintz den Juden verkumert vnd verfallen war, das unser orden da nachent vergangen wer, hat sich der Durchlauchtigist Furst, unser lieber genediger Herr Herzog Ruedolf ze Osterreich ze Stewr. etc. genediglich uber vns erbarmet vnd hat vn-

ser Gotshaus von der genanten Geldschuldt erledigt vnd aus der Not bracht . . . Vnd darumb ist, das wir vns vnser Nachkomen vnd vnser Gotshaus , . . mit Willen vnd Gunst des erwirdigen herren Bischoff Albrechts von Paſsau ze disen nachgeschrieben Stukhen verpunden haben. . . . Des ersten verhaiſsen wir, seid der obgenant vnser Herr Herczog Ruedolf ze Osterreich aus der Phar datz sand Steffan ze Wienn ain erber Stifftung in aller heiligen Er aufgericht und gemacht, sollen wir jerlich ze derselben seinen Stifft geben an aller heiligen tag ain zentn guets vnd lautters Wachs ze den ewigen Kerzen daselbs . . . vnd alle dieweil derselb vnser Herr von Osterreich, den Got lange friste, lebet, sollen wir alle Jar an aller Heiligen abent in vnsern Gotshaws vmb sain hail singen, vnd begeen das ampt, das vmb sell vnd hail der lebendig ist aufgesatzt, vnd wen er nicht mer ist, das Got lang wend, so solln wir auf den Tag seines Todts sein Jarzeit loblich begeen mit aller Schenhait als vnser orden vnd vnser Stift tuet mit Gelewt, Vigili, Meſsen . . . vnd sollen auch daran tailhafftig sein beide bey dem leben vnd nach dem Todt, die Hochgeb. Fraw Kathrein von Behaim sein Herzogin vnd Gemachel, vnd Herzog Albrecht vnd Herzog Leupolt sein Brueder, vnd ir Vordern vnd Nachkomen . . Datzu haben wir auch gelobt . . das wir vnd vnser Nachkomen sollen alle Jar an aller Heiligen Tag, vnd an Gots Leichnambs Tag sein in der Proceſsion, vnd sollen auch ze den vier Quottembern in dem Jar bei den Vigilien vnd sellen meſsen sein, als auch

der offtgenant vnser Herr der Herzog in der egenant seiner Stifft ze Wienn das geordent vnd gesatzt hat. Vnd dez ze Vrchunt geben wir disen Prief besigillt mit vnserm Insigl vnd durch pesser Sicherhait, vnd Wandlung zeugnuſs, haben wir den obgen, vnsern Herrn Herrn Albrechten Bischofen ze paſsau, vnd die ersamen vnd geistlichen Herrn Chunraten Abbt ze den Schotten ze Wien, Herrn Ortolfen, vnd Herrn Ullreichen die Probst ze Newnburg vnd ze sand Polten, vnd die wirdig Stat ze Wienn vleiſsig gepeten, das sy ire Insigl auch datzu geshenckht haben. Der Prief ist geben ze Wienn Nach Christi Gepurt drewczechenhundert jar, darnach in dem vier vnd sechzigisten Jare des nagsten Sambstage nach sand Ulreich tag.

Reisejournal und Rechnungen des Herrn von Münchingen an den Churfürsten Carl Ludwig von der Pfalz.

Benjamin von Münchingen kam als talentvoller Jüngling Anfangs als Page in die Dienste des Churfürsten Ludwig von der Pfalz, und wurde nach und nach zum churfürstlichen Rath, Hof- und Kammerjunker befördert. In diesen Eigenschaften ward er in den Jahren 1669 und 1670 mit Aufträgen nach Frankreich geschickt, und stattete in Folge seiner Instructionen seinem Hofe von Zeit zu Zeit Bericht ab. Unter Andern heißt es darin:

Prince de Condé ist ein ziemlich langer Herr, mager, vom Podagra geplagt. Liebt sehr den Schnupftabak, freundlich, sieht noch nicht alt aus, trägt keine Perücke, sondern sein eigen Haar.

Mr. de Lionne ist ein Mann von 50 oder 60 Jahren, denn er hat ganz weise, kurze, krause Haar, trägt einen schwarzen Mantel bis über die Knie, trägt offene Hosen mit einem kleinen Wammes. Ist gar wohl logirt. Hat eine große Hofhaltung.

Duc d'Anguien ist ein kleiner junger Herr, mager, aber von großem Verstand, hat schöne braune Haar, trägt auch keine Perücke, geht auch noch schwarz, trägt Rhingrave, ist ein sehr wackerer Herr, freundlich und sehr leutselig.

Die Prinzessinn Louise, Äbtissinn zu Maubuisson geht gleich den andern Nonnen in dem Habit; die Prinzessinn Marie aber geht à la mode. — — Als ich auf Befehl Ihro Kurfürstl. Durchlaucht auch gemeldt, daß Ihro Kurfürstl. Durchl. werden das Porträt von D. Luther und seiner Frau schicken, hat Pr. Louise gesagt: „was damit zu thun? um vor ein Wirthshaus anstatt des Schilds zu henken."

Der König ist ein großer starker Herr, geht schwarz gekleidet, hat ein Baudrier mit Franzen, einen massiv silbernen Degen (Espé de rencontre) trägt eine braune Perücke, ist aber ganz bleich im Gesicht, welches übrigens vollkommen ist, hat eine Cravatte mit Spitzen, trägt einen schwarzen Stock mit goldenem Knopf.

Die Königinn ist auch in Trauer gekleidet gewesen, aber ihr Unter-Rock über und über mit Pointes

de France übersetzt; Sie ist sehr geschminkt im Gesicht.

Die la Valiere ist mager von Gesicht, schlank von Leib, mittelmäsiger Länge, schminkt sich auch sehr; hat ein ziemlich großes Maul. (!)

Der Dauphin ist ein gar schöner Herr, sehr weiß, lebendig, activ, sein Sinn ist Springen, Hüpfen. Hat ein groß Gesicht, sieht viel der Königinn gleich.

Mademoiselle ist finnig im Gesicht, eine große Dame, mehr männliche als weibliche Geberden.

Diese und ähnliche Schilderungen werden durch die Instructionen motivirt, die Münchingen für seine Reise mitbekam. Es heißt darin nebstbey, er solle sich erkundigen und berichten „ob etwa zu Paris in Sterbhäusern rothe damastene oder sammtne Betten mit Zugehör wohlfeil und wie theuer zu kaufen wären?"

In einer Instruction zu einer Reise zu dem Churprinzen Carl, der damals Frankreich durchzog, datirt vom 9 Wintermonat 1670, kommen nachstehende drey Puncte vor:

1) Soll er sich erkundigen, ob, und mit was für vornehmen Leuten Unsers Sohns Liebden conversire.

2) Zu Marseille soll er erforschen, ob daselbst keine Barbes, alt oder jung, Hengst oder Stutten, feil sind, und Uns deren Höhe mitbringen.

3) Soll er Geheimer Rath Paüel von Ramingen erinnern, ob Sie nicht von dem guten unverfälschten Wein von Frontignac mit anhero bringen wollen, zumalen ihr Weg nicht weit davon fällt?

Unterhaltend sind die Rechnungen, die Münchingen über die kleinen Ausgaben des Churfürsten zu führen hatte.

Aus den letzten Monaten des Jahrs 1667:

Einem alten Mann von Haßloch, welcher Kurpfalz berichtet wegen der Spanier Einfall, 1 fl. 30 kr.

Kurpfalz Spielgeld gegeben zu Neustadt, als sie auf dem Gannsbrett gespielt, 1 fl. 30 kr.

Mons. Spanheims Diener, welcher Kurpfalz etlichemal die Perucke zurecht gemacht und ausgekämmt, 3 fl.

Für Ihro Durchlaucht die Kurprinzessinn der Frau Oberamtmänninn von Boxberg auf die Wiegen verehrt, 4 Ducaten.

Dem Trenoa (einem italienischen Krämer) seinen Zettel bezahlt für ausgenommene Waaren für die Komödianten, 6 fl.

Almosen an verschiedenen Orten, 8 Ducaten.

Einem Kerl von Nürnberg, Namens Johann Heißstein, welcher Kurpfalz Carmina präsentiret, 3 fl. (Schönes Prädicat und Präsent für einen Poeten.)

Aus den erſten Monaten des Jahrs 1663:

Des Grafen von Hanau ſeinem Narren, Namens Imele, 3 fl.

Den Leyrern und Sackpfeifern, 3 fl.

Den Komödianten, weil ſie vor Kurpfalz den Peter Squenz agirt, 9 fl.

Dem welſchen Barbier Fournier auf Befehl von Kurpfalz, 45 fl.

Dem Seidenfärber, welcher 3 Kinder bekommen, auf die Wiegen gegeben, 9 fl.

Ihro Durchlaucht zum verſpielen gegeben, 2 fl.

Als Ihro Durchlaucht zum Ring gerennt, Einſatzgeld gegeben, 1 fl. 30 kr.

Abermal desgleichen, 1 fl. 30 kr.

Einem Fähndrig, welcher Lothringen gebracht, 3 fl.

Einem Mousquetier, welcher getanzt nach der Polen ihrer Manier, 1 fl. 30 kr.

Einem franzöſiſchen Schwerdtfeger, welcher Ihro Kurfürſtl. Durchl. Degen verkauft, 70 fl. 30 kr.

Einem krummen Franzoſen, welcher ſeinen Abſchied bekommen, 1 fl.

Einem Marktſchreyer zu Manheim, 3 fl.

Item, daß Ihro Durchl. in das Perſpectiv geſehen, (vermuthlich in den optiſchen Guckkaſten dieſes Marktſchreyers), 1 fl. 30 kr.

Als Kurpf. auf die Kirb nach Neuenheimb gegangen, haben ſie zu vertanzen gegeben, 1 fl. 30 kr.

Einem Kerl von dem Marktſchreyen, welcher Gift eingenommen, 3 fl.

Dem Schneider zu Frankenthal vor Aufſchläge an Kurpf. Rock und ſonſten hin und wieder auszubeſſern, 12 kr.

Aus den Herbſtmonaten deſſelben Jahrs:

Dem Conſtabel, der den erſten guten Schuß nach den Lothringern gethan, 3 fl.

Für die erſte Stückkugel, 1 fl.

(Für jede nachher eingebrachte wurde nur 1 Kopfſtück gezahlt).

Den Jeſuiten zu Worms wegen der Komödie, 9 fl.

Aus den erſtern Monaten des Jahrs 1669:

Dem Juden, welcher in der Judenſchule geſungen, 9 fl.

Der Kurprinzeſſinn Neujahrsgabe, 210 fl.

Kurpfalz Schrittſchuh machen zu laſſen, 2 fl. 40 kr.

Vor Kurpfalz Stiefel wieder zu repariren, 8 kr.

Merkwürdige Küsse.

Während Kaiser Ottos IV. Aufenthalt in Italien verliebte er sich in eine edle Florentinerinn, und wünschte vor der Hand wenigstens einen Kuß von ihr zu erhalten. Dieser Wunsch, welchen der Kaiser ziemlich laut äußerte, gelangte zu den Ohren des Vaters dieser Dame, Bellincini Berti. Zwar machte er dem Kaiser Hoffnung zur Verwirklichung seines Verlangens, allein die züchtige Gualdrata erklärte mit entschiedener Bestimmtheit, daß sie durchaus keinen Andern als ihrem Bräutigam die Lippen zum Kuß reichen werde. Otto fand, obgleich diese Erklärung wider seinen Wunsch lief, so viel Gefallen daran, daß er dem Fräulein, den Guido, einen seiner Barone, als Bräutigam zuführte, und diese edelmüthige Handlung noch mit einem Hochzeitsgeschenk, bestehend aus dem Districte Casentino und einem Theile der Romagna, verherrlichte.

Das Fräulein Odile erhielt 1005 von ihrem Bräutigam, dem Vicomte Fulko von Marseille für den ersten Kuß alle die Lehen zum Geschenk, die er in den Provinzen Sixfours, Solieres, Euges und [illegible] hatte.

Der gelehrte, späterhin canonisirte Alanus, mit dessen Häßlichkeit man Kinder schreckte, hatte die Ehre, von der Königinn Margarethe, die ihn einst schlafend antraf, seiner Gelehrsamkeit wegen geküßt zu werden ꝛc. —

Pfarrer Johanns Kaufbrief über ein Haus auf dem St. Stephansplatz im Jahre 1342.

Ich Jans zu den zeiten Pharrer ze Hilweluede, und ich Leopolt zo den Zeiten Pharrer ze Naprechtstorff, und ich Nichlas ir Pruder, und ich Chlar ir Schwest - - tun chont - - - daz wir - - - mit unsers Grunt Herren hant des Edeln Herren Graf Albrechts von Hochenberch zo den zeiten Pharrer datz sant Sephan ze Wienn. Verchauft haben unser halbs Haus, daz da leit in sant Stephans Vreithof ze Wienne ze nachst der Teutschenherren haus. Da entgegen Her Symon ze den zeiten chormaister datz sant Stephan ze Wienne und vrowe Feut sein Muter den andern halben Tail dez egenanten haus habent, und da man von demselben gantzen haus alle jar dient dem Pharrer datz sand Stephan ze Wienne acht vnd viertzich wienner Phenninge ze Grontrecht und nicht mer Und ist auch uns das vorgenant halb Haus an erstorben von Maister Ulrichen weibn Schulmaister daz sand Stephan ze Wienn - - das selb unser halbs Haus haben wir recht und redlich verchauft - - - um funftzig Phunt vnd um acht halbe Phunt Wienner Pheninge - - dem egenanten Hern Symon - - - Und wand di vorgenant unser Swester Chlar non nicht vogtpar ist davon, so setzen wir uns - - - unverschai-

denleich fur uns und fur si und fur alle Ansprach uber . . . Und datz diser Chauf furbaz also stat und unverbrochen bleibe, darumb so geben wir ⁊c. . in disen prief ze einem warn urchunde . . . verzigelt mit unsern Insigeln und mit unsers Grunt Hern Insigel dss vorgenanten Edeln Hern Graf Albrechts von Hochenberch und mit Hern Mathes Insigil zo den zeiten Pharrer ze Stilfride, di diser sache gezeuge sint mit iren Insigiln. Und wand ich vorgenanter Nichlas nicht aigens Insigels han, so verpint ich mich mit meinen trewen under der egenanten Insigiln alles datz stat ze haben . . Dieser prief ist geben ze Wienn nach Christes gepurt Dreutzehenhunder jar darnach in dem zway und viertzigsten Jar an sand Michels Tage.

Luther als Epistolograph.

Sind auch dieses Mannes vielseitige Verdienste wirklich vielseitig gewürdigt, so kann man ihm doch wenigstens noch von einem besondern Gesichtspunct aus eine vorzügliche Stelle einräumen: als Briefsteller nämlich gebühren ihm auch seine Kronen. Überall verkünden sich ungesuchte Naivetät und natürliche Kraft in edler Verschmelzung, wenn auch die eigenthümliche Rauheit des damaligen Zeitgeschmacks hie und da Heterogenitäten erblicken zu lassen scheinen mag. Einige Beyspiele werden hinreichen, Luthern als Epistolographen zu characterisiren.

1) Luthers Dankschreiben für ein erhaltenes Geschenk an den Churfürsten von Sachsen.

Gnad und Friede und mein arm Patter noster. D. H. F. Gn. H. Ich habe heute frühe von E. C. G. das reiche Geschenk nemlich ein halb Fuder Suptitzer, ein halb Fuder Grünberger, vier Eimer Jenischen Weins, dazu ein Schock Karpfen und einen Centner Hechte schöne Fische empfangen. Es ist auf einmal zu viel, ware genug an der Stück einem gewesen. Wolan, ich danke E. C. G. aufs Unterthänigste. Unser Herr Gott wirds E. C. G. wieder erstatten. So weiß ich alle die Gnade, so mir E. C. G. täglich und so reichlich erzeigen, nicht zu verdienen. Mit meinen Armen will ich thun was ich kann. Hiemit dem lieben Gott befohlen. Sonnabends nach Leonhardi 1545.

2) An die Churfürstinn Sibylla.

Gnad und Friede im Herrn. Ich habe Ew. Brief empfangen, und bedanke mich ganz unterthäniglich gegen Ew, daß sie so sorgfältig und fleißig fragen nach meiner Gesundheit und wie es mir gehe mit Weib und Kindern, auch mir alles gute wünschen: Es gehet uns Gottlob wol und besser denn wir es verdienen vot Gott. Daß ich aber an Haupt zuweilen untüchtig bin, ist nicht Wunder, welches an ihm selber alt und kalt und ungestalt, krank und schwach ist. Der Krug geht so lange zu Wasser bis er einmal bricht. Ich habe lange genug gelebt. Gott bescheere mir ein seelig Stündlein, darinn der faule unnütze Madensack unter die Erde komme zu seinem Volk und den Würmern zu Theil werde. Achte auch wohl, ich habe das Böse gesehen,

was ich habe auf Erden sollen sehen. Denn es läßt sich an, als wollte es böse werden. Gott helfe den Seinen. Amen.

3) Joviales Schreiben an seine Frau über ein kleines Reiseabentheuer.

Gnad und Friede im Herrn. Liebe Kethe. Wir sind heute um 8 Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben nicht gefahren, denn es begegnete eine große Wiedertäuferinn, mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte, die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurück kommen von wegen der Mulda, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen, nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut Torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und trösteten wir uns dieweil ob die Saala wollte wieder auszürnen. Dann weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben, und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnt im Wasser, und ist besser verwahret, denn beklagt, und ist ohne Noth, daß wir dem Pabst sammt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeint, daß die Saala eine solche Sodt machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln solle. Jetzo nicht mehr, denn bethet für uns und seyd fromm, ich halte, wärest Du hier gewesen, so hättest Du uns auch also zu thun gerathen, so hätten wir deinen Rath auch einmal befolgt. Hiemit Gott befohlen. 1546.

4) Antwort auf die Warnung des sächs. Rath Planitz, gegen die Großen bescheidener zu seyn.

Gnad und Friede in Christo. Gestrenger Herr und Freund. Ich habe aus E. G. Schrift, Herrn J. G. betreffend, samt der freundlichen Ermahnung meines harten Schreibens frölich empfangen und bedanke mich gegen E. G. beide der Gunst und Freundschaft, so mir unverdient.

Doch will ich E. G. guter Meynung nicht verhalten, daß ich hoffe, mein Schreiben soll niemand zu Schaden kommen — — — Auch habe ich Herzog Georgen noch nirgend so angetastet, als den Pabst, Bischöffe und König von England, dazu gar tief mich ihm unterworfen und erbothen, daß mich dünket, ich habe sein fast zu viel verschonet. Denn ich einem solchen tobenden Tyrannen längst hätte sollen baß in die Wollen greifen — — — — Es ist jetzt eine andere Zeit, daß man die großen Häubter, vorhin ungewohnt, antastet und was Gott im Sinn hat, wird man sehen zu seiner Zeit.

— — Das wolt E. G. in aller treuer Freundschaft aufnehmen und guter Zuversicht seyn, daß Christus auch seiner Feinde Herr ist und kann uns halten, was er uns zugesagt hat, wenn wir bitten, daß ohne Zweifel nicht soll Noth haben vor den Brandtschwänzen Syria*) und Samaria. Hiemit Gott befohlen. (1523)

*) Als Anspielung auf die 300 Füchse des Simson mit Bränden zwischen den Schwänzen.

Luthers Briefe waren ihrer Zeit in Jedermanns Gedächtniß, und konnten als Vorbilder des epistolarischen Styles gelten; um so auffallender ist es, wie eben damals ein so erbärmlicher Briefstellerton hat einreißen können; wie das Ansehen beweiset, welches ein Rost (der pseudonyme Meleton) ein Hunold und Neukirch später darauf, genossen hatten.

Pracht, Aufwand und Gefolge bey dem Concilium zu Costnitz.

Unter den merkwürdigen öffentlichen Versammlungen der Vorzeit zeichnet sich durch verschwenderischen Glanz und durch den ungeheuern Zusammenfluß von Menschen aller Classen das berühmte Concilium zu Costnitz (Constanz) ganz besonders aus. Von 1415 an währte es ein volles Jahr. Mehrere Historiker haben sich mit der Beschreibung dieser Kirchenversammlung beschäftigt; die Angaben der glaubwürdigsten theile ich nun hier mit.

Nach Lenfant (hist. du concile de Const.) befanden sich außer dem Kaiser, den Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, und 19 weltlichen Fürsten bey dieser Gelegenheit zu Costnitz 4100 Geistliche, 3300 Militärpersonen, und 30,000 fremde Layen. Nicht minder bemerkenswerth ist das zahlreiche Gefolge vieler Personen vom Range. So hatte der Churfürst von Mainz ein Personale von 460 Individuen, der Erzbischof von Salzburg von 360. Der Domi-

nus Joannes Cardinalis officiis vice Cancellarius hatte ein Gefolge von 80 Personen; in der Suite von 22 Cardinälen befanden sich 850, und unter allen Kirchenvorstehern waren nur 15 ohne besonders Gefolge.

Urspergers Chronik sagt: Auf dem Concilio zu Costnitz im Jahre 1414 ist eine grosse Menge Volks zusammen aus allen Landen kommen, also daß man von Weihnachten bis Pfingsten gezählt hat 60000 und 500 Personen; darunter waren 346 Erzbischöfe und Bischöfe, 56 Aebte und Doctoren, 16000 weltweltliche Fürsten, Herzoge, Grafen, Freyherrn, Ritter und Edle, 37 Gesandte hoher Schulen, 450 ——, 600 Balbirer, 250 Bäcker, 67 Apotheker, 145 Goldschmiede, 330 Krämer, 258 Schneider, 70 Schuster, 310 Spielleute und Pfeiffer, 200 Köche, 92 Schmiede, 48 Kürschner, Pabst Johannes XXIV, und Kaiser Siegmund. (Eine schöne Rangordnung.)

Van der Hardts Verzeichniß gibt an, daß sich damals in Costnitz auf 346 Schauspieler und Gaukler aller Art aufhielten. Das Gefolge des Papsies bestand aus nicht weniger als 600 Personen; das des Kaisers und seiner Gemahlin aus 1000 und mehr. Auf der Reise des Pabstes dahin geschah es auf dem Arlsberg, daß sein Wagen umstürzte, und der heilige Vater ziemlich unsanft in den Schnee hinfiel. Während dieser Kirchenversammlung ließ sichs niemand besser geschehen, als Kaiser Siegmund mit seiner jungen Gemahlin Barbara; des Schwelgens und Wohllebens war kein Ende; Musik, Schauspiele, Gelage, Tänze, Assembleen wechselten unaufhörlich.

Und was dergleichen Denkwürdigkeiten mehr sind, die sich zu einer Wiedererzählung nicht wohl eignen. —

Seltsames Maß und Gewicht im zehnten Jahrhundert.

Auf welche sonderbare Aequivalente die Menschen verfielen, ehe noch ein bestimmtes Maß und Gewicht ausgemittelt und festgesetzt war, beweiset unter andern Hawel Dósa, Prinz von Wallis, den man dießfalls gleichwohl als einen der bedeutendsten Gesetzgeber betrachten kann, und der im Jahr 948 starb. In einem von seinen Gesetzen heißt es: Wenn Jemand seine Katze tödtet oder stiehlt, die des Prinzen Kornboden bewacht, (eine spaßhafte Particularität) so muß er eine Schafmutter mit ihrem Lamme zur Strafe geben; oder soviel Weizen dafür erlegen, als die Katze bedeckt, wenn sie bey dem Schwanze aufgehangen wird, und der Kopf derselben den Boden berührt. Von demselben Lycurg ist auf den Raub eines Mädchens eine Strafe von 12 Kühen gesetzt; ein Raub aber an einer Matrone kostete um 6 Kühe mehr. Hat aber der Thäter anfangs geläugnet, und wird er nach der Hand überführt, so muß er für seine Falschheit so viele Schillinge zahlen, als mit wie viel das Sitzfleisch der Dame belegt werden kann. (!) —

Ominöse Visionen des Großtürken Ibrahim, nebst Commentar.

Ammath der IV. starb, und Ibrahim, sein Bruder, ergriff das Schwert, um es an magyarischen Kehlen zu versuchen; es ward geplündert, gesengt, gebrannt, kurzum auf gut türkisch gewirthschaftet, und: — hierauf erschienen im Augustmonat in der Türkey zween Cometen, und ereignete sich allda auch ein erschröckliches Erdbeben, wie dann auch um eben dieselbe Zeit der Türkische Kayser zween nachdenkliche Träume hatte, die ihme große Furcht verursachten, gestalten aus einem Schreiben den 1. Sept. von Constantinopel, an einen Herrn zu Florenz, Namens Domirico Maglioni erhellet, welches wir von Wort zu Wort aus des Theatri Europaei 4ten Theile hieher zu setzen nicht Umgang nehmen können.

Daß verwichene Zeit dem Herrn nicht geschrieben, solches ist nicht aus Nachlässigkeit, sonder allein dahero, weil hiesiger Orten nichts passiret, geschehen: Nun aber, nachdem neulicher Tagen allhier zu Constantinopel, und durchs ganze Land herum, viel Zeichen sich in der Luft ereignet, und den Großen Türken des Nachts in dem Schlaff etliche Gesichte vorgekommen, habe ich nicht unterlassen können noch mögen, solches alles hiemit zu berichten, damit der Herr hievon andern guten Freunden auch Part geben könne.

Gebe demnach zu verstehen, daß den 10. August dieses 1641 Jahrs ein erschröcklicher Wind entstanden, welcher bis auf den 18. selbigen Monats continuiret, durch dessen Ungestümmigkeit die Bäume häuffig aus der Erden gerissen, die Dächer von den Häusern geworffen, auch viel schöne Gebäu diß Ends ruiniert, zudeme auch viel Currier des Groß Türken, so derselbe zur Zusammenbringung eines Kriegs-Heers ausgeschickt, umgekommen sind.

Dieser Wind hat ingleichen einen von des Groß-Türken Hauptleute, so ganz gewaffnet gewesen, hinweg geführt, daß man im geringsten nichts mehr von ihm gehöret. Ueber dieses sind vom Himmel grosse Pfeile, und unter denselben einer nach dem andern, in deß Groß-Türken Wohnung gefallen, dadurch eine große Anzahl seiner Janitscharen erschlagen, ja in solcher viele hinunter gekommen, daß auch ein ziemlicher Theil des Constantinopolitanischen Gebiets also verderbt, daß darinnen sonst viel, demnechst aber wenig Grünes auf dem Lande zu finden gewesen.

So sind zu mehrer Verwunderung und Schrecken, 2 ganz feurige Comeetern gesehen worden, welche große zweyfache Schwänze, dergestalt flammend gewesen, daß man vermeinet, der Himmel ganz entzündet wäre, dann einer von 2 Uhren, bis um der halben Nacht gleichsam oberhalb des Groß-Türken Pallast gesehen, der andere aber 3 Stund vor Tag über St. Sophien Kirche erschienen und 2 ganze Stund geleuchtet hat. Das ists was die himmlischen Zeichen belanget.

Hernach den 12. obgedachtes Monats, ist dem

Groß Türken des Nachts, 3 Stunden vor Tage in dem Schlaff vorgekommen, als ob er von einer groſſen Anzahl Löwen wäre angefallen worden, unter welchen der peyßeſte ihn mit wütender Grümmigkeit in der Bruſt angegriffen, worauf er dermaſſen kraftlos und geängſtiget, daß er aus groſſer Furcht einen harten Schrey gethan, und endlich darüber erwachet.

Als dieſes ſeine Kammerdiener und Janitſcharen bey nächtlicher Weile gehöret, haben dieſelben alſobald Lermen gemacht, und zur Wehre gegriffen, in Meinung, es wäre dem Groß-Türken einiger Gewalt widerfahren, lauffen in Eile der Schlaffkammer zu, begehren inſtändig zu wiſſen, was doch die Urſache dieſes erſchröcklichen Geſchreyes geweſen?

Nachdem nun der Groß-Türk ſeiner Geheimſten einem dieſe Geſicht offenbaret, hat derſelbe befohlen, die Janitſcharen, und ein jedweder ſich wieder an ſeinen Ort zu verfügen, ſintemahl ihme nichts widerfahren, darauf er abermals eingeſchlaffen, und iſt ihme gegen Tag dieſe andere Geſicht vorgekommen.

Nemlich daß er eine groſſe Menge Centauer geſehen, welche unter ſich ſelbſt einen ſchweren und blutigen Streit hätten; nochmals wäre vom Niedergang eine groſſe Anzahl Greiffen, die ein groſſer Adler geführt, angekommen, welcher mit ſolcher Ungeſtümmigkeit die Centauros angefallen, daß dieſelben alſobald die Flucht genommen; theils dieſer Centauro aber reterierte ſich, um ihr Leben zu ſalviren, in eine Grube, und hätte der andere Theil mit groſſen Schaden deren, mit obgedeuten Greiffen ſich verglichen.

Der Groß-Türk aber, als er dieses gesehen, hat aus Mitleiden zu den Centauren mit einem bloßen und flammenden Schwerd den Centauren zu Hilffe kommen wollen, und indem er das Schwerd gegen die Greiffen aufgehoben, habe der Adler, so die Greiffen geführet, ihme Groß-Türken dasselbe aus der Hand genommen, und hinweg geflogen.

Als nun der Groß-Türk hierüber erwachet, hat er wegen dieser verschiedener Gesichter, wie nicht weniger deren beyden Cometsternen Bedeutung wissen wollen, derowegen durch sein ganzes Gebiet Befehl ergehen lassen, daß alle Arioli, Astrologi und Wahrsager, so seinem Gebiet unterworffen, bey höchster Straffe der Ungnade innerhalb 10 Tagen sich nach Constantinopel verfügen sollen, dahin sich dann hierauf viel vornehme Leute erhoben, denen der Groß-Türk alle diese Gesichte erzehlet, mit diesem ernsten Befehl, daß sie ohne einigen Respect innerhalb 3 Tagen ihme solche auslegen solten; nichts weniger hat er ihnen befohlen, der Cometsternen Bedeutung ihme zugleich zu eröffnen.

Nachdem die Astrologi und Wahrsager dieses alles verstanden, haben sie den Urlaub genommen, und sämtlich sich in ein Zimmer begeben, nach vielem Nachforschen aber, was aus diesen Zeichen erfolgen würde, zugleich, und ein jeder vor sich, alles wohl und fleißig betrachtend, haben sie endlich mit der Auslegung alle übereingestimmet, dem ältesten und verständigsten unter ihnen mit Namen Messa aus Egypten, Commission ertheilet, daß er vor sie alle antworten solle.

Wie nun obberührter Termin verflossen, haben sie sich dem Türken präsentiret, da dann gemeldter Mossa auf diese Weise angefangen zu reden.

Unüberwindlichster, unser Herr, nachdem Deine Hoheit uns keine andere Autorität, als ohne einigen Respect zu reden gegeben hat, die wahrhaffte Bedeutung, beyde Cometsterne, und fürnehmlich Deiner Hoheit vorkommen, und uns erzehlter Gesichter anzuzeigen, als haben wir mit allen Fleiß betrachtet, und die Zusammenfügung der Planeten in diesen Stunden ausgerechnet, dabey auch Deine Nativität, die uns hierinn nicht geringen Bericht geben, numiniret. Wisse derohalben Deine Hoheit, (die aber deßwegen nicht erschrecken wolle, weil die böse Influenz des Gestirns durch Dero Gedult kann moderiret werden, welches wir mit unzählbaren Zähren und unaussprechlichem Herzen Wehe andeuten müssen), daß die himmlischen Zeichen nach aller Astrologie, sonderlich des Ptolomäi Meinung, Deroselben Geringerung ihres Standes, und eine Rebellion unter denen Unterthanen anzeigen und drohen.

Belangen aber die nächtliche in Schlaff vorgekommene Gesichter, so werden durch die Löwen die Christen verstanden, welche sich mit einander vereinigen, und gleich wie unbändige und nütige Löwen einträchtig sich Deiner Hoheit widersetzen und in kurzem einen guten Theil Deines Reichs hinweg nehmen werden.

Der Löw, so Dich in der Brust ergriffen, bedeutet den unüberwindlichen Keiser der Christen, welcher, unserm eigentlichen Befinden nach, derjenige ist, so Dir Deinen Stand benehmen wird.

Die Centauri, so mit einander gestritten, zeigen an Dine Unterthanen, welche unter sich selbst, in Uneinigkeit, und wegen des christlichen Glaubens in eine Rebellion gerathen werden.

Die Greiffen bedeuten eine große Armada der Christen, die Dich unterdrücken wird.

Durch den Adler, welcher Dir das Schwerd aus der Hand genommen, wird verstanden der glückliche Kayser, weil Deine Hoheit will, daß ich es Dir offenbare und sage, ist es derselbe, welcher Dich aus Deinem Königl. Stuhl reissen wird.

Der brennende Cometstern, und derer doppelte Schweiff, bedeutete auch die Macht desselbe unüberwindlichsten Kayserß, und geben mir hierinnen desto mehres Glauben, weil diese Cometen über Deinen Palast und vornehmsten Moschen oder Tempel erschienen sind.

Dir, gnädigster Fürst, hab auch zwar mit weinenden Augen anzudeuten, daß alle unsere Vor-Eltern, wir auch davor gehalten, daß es das letzte Reich der Türken seye, und gleichwie die Türkische Regierung ohngefehr An. 1300 unter Alberto, als ersten Oesterreichischen Kayser angefangen, also werden, allem Ansehen nach, dieselben sich wieder unter einem Kaiser von Haus Oesterreich enden, und das darum ohne allen Zweiffel, dieweil von Kayßer Julio Caesare bißhero die Romanen niemalu einen Großmächtigern, und mit Kriegen glückseeligern Kayßer, als den itzigen gehabt haben.

Das unüberwindlichster Kayser, ist alles, was wir sowohl aus den nächtlichen Gesichten, als erschienenen Cometen haben erkennen können, so wie Deroselben anbefohlner Massen hiermit haben andeuten wollen.

Dieser Commentar verfehlte jedoch, wie man sich leicht denken kann, die beabsichtete Wirkung; denn der unüberwindlichste Groß-Türk wurde so entrüstet, daß er die witzigen Propheten in eigene kleine Hüttchen von Stroh setzen, und durch 6 Stunden mit Pulver und Pech beräuchern ließ. (Vielleicht in dem analogen Verstand, weil sie so aufrichtig oder so keck gewesen, ihm, Statt den gewohnten Weihrauch zu streuen, so grelle Sottisen ins Gesicht zu sagen.) Aber die Philosophen gewannen bey dieser Strafe, denn, heißt es, obwohl dieser ein überaus dicker und stinkender Rauch gewesen, hat es dennoch den Astrologis keinen Schaden zugefüget, sondern es sind dieselben nochmals viel schöner als zuvor erschienen. In wie ferne jene Prophezeihungen eintrafen, zeigte das Jahr 1648, in welchem Ibrahim von seinem eigenen Volk im Gefängniß erwürgt wurde.

Venetianische Justizpflege.

In den Annalen der Themis behauptet die Republik Venedig für immer einen ausgezeichneten Rang. Nichts gleicht der Genauigkeit, der weisen Strenge dieser

Gerechtigkeitspflege, und man muß erstaunen, mit welch unermüdeter Thätigkeit der Venetianische Gerichtshof es sich angelegen seyn ließ, Verbrecher aufzusuchen, die Thäter zu entdecken, und ihrer habhaft zu werden.

Ein Beyspiel davon liefert die Einrichtung, welche im Jahr 1780 auf dem Marcusplatze Statt fand. Der Zusammenhang ist nachstehender: Ein artiges Mädchen war durch Convenienz an einen alten aber reichen Mann verheirathet. Früher schon hatte sie mit einem jüngern vertrauten Umgang gepflogen, dessen Fortsetzung nun durch ihren eifersüchtigen Ehemann so wiederlich gestört wurde. Doch die jungen Leute wußten bald Rath. Mit den täuschendsten Bedauern kündigte das verworfene Weib allen ihren Verwandten an, daß ihr Mann nächstens eine weite Reise zu unternehmen habe. Der bestimmte Tag war da, und der alte Herr verschwand. Niemand ist im Stande, die zärtliche Gattinn über diese Entfernung zu trösten, und als endlich gar ein Brief mit der Nachricht von dem Tode ihres Mannes anlangt, überläßt sie sich der Verzweiflung, und nichts vermag ihre zerrüttete Gemüthsruhe herzustellen, als der theilnehmende Vorschlag, ihre verlassene Hand dem jungen Hausfreunde, ihrem einzigen Tröster zu reichen. Dieser Vorschlag wird, obwohl nicht ohne wehmüthigen Bedenken, angenommen, und wenige Wochen darauf tritt er in die Rechte seines Vorgängers.

Geraume Zeit nach dieser Verheirathung wurde durch Zufall aus einem alten Brunnen ein Menschenkopf gezogen; das Gesicht war durch eine Menge Messerschnitte ganz unkenntlich. Dem Gebrauch nach

läßt das Gericht auch diesen Kopf zur öffentlichen Schau ausstellen, um dadurch Jedermann aufzufordern, seine Meinung zu sagen, oder Aufklärung zu geben. Doch niemand weiß irgend einen Bescheid. Das Gericht läßt sich dadurch nicht abhalten, die Sache weiter zu verfolgen; es befiehlt, den geheimnißvollen Kopf in Weingeist zu setzen, und noch länger ausgestellt zu lassen. Ein volles Jahr verstreicht; niemand meldet sich. Endlich geschieht von Amts wegen die Anfrage, was denn mit diesem Haupt nunmehr zu machen sey. Die Sache als abgethan zu behandeln, das wäre wider die Genauigkeit der venetianischen Gerichtspflege gelaufen; man untersuchte also den Kopf noch einmal, und entdeckt nichts weiter als in den Haaren verborgen, ein Stückchen von einer Papillote. Dem venetianischen Gericht war diese Entdeckung sehr wichtig, um so mehr, da es sich zeigte, daß das Stück Papier von einem geschriebenen Briefe sey. Zwar enthielt es nur einige unscheinbare Worte, allein, man hoffte gleichwohl Erläuterungen. Doch wie sollte man zu diesen gelangen? Der Rath zu Venedig läßt das Stückchen Papillote von einem geschickten Schriftstecher genau in Kupfer nachstechen; er läßt unzählige Abdrücke davon machen, und vertheilte sie im ganzen Staate, an allen, auch den kleinsten Orten, mit der Erklärung, daß derjenige eine gewisse Belohnung erhalten solle, der, wenn er die Handschrift kennt, es sogleich anzeigt.

Diese scharfsinnige Verfügung blieb nicht ohne Erfolg. Es meldete sich ein Mann, welcher erklärte, daß die Papillote ein Stück eines Briefes sey, welchen er vor mehreren Jahren an seinen Bruder

in Venedig geschrieben habe. Dieser Bruder nun war eben jener angeblich Verreiſete. Dieß war für den venetianiſchen Rath genug. Man forſchte weiter nach den frühern Verhältniſſen der Frau, und ihre Anverwandten traten jetzt laut mit ihrem lange unterdrückten Argwohn auf; die Mörderinn ſammt ihrem zweyten Manne, wird eingezogen, und aus den abgeſonderten Verhören ergibt es ſich, daß ſie ihren laſtigen Gatten im Bette ermordet, zerſtückelt und theilweiſe verborgen habe. Beyde wurden enthauptet.

Ein altes indiſches Gemälde aus der Verlaſſenſchaft des unvergeßlichen Herder.

(Hiezu das Titelkupfer.)

Mir ſind zwey Indiſche Gemälde durch ein Geſchenk zugekommen, ſagt Herder irgendwo, die um ſo merkwürdiger ſcheinen, da mir weder aus dem Borgianiſchen Muſeum, noch aus Büchern etwas Ähnliches bekannt iſt. Das eine ſtellt einen bedächtig ſchreitenden Elephanten, das andere ein Roß im ſchnellſten Laufe vor; beyde ganze Geſtalten aber ſind aus Thieren zuſammengeſetzt, alle mit lebendigen Farben, äußerſt genau und charakteriſtiſch, in den verſchiedenſten Stellungen, und zwar jedes dahin geordnet, wo es als ein Theil des Ganzen eine lebendige Eigenſchaft deſſelben ausdrückt. Der vorſichtig aufgehobene Fuß des Elephanten iſt ein

zusammengekrümmter Affe in der vorsichtigsten Stellung; der vortretende, so wie die nachtretenden Füße, werden von Thieren geformt, die Weiche, Stärke, Klugheit bezeichnen. So bey dem Elephanten und dem Rosse, bis auf den Rüssel, den Schweif, den Zaum, durch alle Bestandtheile des Geschöpfs, das zur Bezeichnung eines Gliedes oft die verschiedensten Thiergestalten mitwirkend sich zusammenfügen. Was nun auch die Bedeutung dieser Figuren im Ganzen seyn möge, (sey's ruhige Weisheit im Gegensatz der schnellesten Macht, oder zwey Ideen, die die Mythologie des Volks näher angibt), welche sonderbare Denkart, auf diese Weise symbolisch zu componiren, und jeden kleinsten Theil des Symbols mit überdachter Genauigkeit charakteristisch auszuführen! Einem Volke, das so zu imäginiren geneigt ist, dem sind zwischen Geschöpf, und Geschöpf, so eigen jedes in seiner Art seyn mag, keine Mauern und Bollwerke gebaut; leicht schlupft die Seele eines Lebendigen in das andere über. Wechselnd verrichten sie ihre Funktionen; wechselnd ruhen sie, oder tragen die Last der Schöpfung.

Daß das eine dieser Gemälde, der Elephant, während der Verwirrungen nach dem Kampfe bey Jena verloren gegangen, kann man nur bedauern. Doch ist das auf dem Titelkupfer vorgestellte Pferd in Weimar noch vorhanden. Die Größe auf dem Kupfer ist ganz die des Originals, welches übrigens auf feinem Baumwollenpapier dargestellt ist. Die sinnreiche Art der Composition ist deutlich genug sichtbar, und bedarf, als solche, wohl keines besondern Commentars. Allein die Bedeutung der weiblichen Figur auf dem Pferde dürfte unter die nicht uninter-

essanten artistischen Aufgaben gehören. Es sey erlaubt, den eingeweihten Verfasser dieses Aufsatzes in den Curiositäten (Weimar) hier sprechen zu lassen.

Die Vermuthung, sagt er: daß sie sich auf eine in der Mythologie der Indier gegründete Idee beziehen könne, scheint uns nur geringe Wahrscheinlichkeit zu haben. Die indische Mythologie kennt nur wenige geflügelte Wesen, und die meisten derselben sind Vögel, also von Natur mit Flügeln versehen und nicht bloß damit gedacht. Zu jenen gehören diejenigen, welche von einigen Gottheiten als Reitthiere gebraucht werden. Wir erinnern an den Schwan des Brahma, welcher Hamsa oder Annam genannt wird; an den Garudha, Gerkden oder Garura, der einem Adler oder rothgelben Habicht ähnlich, immer als Begleiter und Träger des Wischnu erscheint, und von welchem dieser Gott auch Garudhavadschia heißt, der auf dem Vogel Garudha reitet; an den Pfau des Kriegsgottes Skanda oder Kartiguo, eines Sohnes des Schiwa und der Bhavani, der davon den Namen Schighivabana, der Pfaureiter führt; an den Raben des Sani, Schani oder Manar, des Gottes oder Halbgottes des Planeten Saturn; und endlich an den Papagei des Kama oder Gottes der Liebe. Die beyden ersten dieser fünf Gottheiten und der Gott der Liebe werden meistens und häufig, die beyden andern aber, Skanda oder Sani, so viel uns bekannt ist, jedes Mal auf dessen Vögeln sitzend oder reitend, vorgestellt.

Nur ein einziger dieser Vögel, der Garudha,

wird zuweilen zwar mit dem Körper eines Vogels, oder mit dem Antlitz eines schönen Jünglings abgebildet. Auch mit Flügeln versehen erscheint auf manchen Gemälden das im Himmel befindliche weiße Pferd Caligot, welches beständig auf drey Beinen steht und den rechten Vorderfuß in die Höhe hält. Wenn es endlich mit demselben auftritt, dann wird Wischnu in einen König verwandelt, Besitzer desselben werden, um die ungerechten und gottlosen Könige zu tödten und das ganze menschliche Geschlecht zu vertilgen. Die Erde wird erbeben und zusammenstürzen, und das vierte und letzte Weltalter zugleich mit der Sünde sein Ende erreichen. Außerdem denkt man sich noch zwey Gattungen von Genien mit Flügeln begabt, die Cheruders oder Garudhas und die Granduoers oder Gandharvas. Jene haben Flügel und eine Nase wie der Schnabel eines Adlers. Weil es ausdrücklich heißt, Wischnu reite auf einem derselben, so scheint man darunter das ganze Geschlecht des vorhin erwähnten Garudha zu verstehen. Diese werden Tonkünstler der Luft genannt, sind wegen ihrer Schönheit berühmt, haben auch Flügel und schweben mit ihren Weibern in den Lüften umher. Abbildungen von solchen Genien sind uns nicht vorgekommen; aus dem Namen der letzteren möchte man aber fast vermuthen, daß ihre Gestalt ebenfalls mehr der eines Vogels, als eines Menschen ähnlich sey.

Den vorstehenden Erörterungen dieses kunstverständigen Mannes zu Folge gehört unser Gemälde wohl schwerlich unter die mythischen Flügelgestalten der Indier; und es mag wahrscheinlich aus einer Allegorie der rasch enteilenden Zeit entworfen wer-

den seyn. Uebrigens wäre eine nähere Untersuchung dieses Gegenstandes ein gewiß lohnendes Thema für den gründlichen Forschergeist des genialen Verfassers des classischen Buches: über die Sprache und Weisheit der Indier.

Hofleben und Frauenleben unter Ludwig XIV.

An keinem andern Hofe vereinigten sich in derselbigen oder zu verschiedenen Zeiten so viel äußerer Glanz, und so viel inneres Elend; so mannigfaltige und geräuschvolle Freuden, und eine so einförmige Grabesstille; eine so ängstliche Frömmigkeit, und eine so scheußliche Sittenverderbniß; ein so pomphaftes Zeremoniel, und eine so schamlose Verletzung alles natürlichen Wohlstandes; endlich eine solche Verfeinerung der Sprache und des gesellschaftlichen Tons, und ein solcher Mangel von wahrer Aufklärung, als an dem Hofe Ludwigs XIV. Ludwigs Hof unterschied sich von dem Hofe seiner Vorfahren fast eben so sehr, als dieser sich schon anderthalb Jahrhunderte lang von den Höfen anderer europäischen Könige unterschieden hatte. Die größte Zierde dieses Hofes war eine Schaar von so schönen, geistreichen und gebildeten Frauen und Jungfrauen, daß, wenn man bis dahin gar keine Galanterie in unserm Erdtheile gekannt hätte, sie, wie es scheint, am Hofe

Ludwigs XIV. hätte entstehen müssen. Auch priesen Zeitgenossen und Nachkommen Ludwig XIV. als ein Muster und einen Lehrer, und seinen Hof als den Sitz oder die Schule der feinen Galanterie. Und diese Galanterie veredelte er noch durch die Würde der Majestät, die über seine ganze Person, und über alle seine Handlungen verbreitet war.

Wenn Ludwig XIV. altritterliche Galanterie übte, so übte er sie nur eine kurze Zeit. Im Ganzen genommen war er einer der am wenigsten galanten Könige, und sein Hof einer der am wenigsten galanten Französischen Höfe.

Ludwig XIV. betrug sich gegen Jedermann, und also auch gegen die Damen, höflich. Seine Höflichkeit war so groß, daß er vor keiner Dame, selbst vor keiner Kammerfrau, oder vor einem Kammermädchen vorüber ritt, oder ging, ohne seinen Hut abzuziehen Er sagte keinem Menschen, und also auch keinem Frauenzimmer etwas Hartes. Vielmehr sagte er oft Damen, wie Männern, etwas Artiges und Angenehmes.

Eben der Ludwig, der keinem Frauenzimmer die gewöhnlichen Zeichen der äußern Achtung versagte, und nie eine Dame durch ein hartes Wort beleidigte, hatte gleichwohl so wenig wahre Achtung, und beobachtete so wenig Schonung gegen das andere Geschlecht, daß er die Damen seines Hofes, wie gekaufte Sklavinnen, behandelte. Wenn er reisen wollte, so mußten die Hofdamen und die Prinzessinnen seines Hauses in jeder Jahrszeit, und bey jeder Witterung mitreisen, sie mochten so schwach oder

so krank seyn, als sie wollten. Auf diesen Reisen bediente er sich für seine Person einer jeden Bequemlichkeit und Erleichterung, welche er sich verschaffen konnte. Keine Dame hingegen unterstand sich, den König nur einen Augenblick aufzuhalten, oder ihn in seinen kleinsten Gewohnheiten zu stören.

Der Bruder des Königs war nicht galanter, oder noch weniger galant, als Ludwig XIV. Monsieur gefiel sich selbst zu sehr, als daß er dem schönen Geschlechte zu gefallen hätte suchen sollen. Seine Schönheit war weibisch; seine Neigungen waren es nicht weniger, wenn man einen außerordentlichen persönlichen Muth ausnimmt, welchen er im Kriege bewies. Er begegnete seiner liebenswürdigen Gemahlinn mit einer Härte, die den lebhaftesten Abscheu gegen ihn einflößt. Selbst in ihrer letzten tödtlichen Krankheit sagte er ihr in Gegenwart Anderer sehr oft die unangenehmsten Dinge. Er erzählte eines Tages, da man von Sterndeuterey sprach, daß ein Astrolog ihm vorhergesagt habe: er werde mehrere Gemahlinnen erhalten. Der Zustand, setzte er hinzu, in welchem Madame sich befindet, macht mich glauben, daß der Mann richtig prophezeiht habe.

Monseigneur, oder der große Dauphin, war eher schüchtern, als stolz, aber noch trockner und verschlossener, als sein königlicher Vater. Er hatte bey den Lebzeiten seiner ersten Gemahlinn einige kurz dauernde Liebeshändel, und nach dem Tode derselben vermählte er sich mit der gutmüthigen, aber gar nicht liebenswürdigen Mademoiselle Choin. Im Ganzen äußerte er keine heftige Neigung für das andere Geschlecht, und seine Galanterie war noch geringer,

als seine Weiberliebe. Sein Beyspiel wurde die Ursache, daß die jungen Hofcavaliere sich noch mehr, als bis dahin geschehen war, von dem andern Geschlechte entfernten.

Immer tiefer und tiefer sanken die Sitten unter der Regierung Ludwigs XIV. Keuschheit und eheliche Treue wurden lächerlich, Prachtliebe, Verschwendung, Ergötzungssucht nahmen noch schneller und furchtbarer, als die Uppigkeit beyder Geschlechter zu, und erzeugten eine Begierde, sein Glück zu machen, die nichts schonte, nichts scheute, und der man alles verzieh, weil ein Jeder fühlte, daß er im gleichen Falle auch Religion und Tugend, Ehre und Freundschaft aufopfern würde. Die Laster des Hofes strömten noch heftiger, als seine Annehmlichkeiten, über die Hauptstadt und das ganze Reich hin. Sie steckten sogar fremde Höfe und Völker an.

Die Unsittlichkeit war unter den Damen des Hofes und den Frauen der Großen noch allgemeiner und größer, als unter den Prinzessinnen. Dem Ehemann zum Gegenstande einer Leidenschaft zu machen, war lächerlich. Wenn man es aber auch verzieh, seinen Gemahl zu lieben, so erklärte man es für unverzeihlich, wenn eine Frau dieses in Gesellschaft äußerte, oder wenn ein Mann seine Frau zu lieben schien. Unter Ludwig XIV. fingen Eheleute zuerst an, sich Einer des Andern zu schämen. Mann und Frau würden Gegenstände des allgemeinen Spottes geworden seyn, wenn sie es gewagt hätten, mit einander öffentlich zu erscheinen. Die herrschende Sitte, welche Personen, die durch die heiligsten Bande verbunden waren, von einander riß, setzte voraus, daß die Frauen allen andern Männern eher, als ihren Gat-

ten, und die Männer allen andern Frauen eher, als ihren Gattinnen zugehörten. Die Frauen lebten beständig in Gesellschaft fremder Männer; die Männer in Gesellschaft fremder Frauen.

Mit diesem Hange zur Gesellschaft vermehrten sich die Gelegenheiten der Verführung, und beyde Geschlechter beförderten gegenseitig ihre Ausartung. Die Männer verloren die Achtung gegen die Weiber, die Weiber das feine Gefühl von Bescheidenheit und Verschämtheit. Je mehr man sich außer Hause und in Gesellschaften zerstreute, desto mehr hörte das häusliche Leben auf. Die Weiber, die den Männern am besten gefielen, waren desto schlechtere Gattinnen und Mütter. Untreue Weiber waren so gemein, daß man ihre Männer weder bedauerte, noch verspottete. Es gehörte zum guten Ton, Liebhaber zu beglücken; es gehörte zum guten Ton, daß die Ehemänner über ihren eigenen Schimpf lachten.

Vornehme Coquetten mochten ihre Liebhaber so sehr vervielfältigen, oder so oft wechseln, als sie wollten; so verloren sie dadurch in der großen Welt nichts von ihrer Achtung, so lange sie Schönheit, Witz, Grazie, und besonders Gabe der Unterhaltung besaßen. Die empörenden Galanterien einer Ninon de l'Enclos, einer Prinzessinn von Maroco, einer Marschallinn de la Ferte, einer Gräfin d'Olonne und de Route, einer Frau von Nomgis, von Polignac, und Anderer, hinderten nicht, daß sie nicht von Allem, was am Hofe und der Hauptstadt jung und schön, geistreich und edel war, aufgesucht worden wären, und daß sie nicht die am meisten gesuchten Anbeter, Freunde und Freundinnen ge-

habt hätten. Die Annehmlichkeiten der Personen und des Umgangs galten als Tugenden, und machten alle Laster verzeihen. Niemand hatte das Herz, das als niedrig und verdorben zu verachten, was durch mächtige Reize anzog. Gefallen und Mißfallen wurden die großen Worte der Hofsprache.

Unter allen berüchtigten, eben genannten Coquetten zu den Zeiten Ludwigs XIV. war Ninon de l'Enclos beynahe die Einzige, die zwar, wie sie selbst sagte, ihre Reize so gut nutzte, als sie könnte, aber doch durch eine gewisse Mäßigung im Genusse die Achtung erhielt, welche sie durch ihren Geist und ihre Schönheit erworben hatte. In den meisten übrigen, der Marschallinn de la Ferte, der Gräfinn d'Olonne, der Frau von Nomgis, von Polignac, u. s. w. nahmen Schamlosigkeit und Uppigkeit mit den Jahren zu. Sie fielen zuletzt in eine allgemeine Verachtung, aus Verachtung in das tiefste Elend, oder in scheußliche Krankheiten, die ihrem Leben vor der Zeit ein Ende machten.

Ein größeres Verderben der Sitten waren die Ergötzungssucht, die Prachtliebe und Verschwendung, welche der König erweckte und zur Nothwendigkeit oder Gewohnheit machte; die daher entstandene frühe und fast allgemeine Verarmung des Hofadels, und die durch dringende Bedürfnisse und Verlegenheiten erzeugte Begierde nach Gunst, Ehrenstellen und Pensionen, oder die Begierde, sein Glück zu machen und zu befördern. In dieser Absicht krochen die vornehmen Herren, selbst die Prinzen, vor dem Könige, vor den Ministern und Maitressen des Königs, und vor deren Günstlingen. Diesen Beyspielen der Män-

ner und Väter ahmten die Frauen und Töchter nach. Die Weiber fingen an, in einer niedrigen Vertraulichkeit mit den Geschäfts-Männern zu leben. Diejenigen, welche nicht zum Controleurgeneral und den General-Pächtern gelangen konnten, krochen vor ihren Comis. Sie reichten Entwürfe ein, und schlugen neue Taxen vor. Sie verkauften ihre Protection, verkauften ihre Tugend, verkauften das Mark des Volks. Der arbeitende Theil der Nation wurde von dem liebenswürdigen Theile derselben unterdrückt.

Eben die Bedürfnisse und Begierden, welche das Streben nach Gunst, Ehrenstellen, und Pensionen erzeugten, vermehrten, und verbreiteten auch die Spielsucht. Der König untersagte die gefährlichsten Glücksspiele in der Hauptstadt bey Todesstrafe, und duldete sie zugleich am Hofe. Er selbst spielte; die Königinn, die Prinzen und Prinzessinnen spielten mit Leidenschaft. Die Hofleute ahmten diesen erlauchten Personen nach, und spielten so hoch, daß man bisweilen Hundert Tausend Pistolen in einem Abend verlor. Die vornehmsten Herren und Damen unterhielten Spielhäuser oder Banken, die eben so viele Lockspeisen für den Geiz der Menschen waren; eben so viele Abgründe, die das Vermögen der Familien verschlangen; eben so viele Klippen, an welchen das Glück, die Ehre und die Tugend von Einheimischen und Fremdlingen Schiffbruch litten. Von diesen Orten gingen Emissarien aus, welche ausspüren mußten, wo Jemand eine reiche Erbschaft, oder ein beträchtliches Geschenk erhalten, oder einen wichtigen Prozeß gewonnen, oder ein großes Glück im Spiele gemacht, oder wo sonst Jemand Lust habe, die Gelder von anvertrauten Cassen auf eine Kar-

te zu ſetzen. Unzählige Menſchen richteten ſich durch das Spiel zu Grunde, und wußten ſich durch nichts zu entſchuldigen, als daß ſie vom Spiel nicht ablaſſen könnten.

Zügelloſe Üppigkeit und Habſucht brachten die ſcheußlichen Giftmiſchereyen hervor, die in den Jahren 1676 und 1680 den Hof und die Hauptſtadt mit Schrecken, und ganz Europa mit Abſcheu und Entſetzen erfüllten. Die Marquiſe de Brinvillers vergiftete, außer manchen andern Perſonen, Vater, Mann, Kind und Brüder.

Leider ſteckte unter allen Laſtern des Hofes keines einen ſo großen Theil der Nation an, als die Ergötzungsſucht, die Prachtliebe und Verſchwendung. Die ganze Art zu leben, Kleidung, Wohnung, Hausrath, Bequemlichkeiten, und beſonders die Tafel änderten ſich nicht nur unter den höchſten und höheren, ſondern auch unter den mittleren Ständen, welchen die niedrigſten Volksclaſſen, ſo viel ſie konnten, nacheiferten. „Die Römiſchen Kaiſer, ſagt de la Bruyere, „machten ihre Triumphe nicht ſo bequem und ſo ge„ſchützt gegen Regen und Wind, gegen Staub und „Sonne, als der Bürger von Paris ſich jetzt durch „die Straßen der Stadt führen läßt. Welcher Ab„ſtand von den Mauleſeln, auf welchen unſere Vor„fahren ritten! Dieſe verſtanden die Kunſt noch nicht, „ſich des Nothwendigen zu berauben, um das Über„flüſſige zu haben, oder den äuſſern Schein dem „wahren Nutzen vorzuziehen. Sie ließen ihre Zim„mer nicht ſchlecht heizen, um Wachslichter brennen „zu können. Das Wachs blieb dem Altare und Louvre „vorbehalten. Sie hielten kein ſchlechtes Mittagsmahl

„um in einer Caroſſe auszufahren. Sie glaubten,
„daß der Menſch Beine habe, um zu gehen, und ſie
„gingen. Bey gutem Wetter blieben ſie ſauber; bey
„ſchlechtem bekummerten ſie ſich eben ſo wenig darum,
„ihre Schuhe und Stiefel zu beſchmutzen, als der
„Jäger, wenn er durch eine ſumpfige Stelle waten,
„oder der Soldat, wenn er ſich in der Tranſchee
„beſpritzen muß. Man dachte nicht daran, zwey
„Menſchen an eine Sänfte zu ſpannen. Angeſehene
„Magiſtrats Perſonen gingen mit eben der Würde in
„ihre Gerichtsſäle, womit Auguſt vormals zu Fuß
„das Capitol beſtieg. Zinn glänzte damals auf den
„Tafeln und Credenz-Tiſchen, wie Eiſen und Ku-
„pfer in der Küche und auf dem Herde, Gold und
„Silber hingegen waren in den Kaſten verſchloſſen.
„Weiber ließen ſich von Weibern bedienen.

„Weiber beſorgten ſogar die Küche. Gouver-
„neurs und Gouvernantinnen waren unſern Vätern
„unbekannt. Man wußte, wen man die Kinder der
„Könige und Fürſten anvertrauen müſſe. Eltern
„theilten mit ihren Kindern den Dienſt der Bedien-
„ten, und wachten ſelbſt, und unmittelbar über die
„Erziehung. Sie rechneten in allen Stücken mit ſich
„ſelbſt ab, und paßten die Ausgabe der Einnahme
„an. Häuſer in der Stadt und auf dem Lande, Be-
„diente, Hausrath und Tafel, Alles war nach dem
„Range und den Einkünften eines Jeden eingerichtet.
„Es gab äußere Merkmahle, an welchen man die
„Frau eines Advocaten von der Frau einer Magi-
„ſtratsperſon, und den Bürger von einem Edelmanne
„unterſcheiden konnte. Unſerr Väter dachten weniger
„daran, ihr Vermögen zu vergrößern, oder zu ver-
„ſchwenden, als es zu erhalten. Sie übergaben es

„daher ihren Kindern unvermindert, und hatten nach „einem stillen Leben einen ruhigen Tod. Sie sag„ten nicht: die Zeiten sind hart, das Elend ist groß, „oder das Geld selten. Sie hatten weniger Geld „als wir, und hatten doch genug. Sie waren rei„cher durch ihre Genügsamkeit und Sparsamkeit, als „wir durch unsere großen Güter und Pensionen. Man „war endlich ganz von der Maxime durchdrungen, „daß das, was bey den Großen anständige, oder „nothwendige Pracht und Glanz ist, bey Privatper„sonen in Thorheit und Verschwendung ausarte."

Verschwendung und böse Lüste brachten unter den mittlern und geringeren Ständen in der Hauptstadt eben die Verbrechen, wie am Hofe hervor. „Man hört," so schrieb die Herzoginn von Orleans, an den Geheimrath von Harling, von nichts, als tragischen Aventüren, Vergiften, Morden, Stehlen. Die grö, te Mode zu Paris ist nun, daß man sich selbst umbringt; die Meisten ersäufen sich, viele auch stürzen sich den Hals ab, viele erstechen sich, und das alles um das leidige Geld, als wenn sie reicher werden sollten, wenn sie todt sind; die Leute werden hier auch abscheulich barbar."

Die unnatürliche Lebensweise war fast das Einzige, wodurch die Großen sich von den mittleren Ständen unterschieden. Vornehme Damen standen erst um Mittag auf, und waren kaum um fünf Uhr angekleidet. Dann folgten Comödie, Ball und Spiel auf einander, und man legte sich selten vor vier Uhr Morgens zu Bette.

Der Hof Ludwigs XIV. und die Hauptstadt

Frankreichs wurden von den Europäischen Fürsten und Völkern in keinem andern Stücke so sehr nachgeahmt als in allen den Dingen, welche unter die Herrschaft der Mode gehören. Hierin stimmten die bittersten Feinde, wie die größten Bewunderer der Franzosen und ihres Königs zusammen. Ludwig selbst schuf den Geist der Mode, der während seiner ganzen Regierung herrschte. Wegen seines Hanges zur Pracht suchten die Herren und Damen des Hofes in Kleidern, Putz und Hausrath mehr das Prächtige und Glänzende, als das Schöne, oder wahlten wenigstens nie das Schöne, wenn es nicht zugleich glänzend war. In dieser Pracht und Kostbarkeit von Kleidern, Schmuck und Meubeln lag der Grund, warum die Moden sich zwar häufiger, als sonst, aber doch lange nicht so häufig, als in spätern Zeiten änderten.

Während der Regentschaft der Königinn Anna von Oesterreich trugen die Männer, wenn auch nicht allgemein, wenigstens häufig ihre natürlichen kurz abgeschnittenen Haare, ohne Frisur und Puder, und zugleich nährten sie den Bart, wenigstens einen Zwickelbart. Unter Ludwig XIV. verschwand der Bart unter den Hofleuten gänzlich. Man fing an den Kopf mit ungeheuren Perücken zu bedecken, welche nicht nur tief über die Stirn und in die Schläfe hinein, sondern auch den ganzen Rücken hinabgingen. Die Freunde der alten Zeit, welche sich nicht entschließen konnten, ihr eigenes Haar einem künstlichen Geflechte von fremden Haaren aufzuopfern, gaben der herrschenden Mode wenigstens so weit nach, daß sie ihr Haar nach Perückenart kräuseln und pudern ließen. Dieß that sogar der große Conde an der Hochzeit seines Sohns, des Prinzen von Conti; und

der frisirte und gepuderte Kopf des Helden, so wie sein glattes Kinn, war das größte Wunder, was man an dem glänzenden Feste anstaunte. Zwischen den Jahren 1680 und 1690 wurde das Tragen der Perücken eine allgemeine Mode, welche die Ältesten, wie die Jüngsten annahmen. Wenn man auch zugeben mußte, daß Perücken die Physiognomie der Personen, welche zuerst darin erschienen, fast bis zur Unkenntlichkeit veränderten, so glaubte man doch dabey, daß diese Veränderungen höchst vortheilhaft seyen, und daß man durch eine große Perücke wenigstens um zwanzig Jahre verjüngt würde. Noch an dem Vermählungsfeste Ludwigs XIV. zeichneten sich die Französischen Hofleute durch kurze und enge Wämser, und durch weite Hosen mit ungeheuren Bandschleifen aus.

Bald nachher verwandelten sich die untern Wämser in langschößige Westen, und die oberen in eigentliche Röcke, welche man am Bauche zuknöpfte. Weil die Hofcavaliere nicht mehr zu Hofe ritten, sondern fuhren, so verlor sich der Gebrauch der Stiefel am Hofe gänzlich. Die Kniebänder und Schuhe wurden nicht durch Schleifen, sondern durch Schnallen befestigt. Die Hüte erhielten eine dreyeckige Gestalt, und wurden nicht blos mit weißen Federn, sondern auch mit goldenen Tressen ausgeschmückt. Mit goldenen Tressen besetzte man gleichfalls den Rand, und die Näthe der Westen und Röcke. Noch gewöhnlicher waren kostbare Stickereyen, welche man auf den Westen reichlicher, als auf den Röcken anbrachte. Der Prinz von Conti trug an seinem Hochzeittage einen Rock von strohfarbenem Sammt, mit schwarzen Blumen, an deren Umrisse eine Stickerey von

großen Diamanten umherlief. Der Mantel des Prinzen war mit schwarzem Atlas gefüttert, auf welchem man kleine Sternchen von Diamanten gestickt hatte. Ludwig der XIV. selbst, trug einen braunen, oder bräunlichen Rock mit einer leichten Stickerey, und eine reich gestickte Weste von rothem, oder blauem, oder grünem Tuche oder Atlas. Er hatte weder Ringe, noch kostbare Steine, ausgenommen an seinen Schuhe, Knie- und Hutschnallen. Auch war das blaue Ordensband an großen Festen mit Steinen besetzt, die auf acht bis neun Millionen geschätzt wurden. Die Hofuniform, um welche man sich, wie um eine wichtige Gnadenbezeugung bewarb, war kostbar mit Gold und Silber gestickt. Die Westen wurden auf der Brust nicht zugeknöpft, und die Rockermel gingen lange nicht bis an die Hand hinab. Eben daher brauchten auch die Männer Spitzen zu ihren Krausen und Manschetten. Die unaufhörlich schaffende und zerstörende Mode änderte allerdings seit den Zeiten Ludwigs XIV. unzählige Male an den Gestalten und Größen, an den Farben und Verzierungen aller männlichen Kleidungsstücke. Es muß aber einem Jeden auffallen, daß sie gleichsam den Grundriß, oder die Hauptformen und Hauptabtheilungen derselben bis auf unsere Zeiten beybehalten hat.

An den Damen waren unter Ludwig XIV. wie zu allen Zeiten, die Haare und der Kopf diejenigen Theile, an welchen die Mode ihre Schöpferkraft am meisten übte. — Noch im Anfange des Jahrs 1671 ließen alle Damen des Hofs ihre Haare in Hundert kleine Locken legen. Diese Mode hatte eine andere à la Paysanne verdrängt, vermög welcher man das Haar auf eine solche Art theilte, daß auf dem Wir-

bel des Hauptes eine tiefe Furche entstand, und die Mitte des Kopfes gleichsam entblößt wurde. In der Zeit, wo die kleinen Locken alle schönen Köpfe am Hofe ohne Ausnahme umgaben, hatten einige der jüngsten und schönsten Damen den Einfall, ihr Haar abermals auf dem Scheitel a la Paysanne von einander sondern, und das getheilte Haar so weit abschneiden zu lassen, daß man es aufwickeln, und größere mit reizender Nachläßigkeit an einander hinfallende Locken frisiren lassen könne. Die Locken gingen an beyden Seiten nur einen Finger breit über das Ohr hinab, eine größere Locke ausgenommen, welche bisweilen bis auf den Busen herab fiel. Man umwand, oder durchzog diese Frisur, wie man auch vorher gethan hatte, mit schönen Bändern, oder verschönerte sie durch einen geschmackvollen Aufsatz, welchen aber die jungen und modischen Damen nicht selten wegließen. Die schöne Frau von Nevers, war eine der ersten, welche diese neue Mode annahm; zugleich aber ging sie viel weiter als die Erfinderinnen gegangen waren.

Sie ließ sich nämlich nicht bloß die Haare des Vorderhauptes, sondern alle Haare auf eine solche Art abkürzen, daß der ganze Kopf in Locken eingehüllt wurde. Als sie zuerst mit dieser Frisur erschien, so lachte man darüber, wie über die unnatürlichste Übertreibung, und verglich ihren Kopf mit einem Kohlkopfe. Nichts desto weniger erhielt die Frau von Nevers mehrere Nachahmerinnen, worüber der König, und der größere Theil der Damen, die der alten Mode noch anhingen, sich fast zu Tode lachen wollten. Zu den Lacherinnen gehörte auch die Frau von Sevigne, welche ihrer Tochter am 18. März

die erste Nachricht von der neuen Mode, und von der Übertreibung derselben gab. Dieß Lachen und Spotten hinderte nicht, daß nicht die neue Mode in wenigen Tagen aller Augen und Herzen, selbst die erklärtesten Spötter und Spötterinnen gewonnen hätte. Am 3. April ließen die Königinn und alle Hofdamen sich die Haare abschneiden, weil der König die kurzen Haaren und großen Locken für schöner, als die langen Haare und kleinen Locken erklärt hatte. Frau von Sevigne änderte ihr Urtheil eben so plötzlich, als der König. „Ein gewisses Maß in der neuen Mode," schrieb sie am 4. April an ihre Tochter, „hat mir außerordentlich gefallen; und ich muß dir nur sagen, daß du dir nicht weiter die Mühe geben mögest, hundert kleine Locken um die Ohren herum zu machen, welche kleine Locken in kurzer Zeit ihre Kräuse verlieren, übel stehen, und jetzt eben so wenig Mode sind, als der Kopfputz aus den Zeiten der Königinn Catharina von Medicis. — Auch ich bin zurückgekommen. Die neue Frisur paßt recht für dein Gesicht. Sie ist in wenigen Augenblicken gemacht. Du wirst darin wie ein Engel aussehen."

Viel länger und weiter herrschend, als alle Frisuren, welche die Damen am Hofe Ludwigs XIV. erfanden, wurde und blieb ein Kopfputz, der von der schönen Fontege den Namen erhielt. Diese letzte öffentliche Mätresse des Königs begleitete ihn in den ersten Zeiten ihrer Liebe auf die Jagd. Auf dieser Partie trug sie außer einem reich gestickten Kleide, einen kleinen Hut, der mit den prächtigsten Federn geschmückt war. Gegen Abend erhob sich ein Wind, der die Geliebte des Königs nöthigte, ihren befiederten Hut abzulegen, und ihre Haare mit einigen Bän-

dern befestigen zu lassen, von welchen die Enden, oder Sapeisen auf die Stirn herabfielen. Diese vom Zufalle entdeckte Cöffure gefiel dem König so sehr, daß er seine Geliebte bat, sie den ganzen Abend beyzubehalten. Am folgenden Tage hatten sich alle Damen auf dieselbige Art cöffirt, und hieraus entstanden die hohen Kopfaufsätze, welche man länger, als ein Menschenalter am Französischen Hofe trug, und die sich von dort aus über ganz Europa verbreiteten.

Das Schminken übertrieben die Französischen Hofdamen unter Ludwig XIV. mehr, als irgend einen andern Theil des Putzes. „Die Weiber am Hofe," sagt la Bruyere „beschleunigen das Verblühen ih„rer Schönheit durch die unnatürlichsten Künste, wo„durch sie sich zu verschönern glauben. Sie mahlen „ihre Lippen und Backen, ihre Augenbraunen, und „Schultern, welche sie gleich ihrer Brust zur Schau „legen, endlich ihre Arme und Ohren. Wenn die „Damen sich in der Absicht schminken, um den Män„nern zu gefallen; so erkläre ich ihnen hiemit im „Namen meines ganzen Geschlechts, oder doch des „größten Theils desselben, daß die weiße und rothe „Schminke sie häßlich, und selbst ekelhaft, und die „rothe Schminke allein alt und unkenntlich macht; „daß die Männer sie eben so ungern mit Bleyweiß „auf dem Gesichte, als mit falschen Zähnen im Mun„de sehen."

Die Stoffe der weiblichen Staatskleider waren unter Ludwig XIV. unglaublich kostbar. Frau von Montespan, Geliebte des Königs, trug an dem Tage, wo sie durch ihre Schönheit, und ihren Putz die allgemeinste Bewunderung erregte, ein Kleid, das

ganz aus den feinsten Spitzen verfertigt war. Vor der Vermählung der Tochter des Ministers Louvois ging man zur Besichtigung der zur Schau ausgelegten Brautkleider, wie in die Oper. Unter den Goldstoffen war keiner, von welchem die Elle weniger als zwanzig Louisd'or, gekostet hätte.

Rudolphs und Ludwigs von Tyerna Brief über die von ihnen zu Matzleinsdorf in Wien erbaute Capelle, vom Jahr 1395.

Ich Rudolff von Tyerna Ritter, und ich Ludwieg von Tyerna Pruder fur uns und alle unsere geschwestreyde, der vollen gewalt wir haben, und für die wir uns wizzentlich annehmen, und fur Alle unsere erben, bechennen offenléich mit dem brief. Als der erwirdig herr Anton Probst zu Wienn durch unser flezzigen bete willen sein willen, und vrlaub darzu gegeben hat, daz man unser Kapelle, die wir, und frau Ann mein des egenanten Rudolfs eleiche Wirtinn an unserm hoff zu Metzleinstorff, von newen dingen haben erbawt, weihen mag und Messe darinn haben, und all Sunntag den Weihprunn darinn segnen, Daz wir darumbe uns und alle die, die nu furbaz ewigleich des

egenanten hof innhaber werdent, verpflichtet haben, und verphlichten auch wizzentlich mit dem brief, daz wir, oder wer den hof innhaber wirt, nicht gestatten wellen noch sullen, daz in, oder von derselben Kapellen khain Pherrleich Recht tauft, peicht berichtung, Inlaytung, Begrebnusse, predig, weyhung, oder khain ander heylikait begangen, oder getan werde, sunder - - - - Kapelle mit sampt unsern egenanten hof und allen leuten und gutern deselbs und auch ein Kapellan daselbs wer - - - - wirdt mit opfer heylikait und allen Pherrleichen Rechten untertenig und zugehorend sind, und auch gewertig - - - - gehorsam sein sullen ewicleichen der Pharrchirchen ze sand Stephan, in der stat ze Wienn, als ir rechten Pharr - - - - und an all auzzug ungeverlich, Und ob das yndert ubervaren wurde, wenn und wie offt das geschech, als offt sullen von - - - - wer ye den egenanten hoff denn innhat vervallen. und phlichtig sein zu geben ein Probste zu Wienn, wer der ye denn ist, ayn Phunt Wienner Phenning an alle widerred, und vertziehen. Und der sach zu Urchund geben wir den gegenwartigen brief versigilten mit unsern paider anhangenden Insigeln. Der geben ist zu Wienn in unser Frawen abend ze der schidunge Nach Christes gepurd, drewczehenhundert Jar, in dem funf und newnzgisten Jare,

Carl VI. rettet dem Kronprinzen Fridrich II. das Leben; Urkunden darüber.

Dieß kömmt zwar in mehreren Biographien des nordischen Salomons vor; aber Alles ist nur im Allgemeinen erörtert, und als bloßes Product der Combination aufgestellt. Die eigentlichen, wahrheitsbestätigenden Documente sind folgende:

I.

König Fridrich Wilhelm von Preußen an Kaiser Carl VI; Wusterhausen den 20. Nov. 1730.

Euer kaiserl. Maj. danke ich auf das verbindlichste, daß sie so viell anteill nehmen, an meinem mißvergnügen, welches mein Kronprinz durch seine bisherige aufführung mir verursachet hat. Ich kann mit in Abrede seyn, als mir solches umb so viel empfindlicher zu herzen gehet, da ich an väterlichen Vermahnungen und sorgfältiger Erziehung es niemahls habe ermangellen lassen, und dennoch bishero alles fruchtlos gewesen, welches mich den auch billich hat bewegen müssen mit gehörigem Ernst wider Ihn zu verfahren.

Ich hette auch wohl Ursache ihm solchen noch ferner empfindten zu lassen, Euer kaiserlichen

Majeſtät aber hat er es lehdiglich zu danken, das ſie Dero vorwohrdt Ihm haben angedeien laßen wollen, maßen ich blos dadurch bin bewohgen worden, Ihn zu pardoniren, und will ich wünſchen und hoffen, das dieſes einen ſolchen eindruck in ſein herz machen möge, das derſelbe dadurch ganz geendert werde, und er recht erkennen lerne, wie ſehr Er Euer kaiſerlichen Majeſtät und dero Erzhaus vor die bezeigte aufrichtige Liebe und neigung verbunden bleibe, wie ich dann auch ſelbſt niemahls die beſondere Kendtzeichen von dero aufrichtigen und werteſten Freundſchaft und Vertraulichkeit vergeſſen, ſondern vielmehr mit äuſſerſten Kräften jederzeit mich beſtreben werde, Euer kaiſerlichen Majeſtät hinwiederumb wahre Proben von meiner hochachtung und ergebenheit abzulegen und zu zeigen, das mir nichts liebers als mit Euer kaiſerlichen Majeſtät und dero Erzhauſe in einer beſtändigen Vertraulichkeit und immerwehrender Freundſchaft verknüpft zu ſeyn, und das ſolche immer mehr beſeſtiget werde, der ich gleichfahls mit aufrichtigem teutſchen hertzen, und dabey mit aller Ergebenheit jederzeit verbleibe bis in das Grab

Euer kaiſerlichen Majeſtät

freundwilligſter Vetter und getreuer Bruder

F. Wilhelm II.

II.

Kaiser Carl VI. an den Prinzen Eugen.

Mon cher Prince! Wie die Unlust und Gefängnuß des Cronprinzen in Preußen mit seinem Herrn Vattern in grossen eyffer waren, und allerseits gefürchtet worden, daß die Sachen bald zu ein traurig- und üblen end kommen könnten, also darinn kein Zeit zu verlieren war, so hab ich mir nothig gefunden, alsogleich alles vorzukehren, um das übel zu verhindern, und weil in allen gescheint, daß der König nicht nur ein sonder Freundschaft, sondern auch absonderlich Egard gegen mich geführet, so hab Mich entschlossen, in eyl und höchster geheimb ein eigenhändigen Brief an König dem Seckendorf zu überschicken mit Befehl, daß er selben in höchster geheimb halten und dem König nicht übergeben soll, außer er sehete die Noth der extremität, sollt auch keinen Menschen, auch hiesigen Ministris nichts von diesem melden, sondern mit directe von dem effect berichten.

Nun hat er nicht allein mein Brief und mit erwünschten effect übergeben, sondern mir dieser tagen beykommende Antwort eigenhändig vom König überschickt, welche dann mit dem Verlauf Euer Liebden communicir und sie auch sowohl den Brief als dieß mein Zettel den übrigen conferenzministris werden circuliren lassen können, die abschrift von mein Brief, welche auch von mir geschrieben, hab dem Seckendorf

geſchickt, alſo kein ander bey mir hab, und werde ſelbe von ihm abfordern, und ſie auch communiciren.

Charakteriſtik Chriſtinens von Schweden, von Meiſterhand.

Gewiſſe hiſtoriſche Bücher werden, ſo bekannt ſie auch ſeyn mögen, gleichwohl ſehr wenig benützt; doch — vielleicht iſt eben dieſe Publicität die Urſache davon; man genirt ſich, aus einer Quelle zu ſchöpfen, die Jedermann vor Augen liegt; man ſetzt ein Verdienſt darin, Materiale zu verwenden, bey denen nicht auch jeder Profane das Recht hat, zu ſagen: ich kenne Deinen Gewährsmann; und am öfteſten will man ſcheinen, Alles durch ſich ſelbſt zu ſeyn. Das ſchätzbare Buch: Sammlung hiſtoriſcher Schilderungen, aus dem Franzöſiſchen, 3 Theile, eine Compilation aus den bewährteſten Meiſtern, iſt in allen Antiquarläden zu finden, aber eben darum iſt es vielleicht, daß man es ſo wenig benutzt. Aus dieſem reichen Vorrathe von Anecdoten Memoiren und Gemälden, will ich nur das Portrait Chriſtinens ausheben; es iſt von Lacombe (Hist. de Christine.)

Chriſtine, heißt es, war mit dem Muthe eines Helden, und dem Genie eines großen Mannes geboren; ſie hatte den Verſtand eines Staatsminiſters,

und das Herz eines guten Königs. Als sie das Ruder der Regierung ergriff, setzte sie, ihrer Jugend ungeachtet, alle Senatoren in Verwunderung, die über die Wissenschaft der Gesetze und der Staatsklugheit grau geworden waren. Nie hat sich ein Regent mit mehr Einsicht und Standhaftigkeit um alle Kleinigkeiten der Regierung bekummert. Sie wollte Alles sehen, Alles hören; sie fragte stets um Rath, ließ sich aber weder durch Ansehen, noch durch Gunst hinreissen. Sie urtheilte selbst über die verschiedenen Meinungen, brachte öfters eine neue Idee vor, und ihre Entscheidung wurde als ein Orakelspruch der Vernunft angehört und angenommen. Zu dieser grossen Kunst der Regierung war sie durch die Stärke und das Feuer ihrer Seele, durch eine arbeitsame und ganz männliche Erziehung gelangt. Ihr Putz beschäftigte sie sehr wenig, und die Spiegel konnte sie gar nicht leiden; sie wollte liebenswürdig seyn, aber nach ihrer Art. Sie verachtete alle Spiele und Beschäftigungen, die nur für Frauenzimmer gehören. Alte und neue Sprache zu lernen, die tiefern Wissenschaften zu ergründen, mit den angenehmen sich bekannt zu machen, in den nützlichen Künsten sich zu unterrichten, für Alles in der Regierung zu sorgen, Alles, was mit der königlichen Würde verbunden war, zu beobachten, das waren ihre Geschäfte: lange Reisen zu Fuß und zu Pferde, Jagden, Übungen in den Waffen, unter freyem Himmel, auf der harten Erde schlafen, oder ganze Nächte zu wachen, das waren ihre Übungen.

—— Christine hat sich selbst beurtheilt, und nach ihrem eigenen Geständniß kann man sagen: sie war mißtrauisch, argwöhnisch im höchsten Grad,

herrschsüchtig, hitzig, stolz, ungeduldig, tadelsüchtig, spöttisch; sie hatte wenig Religion, und war mehr zum Unglauben geneigt; ihr hitziges und ungestümes Temperament machte sie für die Liebe sehr empfindlich; aber, wenn man ihr glauben darf, so ließ sie sich nie von ihrer Neigung hinreissen, und zwar aus Stolz, weil es ihre Sache nicht war, jemanden unterthänig zu seyn. — — Der wichtigste Vorwurf, den man ihr machen kann, ist, daß sie einen Thron verließ, auf welchem sie ihre Talente, und ihre Neigung hätten befestigen sollen. Sie war der größten Dinge fähig, da aber eine übel verstandene Liebe zur Freyheit und zu den Wissenschaften sie aus ihrer Sphare riß, so fing diese Prinzessinn an in der menschlichen Gesellschaft eine lächerliche Rolle zu spielen. Vergebens wollte sie die Gesinnungen ihrer alten Hoheit beybehalten, und noch ferner eine Monarchinn vorstellen; ihre Fehler, ihre Eigenschaften, selbst ihre Tugenden paßten nicht mehr zu dem Stande, den sie aus Eigensinn gewählt hatte.

Heinrich das Findelkind.

Auf dem Arlberge, der Tirol von dem Vorarlbergischen trennt, machen oft die Flug- und Schnee-Winde des Wanderers Schritte nicht bloß unsicher, sondern verursachen auch stechenden körperlichen Schmerz. Täuschende Klüfte vergrößern die Gefahren. Der Unglücklichen Schicksal, welche auf dem-

unwegsamen Pfade fielen, rührte schon in grauer Vorzeit ein kindliches Gemüth; heiliger Liebe voll stiftete es ein Denkmal, das allen spätern Geschlechtern überliefert ward, in ihm edlen, kräftigen Sinn zu beschauen.

Heinrich, ein Findelkind, war es, das im Jahr 1386 die St. Christophs Bruderschaft am Arlberg stiftete; der Anstalt Zweck war nur der Unglücklichen Rettung. Den Anfang zu betrachten, ist rührend; er war unbedeutend, aber der fromme Mensch vollendet sein Werk, Priester und Opfer zugleich. Einfach erzählt er der Sache Ursprung selbst:

„Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich fand, hieß der Mayr von Kempten. Er verdarb Bürgschaft halber und hatte neun Kinder, ich Heinrich Findelkind war das zehnte. Da wies er uns zur Hälfte fort, daß wir in Dienste gehen sollten. Da kam ich Heinrich Findelkind zu zwei Priestern, die wollten gegen Rom ziehen, mit diesen ging ich über den Arlberg und kam zu Jacklein über den Rhein. Da sprach Jacklein: Wo wollt ihr mit dem Knaben hin? Da sprachen die Herren, er ist zu uns gekommen auf dem Feld. Da sprach Jackel: wollt ihr ihn hier lassen, daß er uns das Vieh hütet? Da sprachen sie, was er thut, das ist uns lieb; da düngten sie mich, und gaben mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich bey dem ehegenannten Jacklein zehn Jahre, da ging ich mit ihm zur Kirche in dem Winter, und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viele Leute, die da waren auf dem Arlberge im Schnee verdorben, denen hatten die Vögel

die Augen aus- und die Kehle abgefressen. Das erbarmte mich, Heinrich Findelkind, so schmerzlich. Da hatt' ich funfzehen Gulden verdient mit dem Hirtenstab, da ruft ich und sprach: ob Jemand wollte nehmen die funfzehen Gulden und einen Anfang wollt anheben auf dem Arlberg, daß die Leute nicht also verdürben; das wollte Niemand thun. Da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hülfe und den lieben Herrn, der ein großer Nothhelfer ist, St. Christophen, und fing an mit den funfzehen Gulden, die ich mit dem Hirtenstab von Jacklein über dem Rhein verdient hatte, und rettete im ersten Winter sieben Menschen das Leben mit dem heiligen Almosen. Seit damals hat mir Gott und ehrbare Leute geholfen in den sieben Jahren, als ich und meine Helfer haben Lebenshülfe geleistet funfzig Menschen, und den Anfang hub ich an im J. d. W. 1386 am Tage Johannes des Täufers."

Der Jüngling wußte, daß seine kleine Gabe, so rein dargebracht, wuchern würde. Leopold der Stolze, Herzog von Österreich, gab ihm am 27. Dezember 1386 einen Lob- und Freiheitsbrief zu seinen schönen Zweck auf der Höhe des Arlberges, wo es für dienlich geachtet wurde, ein Haus zu bauen. Nun sprach Heinrich fremde Herzen auch in entfernten Gegenden an, von 1386 bis 1414 zog er durch ganz Deutschland, von der Brenta bis zur Enns, durch Böhmen, Ungern, Pohlen, Kroatien, und sammelten Beyträge. Des Jünglings einfältiger Sinn rührte die Gemüther, die Unterstützung ward reichlich, die rettende Brüderschaft gegründet. Da verfolgte von nun an der Wanderer ruhiger den gefahrvollen Pfad, und Heinrich das Findel-

kind ward ein gefeierter Name, gleich als wäre es der Heilige des Arlberges.

Documente über die Vertraulichkeit Carls VI. mit dem Abbe Hortensius zu Hannover.

Dieser Abbee genoß die Auszeichnung, daß Carl VI. Briefe, und zuweilen welche in lateinischen Versen mit ihm wechselte, wovon die Hofbibliothek in Wien noch manche Documente aufbewahrt. Unter diesen sind besonders folgende, deren Origiginal latein in gebundener Rede ist merkwürdig.

Hortensius an Carl. Die Aerzte sagen, daß mir der Tokayerwein gesund seyn werde, aber ein so kostbarer Durst erschreckt meine Sparsamkeit. Wollte Gott, daß, wie Apollo mir erlaubt, aus der heiligen Quelle zu trinken, mir auch Carl Gelegenheit verschafft:, den süßen Saft zu trinken. Ich verlange weder Lehen noch Titel, weder Juwelen noch Gold, sondern einen meinem alten Magen gesündern Wein. Ein beglückter Sieg beschütze die hungarischen Weinstöcke, so werden gefüllte Becher den Helden besiegen. Was für Lob werden Dir o Kaiser, die Musen geben, wenn Du statt der Hippocrene Wein zu trinken gibst! Wenn ich

den, welchen Du mir ſchickſt, trinken werde, will ich die Worte Virgils auf Dich anwenden: der Kaiſer theilt mit dem Jupiter ſeinen Nectar!

Antwort des Kaiſers. Ich ſchicke Dir Wein, der dem Falerniſchen nichts nachgibt, wodurch Deine Tage verlängert zu werden pflegen. Trinke ihn nach Deiner Gewohnheit; es wird Dich keineswegs gereuen, an den König gedacht zu haben, welcher den beßten Wein in der ganzen Welt beſitzt. Ich eile auf Conſtantinopel los, und wenn ich dieſes werde erobert haben, will ich Dir ganze Fäſſer voll griechiſchen Weins ſchicken. Es ſoll Dir auch an Tockayer nicht fehlen, denn der Kaiſer wünſcht, daß Du lange leben mögeſt.

Ich habe dieſen Morgen bemerkt, daß die drey Diſticha, die ich geſtern in Eile zuſammen geſtoppelt habe, noch der Feile bedürfen, deßwegen habe ich hier und da etwas verbeſſert, und noch das vierte hinzu gethan, Hortenſius nicht glaube, man werde ihm ſtatt Tockayer lauter griechiſchen Wein zutrinken. Wenn Virgil ſeine Verſe widerkäuen durfte, warum ſollte es einem Poekaſter wie mir, nicht erlaubt ſeyn.

Lebe wohl, und halte mich nicht für einen Versmacher von Profeſſion.

Das Original dieſer Antwort des Kaiſers lautet alſo:

Vina tibi non inferiora salernis,
Quae tibi lente soleat astra parare More.
Ebibe nequaquam Regi meminisse dolebis,
Qui summum in toto possidet orbe merum.
Stambuldam propero, qua, fausto Numine capta,
Tum vini graeci dolia plena dabo.
Nec Tockaiani deerit tibi copia misi,
Nam te longaeve vivere Caesar amat.

Hee tria distiche etc.

Seltſame Schickſale des jungen Grafen d'Alvarez.

Der Graf d'Alvarez, Grand von Spanien, war einer der glücklichſten Ehemänner. Doch dieſes Glück währte nicht lange. Seine Gemahlinn beſchenkte ihn mit einem Sohne, um drey Tage ſpäter ihren Geiſt aufzugeben. Der Graf ward eine Beute des Grams; nach zehn Monaten hauchte er gleichfalls ſeine Seele aus. Die kleine Waiſe kam nun unter die Vormundſchaft ihres Vaterbruders, eines Mannes, der eben ſo arm an Mitteln, als reich an Kindern war. Dieſer Mann, von den Gütern des Kindes gereizt, ließ ſich zu dem gräßlichen Entſchluß verleiten, die ſchuld-

lose Waise zu ermorden, um ihr Vermögen an sich zu reißen. Da er gleichwohl nicht den Muth hatte, diese blutige That, eigenhändig zu vollführen, so übergab er das Kind einem seiner Bedienten, um es umzubringen. Das Gemüth dieses Miethlings empörte sich zwar Anfangs gegen eine so entsetzliche Zumuthung, allein die verheissene Belohnung brachte ihn bald auf andere Gedanken. Mit bebenden Händen versetzte er dem Opfer drey Dolchstiche. Des Kindes Geschrey, das strömende Blut, und das erwachende Gewissen des Bedienten regten sein Mitleid auf, und er brachte dem kleinen Verwundeten zu einem Chirurgen nach der Stadt, um ihn herstellen zu lassen. Da die Wunden nicht tödtlich waren, so heilten sie bald wieder zu, ließen aber doch deutliche Narben auf dem Rücken zurück.

Als der Vormund von dem Bedienten die Nachricht erhielt, daß der Kleine bereits verblutet habe, erklärte er seinen Verwandten, daß sein Mündel an Convulsionen gestorben sey, und Tags darauf verscharrte man einen mit Lumpen gefüllten Sarg. Der Bediente, der indeß besorgte, man möchte hinter seinen Betrug kommen, nahm das Kind von dem Wundarzte weg, und gab es einem Bauer in einem entlegenen Dorfe zur Erziehung. Bey diesem Bauer blieb der junge Alvarez bis in sein sechstes Jahr. Eines Tages aber kam der Bediente, nahm das Kind weg, und übergab es, um ganz sicher zu seyn, einem Kaufmanne, der den Tag darauf die Reise nach der Türkey antreten wollte, mit dem Bedeuten, daß das Kind ein natürlicher Sohn eines vornehmen Mannes sey, und empfahl diesen Umstand seiner Verschwiegenheit.

Der barbarische Onkel erndtete bald die Früchte seiner Unmenschlichkeit; der Tod raffte in kurzer Zeit seine ganze Familie hinweg, und in seinem Hause herrschte die Stille des Grabes. Sein Gewissen erwachte, und in einem Augenblick der Reue entdeckte er seine Qual demselben Bedienten, der das Werkzeug seiner Schandthat hätte seyn sollen. Der Bediente gestand seine Abweichung des Befehls, und der Alte wurde durch diese Aussicht der Möglichkeit, seinen Neffen wieder in seine entrissene Rechte einzusetzen, einigermaßen beruhigt. Er genas, aber seine Bemühungen, den Aufenthalt seines Mündels zu erfahren, blieben lange fruchtlos. Endlich erhielt er Nachricht, daß ihn ein Türke von einem Handelsmann gekauft, und daß dieser ihn weiter einem englischen Kaufmanne zu Constantinopel überlassen habe, mit dem er nach London abgegangen sey. Der alte Alvarez fertigte sogleich einen Curier nach London ab, doch dieser erfuhr nur, daß der Herr des jungen Menschen mit dessen Aufführung so wohl zufrieden gewesen sey, er ihm die Barbierprofession habe lernen lassen, und daß er sofort in die Dienste des Grafen Gallas, Gesandten am englischen Hofe, getreten sey. Da nun der Graf Gallas schon seit geraumer Zeit nach Wien zurückgekehrt war, und seine Bedienten dahin mitgenommen hatte, so schickte der alte Alvarez seinen Beichtvater nach dieser Hauptstadt; allein der junge Mensch war nicht mehr bey diesem Grafen. Inzwischen aber erfuhr man, daß er eine Kammerjungfer der Gräfinn Obersdorff geheiligt, und sich mit ihr nach Böhmen begeben habe.

Der alte Alvarez war über diese neue Ungewißheit aufs äußerste niedergeschlagen. Er beschloß, sich

an den Kaiſer ſelbſt zu wenden. Sein Stand, und noch mehr das Darlehen von 400,000 Gulden, womit er dieſem Monarchen, da er zu Barcelona war, ein Geſchenk gemacht hatte, gaben ihn gegründete Anſprüche auf die Verwendung des Kaiſers. Zugleich ließ er ihn durch ſeinen Beichtvater von dem Zuſammenhange der Sache aufrichtig und umſtändlich unterrichten. Dem Kaiſer dauerte ſowohl der Zuſtand des alten als des jungen Alvarez; er ſchickte einen Officier mit dem Beichtvater nach Böhmen, um dem Aufenthaltsorte des jungen Mannes nachzuſpüren. Lange waren ihre Bemühungen vergebens; doch endlich trafen ſie ihn in dem Stande eines Haushofmeiſters. Die Narben auf dem Rücken ließen keinen Zweifel übrig, daß er wirklich der Graf Alvarez ſey. Das Erſtaunen des jungen Mannes, die Beſorgniß ſeiner Gattinn, von ihrem nun plötzlich vornehmen Gemahle getrennt zu werden, alles das läßt ſich leicht begreifen. Allein der junge Graf liebte ſein Weib zu aufrichtig, um der Veränderung ſeines Standes einigen Einfluß auf ſein zärtliches Herz zu geſtatten; er begab ſich nach Wien, um dem Kaiſer zu danken, und als ihm der Monarch die ihm gebührenden 400,000 Gulden zurück ſtellte, kaufte er ſich die Herrſchaft Ratibor in Schleſien, und verlebte daſelbſt in geräuſchloſem Genuß glücklicher Häuslichkeit ſeine geſegneten Tage, ohne je auf den Rang eines Grand von Spanien Anſpruch zu machen.

Verpflichtungsbrief des Abtes von Göttweig „ze singen dacz Fronampt an Sunnebenden tag." Urkunden vom Jahr 1360.

In den namen dez Vatters vnd Sunes vnd dez heiligen Geistes Amen.

Allen Christen menschen die disen prief nu vnd hienach sehent horene oder lesent ewikleich. Wir der Abt vnd der Convent gemainleich dez Chlosters ze dem Chotweig Sant Benedicten Ordens in Paſsaw pistum vnser gebett in got vnd ewige Chuntschaft diser nachgeschriben dinge rechter erchantrazze, vnd pilleicher dankbere angehanges vnd emphanget gutes sind von nature vnd auch von beschaidenhait gesatzter Rechten dem milter geber desselben gutes schuldig alle creaturen vnd sunderleich all menschen, doch aller maist die geistleichen Lewt di allzeit in gotez dinst mit strenger Vbung - - - enczikleich die schirmes vnd helf der Weltleichen Fürsten für ander Lewt vol bedurffen darnach daz si durch dem almechtigen Got in dez frides mit ruhigen hertzen gedienen mügen. Darumb wan der durichleuchtig hochgeporn fürst unser lieber gnediger her-

re, herczog Rudolf ze Oster. ze Steir vnd Kern-
den der vnser Obrister herre vnd rechter vogt
ist, vns vnd vnser Gotshaws emphangen hat
gavsichleich in seinem Scherm vnd gnad vnd
sunderleich wan er durich sein fürstleich tugend
mit den augen seiner milten erbarmherzigchait
angesehen vnd betrachtet hat die grozzen vnlei-
dige geldschulde, in die vnser gotshaws swer-
ich verfallen waz, da von vns der egenant
vnsr hr herzog Rudolff als ein gnedig Troster
der nider gedruchten v. d als ein gunstiger Wi-
derpringer der zersterten vns vnd unsers gots-
haws Lewtleich durch got geledigt vnd er-
ost hat genczlichen, haben wir bedacht, daz
wir demselben vnsern gnedigen hrn vnd wider-
bringer rechter erchantnuzze vnd pillecder Dank-
re schuldig sein, vnd nach guter vorbetraich-
gungge sei wir vber ain chomen, vnd ze rate
vorden mit gutem willen ainhellichleich vnd
emainleich, daz wir an vnser stifft stat für
ns vnd vnser nachkommen ewikleich aufge-
eczt vnd beschikchet haben wizcentleich mit
ller der Ordnung bescheidenheit vnd chraft-
orten vnd gebenden die nach recht vnd ge-
onheit vnd sunderlich nach vnsers ordensfrei-
ait vnd gesetze de dhains wegs darczu geho-
nt, und setzen auch auf mit diesem prief recht
nd redleich vnd verbinden vns auch dez mit
chten wizzen ew kleichen, daz ze Selden (Glück-
ligkeit) vnd zu eren dim egen, vnsrn gnedi-
en hren herczog Rudolffen, vnd der Durich-
wtigen vrawn vrawn Kathrein von Behem sei-
r eleichen hausvrawn dez Durchlewchtigen

hrn Carleins Romischen Kaysers vnd Chunigs ze Pehem erst gepornen Tochter vnd aller ir paider vodern, geswistreiden vnd erben vnd auch sunderlich ze nren der wirdigen stifft ze Sand Stephan ze Winn, die der vorgenant vnser hr herczog Rudolff aufpracht vnd gestiftet hat, alle Jar an Sand Johans tag ze Sunwenden der Abt ze dem Chotweig wer der jn zu den zeitn ist, singen sol in geistleicher geczier dacz vronampt in dem chore ze Sand Stephan ze Wien auf dem grozzen altar derselben chirichen, Wer aber daz dhains Jars auf dieselben zeit Chranch oder aeser Landen wer, oder von waz irrunge wegen er daz egenant ampt nicht volpringu mvchte, so soll ez desmals tun nach den Apte der wirdigest priester vnsers Convents, und welches Jares oder wie oft wir oder vnser nachkomen vnerchantleich oder freveleich vbersezzen, daz got nicht welle, des Jares vnd als oft schullen wir und vnser Gotshaws vervalln sein vnd gebn an all gnad dem egenant Gotshaws ze [illegible]nd Stephan in daz Ampt der Kusterey oder an dem paw zwo Mark lauters vnd lotiges Silbers, Daruber habn wir vns auch verbunden, vnd auf geseczt recht, vnd redleich in dem namen als da vor, und seczen mit disem prief daz alle Jar an aller heiligen abend der Apt ze dem Chotweig, oder ob er nicht mocht von solicher irrung wegen als vor beschaiden ist, der würdigest Priester vnder vns in gegenwertichait dez ganzen Convents singen schol auf dem grozzn altar in dem Chore vnsers Munsters ze dem Chotweig ein lobleich

Messe vmb hail der lebendigen, alle die weil so der egenant vnser hre herzog Rudolff lebt, dez in der almachtig Got durich sein gnad mit merung geluchs, selden vnd eren sel vnd an leib lang zeit gunne. vmb dasselb sein laech leben und vmb sein gelukke vnd seld wir den almechtign got allzeit mjt andacht, vnd mit ernst bitten schullen vnd vellen vleizzichleichen als daz pillich ist, wen aber der selb vnser herre von der werlt vschaidet, daz got lang wend, so schus wir in dem namen als da vor darnach ewichlich all Jar auf den tag als er danu verscheiden ist, seinen Jartag begen mit vigilien vnd mit mit selmessen vnd mit andern guten gebeten, vnd verchen andechtileich zetrost vnd ze hilf seiner sel ze geleicher weiz als so wir vnsers stifter Jartag hegen, vnd mocht aber den der Apt selber auch von soleicher irrung wegen als vorbegriffen ist, daz ampt nicht gesingen, sv schol ez tun der würdigist priester vnder vns vnd schol auch der ganze Convent da ze gegen sein.

Wer aber, dez Got nicht welle, daz ymmer dhaynen chunftigen zeiten von vns oder vnser nachkommen daz dhains Jars vbersezzen freveleich oder vnerchantleich desselben Jares oder igleichs Jare, so wir ez vbersiczen, schulln wir vnd vnser gotshaus vervalln sein vnd gebn dem pharer oder dem probst ze Sand Stephan ze Wien, wenn di chirich zu einer probstei gemacht wirt, vier Mark lauters vnd ledigs Silbers an all gnad vnd dez selben Silbers schulln

[illegible]armen vnberaten priestern ze Wienn [illegible]ark, den durftigen in der purgerspital ze [illegible]enn ain mark, und andern gemain petlern vnd durftigen ain mark lautterleich dutich got ze trost vnd ze hilf der seligen sel dez vorgenant vnsers gnedigen hrn, und schol dasselb silber ein pharrer oder ein probst ze Wienn, der je zu den zeiten da ist, tailln, als in dunkt [illegible] treuen, daz ez got lohleich, der sel trostlich vnd den armen lewten notturftig sei vnd daruber ze vrkund vnd ze einem ewigen czeugnuzze vnd Sicherheit gebn wir der obgenant Apt vnd der Convent gemeinleich des oftgenanten Closters ze dem Chotweig disen prief versigilten mit vnsern anhangenden Insigeln, der geben ist daselbs ze dem Chotweig an phinbztag vor Sand Philipps vnd Sand Jacobstage der heiligen zwelifpoten da nach Christi gepurd ergangen worden Tausend drewhundert Jar darnach in dem Sechczigsten Jare.

Feyerlichkeiten bey dem Beylager des Churfürsten und Pfalzgrafen Fridrich, mit einer engländischen Prinzessinn.

Von diesem fröhlichen Tage (im Jahr 1613) wurden am englischen Hofe ein theatralischer Aufzug und ein Ballet gehalten, die man in ihrer Art ganz einzig nennen kann.

Der Zug wurde mit 50 in Gold- und Silberſtoff überaus reich gekleideten Rittern eröffnet, denen ein Mohr eine Fackel vortrug. An dieſe ſchloſſen ſich 3 Wagen an. Der erſte war mit Muſicanten beſetzt, coſtümirt wie die ehemaligen Prieſter der Sonne in Peru; auf dem zweyten ſaßen artig gekleidete Indianer, und der dritte trug die Ehre, mit ihrer Prieſterinn Eunomia (die Göttinn der Billigkeit, und geſetzlichen Ordnung), die Trompeterinn Phemide (als Repräſentantinn des Gerüchts), und Plutus, der unentbehrliche Gott bey glänzenden Feſten.

In einem Nebenſaale zeigte ſich ein Hügel, durch welchen ſchimmernde Goldadern das Auge wohlthätig anzogen; eine Leiter zum Hinab- eine zum Heraufſteigen lehnten daran. Auf der Spitze dieſes Hügels erhob ſich ein Tempel mit der Inſchrift: fanum honoris. Darneben ſah man, von dem Glück, dem Geführten der Ehre errichtet, eine Säule, auf welcher eine runde ſilberne Weltkugel prangte. Dieſe Symbolik erklärte ſich alſo;

Lange genug wallte die Ehre auf feſtem Lande umher, bis endlich England ſie aufnahm, und einen Tempel einräumte, welchem Eunomia, ohne deren Beyſtand man nicht zu ihm gelangen kann, als Prieſterinn vorſtand.

Der Hügel mit ſeinen Metallgängen und Goldadern deutete an:

Die Vermählung des erlauchten Bräutigams mit ſeiner königlichen Braut würde vielgeſegnet ſeyn mit Ehre und Gütern.

Diesem ersten Zuge folgte ein Chor Sonnenpriesterinnen. Während diese die Zuschauer mit Sang und Klang ergötzten, schickte sich eine Anzahl Indianer und Mohren an, einen Tanz zu beginnen. Nach Beendigung desselben hielten Plutus und Capricio (der Gott des Unmuths) ein Duodrama. Derb und sinnreich warfen sie sich gegenseitig ihre Mängel vor, persiflirten sich, geriethen in heftigen Wortwechsel, und zankten sich weidlich herum. Endlich aber versöhnten sie sich, und kamen dahin überein, daß nur diejenigen wahrhaft glücklich zu nennen seyen, denen es gelänge, den kürzlich in England errichteten Tempel der Ehre zu ersteigen.

Eunomia, und die Heroldinn der Ehre erschienen nunmehr auf der Bühne; eine süße Musik ertönte, und die Sonnenpriesterinnen und Indianerinnen kamen herbey, um sich zu folgendem Chorgesang in englischer Sprache zu vereinigen:

O! schöner Fels! — in Deinen Adern rollt
Das schönste Gold! —
Eröffne Deinen Zauberschoos,
Für England, mach dich deiner Schätze los.
Der Ehrentempel thront in seines Königs Brust,
Er schaut mit wonnevoller Lust
Das edle Brautpaar, dem entzückt
Wir wünschen: seyd beglückt!

Kaum war dieser Gesang zu Ende, als eine Wolke herniedersank, die Spitze des Hügels verhüllend; aus ihrem Schooße kam eine goldene Kugel, getragen von 12 maskirten Personen, welche von eben so vielen Dienern begleitet wurden. Indem strahlte die Sonne hervor, beleuchtete mit ihrem Glanz

den Hügel, zog sich abwechselnd in die Wolke zurück, und ging endlich unter. Ehe dieß geschah, conversirte Plutus und Hewo, während die Sonnenjungfrauen und Indianerinnen ihren Gesang verbreiteten. Als die Sonne verschwunden war, wurden diese von Hano und Eunomia erinnert, lieber der wahrhaften Sonne, (worunter sie den König von England verstanden) mit ihrem Lobgesang zu huldigen, wofür er sie zur Erkenntniß der wahren Gottesverehrung leiten werde.

Mohren mit brennenden Kerzen eröffneten hierauf einen rauschenden Tanz. Ein Gesang zur Ehre der Liebe und Schönheit der Neuvermählten begann, und ein Reihentanz mit einem Chor zum Lobe des Schlafs und der Ruhe beschloß das Fest.

Ein Almosenbrief Luthers.

Der nachstehende Brief Luthers, zum erstenmal in einem veralteten sächsischen Tageblatt im Jahr 1730 abgedruckt, ist vermuthlich in Wittenberg von dem Magistrat zu Gunsten eines der damals unzählig herumschweifenden vertriebenen protestantischen Prädicanten, geschrieben. Dieses Schreiben, welches leider Luthers kärgliche Vermögensumstände deutlich genug zu erkennen gibt, ist zugleich die treffendste Charakteristik seines frommen Sinnes, der sich überhaupt nirgends verläugnet hat. Man lese:

Liebe Herren! Es muß dieser arme Geselle auch hungers weg davon. Nu hat er keine Zerung (wie die andern) und muß fern reisen, weil er aber ein fromm gelehrt Mann ist: muß man ihn helfen.

Wisset yhr, das meins gebens an das viel u. teglich ist, das ichs nicht kan alles erschwinden. Bitt derhalben, wollet yhnen XXX gl. geben, wo nicht so viel da ist, so gevet XX so will ich die X wo nicht, so gebt die helfft XV so will ich die andre helfft geben. Gott wirds wol wieder geben.

Martinus Luther.

Des Abts von Zwetel Verbindungsbrief vom Jahr 1561, jährlich 26 Lebkuchen nach St. Stephan zu liefern.

Wir Ott von gots erparmung Apt, vnd der Convent gemainleich, dacz Zwetel decz Ordens von Cytel passawer pistums Tun chund, vnd vergehen offenleich, dacz wir betracht, vnd angesehen haben mit williger erchantnuzz die grozz guns vnd gnad, die der hochgeporn fürst vnser gnediger herr herczog Rudolf der vierd von Gotes gnaden herczog ze Oster. Steir vnd ze Kernd herrn ze Kran auf der mareh vnd portenau Graf ze habspurg ze phirtl vnd

ze Kyburg Marichgraf ze pergau vnd Lantgraf in Elsazze zu vns vnd vnsern Closter hat vnd die stewr vnd hilf, die er vns zu vnsrn paw tut stetleich, vnd getan hat. Vnd wan wir schuldig sein mit geistlicher güte ze dankchen, vnd ze gelten den di vns zeitleich guet tuni vnd erpietent vnd denn sovil mer von den vns auch manichvaltig nütz vnd gemach gestifft wirt. Darum verhaizzen wir vnd verpinden vns auch mit disem prief für vns vnd all vnser nachkommen, dacz wir in den Zeitn vnd der eyen vnser herre von Oster. lebt, dez im got lang gunne alle Jar in aller heiligen abent ein offen ampt vnd mess haben schullen vmb heil der lebendigen. Wen er denn von diser verlt verschaiden ist daz der almechtig got lang aufenthalt im vno allen den seinen ze sunnern heil vnd trost, So schul wir dannenthin auf dem tag seiner hinfart seinen Jartag begen mit selvesper mit vigilien mit selmessen vnd mit andn gebeten vnd gutteren in aller der weiz alz wir die begen unsern stiftern an als geuerde Im vnd allen seinen vodern zu fuederung zu der ewigen rueh. Auch schol ein abt wer der je zu den zeitn ist in vnsern egen Chloster oder der wirdigist nach im ob der abt von redleichen sachen geirret, vnd alle jar auf Sand Jorgen tag in Sand Stephans Chirichhen ze Wienn auf dem fronaltar die fronmesse haben in seiner abtleicher geczier, vnd schol dez selben tags geben dem pharrer daselbs sechs vnd zwainczig lebczelten, der igleich sechs pfening wert sein schol an geuer die weil vnd der Tum da nicht aufgericht ist, Wenn awr der

Tum aufgericht wirt, vnd der probst vnd die Chorherren gewidemt werdent, so schol er der lebczelten czwen gebn dem probst vnd der chorherren igliehen ainem lebczelten. Mit vrchund diez priefs versigelt mit vnserm Insigel. Geben ze Wienn an Sano Marie Magdalene tag. Nach christi gepurd drewczehenhunoert Jar vnd darnach in dem ain vnd sechczigsteo Jar.

Rabbinische Münchhausiaden

nach

Eisenmenns entdecktem Judenthume.

I.

Og, König von Basan.

Es sahen aber die Engel des Allerheiligsten die Töchter des Kain, die nackt einher gingen, und ihre Augen schminkten. Und sie wurden irre an ihnen, stiegen herab vom Himmel, und nahmen Weiber von ihnen, wie gesagt wird 1. Mos. 6, v. 2. Unter den Engeln aber war der gewaltigste Schamchiel, und erzeugte den Og, den größten der Riesen vor der Sündfluth. Unter seiner Hand verbarg er Städte; mit seiner Fußsole deckte er das Meer; aus seinen Zähnen machte Abraham Bettladen und schlief

darin. Sechzig Städte erbaute er, und die niedrigste war sechszig Meilen hoch; und saß er auf ihren Mauern, so reichten seine Füße zur Erde. Seine Speise waren täglich tausend Ochsen, tausend Rehe, und tausend Eber; und sein Trank waren tausend Maaß Weins. Ein Tropfen seines Speichels aber wog sechs und dreißig Pfund.

Darauf erzürnte Jehovah, und wollte sie alle vertilgen, die da lebten auf Erden. Er eröffnete den Abgrund der Tiefe, und schloß auf das Fenster des Himmels. Og aber stemmte seinen Fuß gegen den Abgrund, und verstopfte die Quelle; und legte seine Hand an den Himmel und verschloß das Fenster. Da ließ Gott das Wasser der Abgründe heiß werden, daß sein Fleisch gesotten ward, und die Haut sich abzog, wie gesagt wird Hiob 6, v. 17. Zur Zeit, wenn die Hitze sie brennt, werden sie vertilget; und wenn er heiß machet, weichen sie von ihrer Stätte. Und das Wasser kam über die ganze Erde, und bedeckte die Berge. Da floh Og zur Arche Noahs, und bat den Noah, daß er ihn aufnehme. Noah aber vermogte es nicht; doch erhielt er durch Flehen von Jehovah, daß das Wasser, auf der einen Seite der Arche sich abkühlte, während es rings heiß aus dem Abgrund der Tiefe strömte. Das Wasser aber reichte dem Og nicht bis über die Hüfte; und Noah hieß ihn oben auf die Arche zu setzen, wenn er Ruhe wünschte: auch bohrete er ein Loch und reichte ihm die Speise hinaus. Und so blieb denn der König Og zu Basan allein übrig von den Riesen. (5. Mos. 3, v. 11.)

Zum Könige aber hatte ihn Gott gemacht und ihm seinen Lohn gegeben in dieser Welt, damit die Gottlosen in der zukünftigen Welt keinen Lohn haben mögten.

Denn seine Sünden häuften sich sehr: er suchte den Männern die Weiber zu verführen, und stellte mehrere Mal der Sarah nach, daß er sie dem Abraham raubte. Doch Abraham erkannte ihn, und glaubete seinen Worten nicht.

Endlich zog Israel gegen ihn aus, daß es ihn bekriegte. Und Og sah das Lager der Israeliten, und fragte: wie groß ist das israelitische Lager? und man antwortete ihm: Sechs Meilen. Da ging er hin und riß aus einem Gebirge einen Fels von sechs Meilen, und legte ihn auf seinen Kopf, daß er ihn über das Lager der Israeliten werfen mögte. Gott aber ließ Ameisen auf den Felsen kommen, die ein Loch darein nagten, gerade über seinem Kopf, daß der Fels ihm um den Hals fiel. Zwar versuchte er den Kopf wieder herauszuziehen; aber seine Zähne wuchsen auf beiden Seiten heraus über den Felsen, daß er seinen Kopf nicht zurück ziehen konnte. Dieß ist es, was geschrieben stehet Ps. 3, v. 8. Du hast der Gottlosen Zähne wachsen gemacht. Da ging Moses her, und nahm eine Axt, die zehn Ellen lang war, und sprang auf eine Höhe von zehen Ellen, und schlug ihn an die Knöchel seiner Ferse, und brachte ihn um.

II.

Abraham.

Doch größer noch als die Riesen war unser Vater Abraham, unser Vater. Er war so hoch als vier und siebenzig Menschen, von denen jeder Tausend Fuß maß; und hat auch so viel gegessen, und getrunken als vier und siebenzig Menschen; und ist auch so stark gewesen, als diese. Die Schritte seines Fußes waren drey Meilen, und die Oeffnung seines Mundes, wenn er redete, die Hälfte einer Meile. — Für die siebenzehn Söhne aber, welche seine zweyte Frau Keturn ihm gebar, bauete er eine eiserne Stadt, und setzte dieselbe darin. Sie war aber so hoch, daß die Sonne nicht hinein kommen konnte. Drum gab er ihnen eine Schüssel voll Edelsteinen und Perlen, daß sie Ihnen statt der Sonne leuchtete: und ihrer wird man sich künftig auf der ganzen Erde bedienen, wenn Gott machen wird, daß die Sonne und der Mond sich schämen werden, wie bey Jes. 34. v. 23. gesagt wird.

III.

Warum die Kinder weinen, wenn sie geboren werden.

Auf dem Haupte jedes Kindes im Leibe seiner Mutter flammt ein brennendes Licht, wodurch es die Er-

de überschauet, und bis zum Ende der Welt dringt. Denn so stehet geschrieben: Wäre ich noch wie in den Tagen der Vergangenheit, da Gottes Leuchte über meinem Haupte schien. (Hiob K. 29, v. 2. 3.)

Nahet darauf die Zeit, daß das Kind den Schooß seiner Mutter verlassen soll; so nimmt es ein Engel des Morgens, und führt es in das Paradies, und zeiget ihm die Gerechten, welche dort sitzen und die Kronen auf ihren Häuptern haben. Und der Engel spricht zu ihm: Du mußt auch wissen, wer diese sind, die du siehst. Sie sind in dem Schooße ihrer Mutter erzeuget worden, wie du, und sind herausgekommen in die Welt, und haben die Gebothe des Heiligen im Himmel erfüllet: deßwegen sind sie dieses Glücks gewürdigt und dazu berufen worden. Nun mußt du auch endlich hinaus in die Welt: und wenn du gerecht bist und das Gesetz hältst, so wirst du würdig seyn bey ihnen zu sitzen; wo aber nicht, so wirst du zu einem andern Orte fahren.

Des Abends führet der Engel das Kind in die Hölle, und zeiget ihm die Gottlosen, die von dem Engel des Verderbens mit feurigen Stecken gepeiniget werden, und rufen: Weh! Weh! Und der Engel sagt zu ihm: du mußt auch wissen, wer diese sind, die hier gepeinigt werden. Sie sind wie du geschaffen und in die Welt gekommen, haben aber die Gebothe des Heiligen im Himmel nicht erfüllet: deßwegen werden sie gestraft, und sind in diese Schmach gekommen. Nun mußt du auch endlich hinaus in die Welt: so sey gerecht, und nicht gottlos auf daß du leben mögest.

Und das Kind kehret zurück in den Schooß seiner Mutter und trauert, daß es hinaus soll in die Welt, wo das Böse ihm die Hölle bereitet. Wenn daher die Zeit kommt, daß es hervorgehen soll an die Luft dieser Erde, widerstrebt es: aber der Engel schlägt das Widerstrebende, es verlöschet die Leuchte auf seinem Haupte, und wider seinen Willen kommet es an die Luft der Welt. Darum weinet das Kind, sobald es an die Luft dieser Erde kommt: doch vergisset es, was es gesehen hat; seine Betrübniß vergehet, und unbewußt nur wohnt in der Seele jedes Geborenen die Seligkeit der Gerechten im Paradiese, und die Pein der Gottlosen in der Hölle bis Gutes oder Böses im Leben ihm wieder erweckt, was es vor seinem Leben sah.

IV.

Die Gänse.

Rabba, des Channa Enkel, erzählt: Wir gingen einmal in einer Wüste, und sahen Gänse vor uns her fliegen, welchen die Federn wegen ihrer Fettigkeit ausfielen, und unter denen Ströme von Fett herflossen. Da sagte ich zu ihnen: Haben wir auch an euch Theil in der künftigen Welt, im Reiche des Messias? — Und eine hub ihren Flügel auf, eine andere aber ihren Fuß, um anzudeuten, woran wir Theil haben würden. Als ich nun zu dem Rabbi Elisier kam, sprach er zu mir: Ach! auch um dieser Gänse Willen müssen die Israeliten einmal Rechenschaft ablegen; denn ihre Sünden verursachen, daß der Messias so lange ausbleibet, diese Gänse also, so

sett werden, und wegen des vielen Fettes so lange Schmerzen leiden müssen.

V.

Der Fisch und der Wurm.

Wir fuhren einmal auf dem Meere, und sahen einen Fisch, auf dessen Rücken Sand lag, und waren Binsen darauf gewachsen. Wir meinten, es wäre ein trockenes Land, und stiegen hinauf, und kochten und siedeten auf ihm. Als es ihm nun aber zu heiß wurde und bis auf die Haut brannte; wandte er sich um, und wenn das Schiff nicht bey uns gewesen wäre, so wären wir ertrunken.

Darnach fuhr das Schiff drey Tage und drey Nächte zwischen den Floßfedern des Fisches hin: er ging aufwärts. Willst du etwann sagen, das Schiff sey nicht geschwind gegangen? In welcher Zeit eine Pfanne mit Wasser gewärmt wird, in der Zeit ging es sechzig Meilen. Es schoß auch ein Ritter einen Pfeil, und ging das Schiff demselben vorauf.

In seinem Nasenloche war ein Wurm, Kilbith. Dieser starb, und das Wasser trieb ihn, und warf ihn an das Ufer: und wurden dadurch sechszig Städte verwüstet, und sechszig Städte aßen von ihm, und sechszig Städte salzten von ihm ein, und von seinem einen Augapfel füllten sie drey Hundert Fässer Fett. Und als wir nach zwölf Monaten wieder kamen, sahen wir, daß man seine Gebeine zersägte, um die Städte, die er zerstört hatte, wieder davon aufzubauen.

VI.

Der Vogel.

Wir fuhren einmal in einem Schiff, und sahen einen Vogel, welcher bis an seine Schienbeine in dem Wasser stand, und sein Kopf reichte bis an das Firmament des Himmels, so wie geschrieben steht Ps. 50, V. 11. Der Vogel des Feldes ist bey mir. — Da sprachen wir: Dort ist wohl kein tiefes Wasser; wir wollen hineinsteigen und uns abkühlen. Aber es kam eine Stimme vom Himmel und sagte zu uns: Steiget dort nicht hinein, denn es ist vor sieben Jahren einem Zimmermanne eine Axt hineingefallen und ist dieselbe noch nicht auf den Grund gekommen. — Streckte der Vogel aber seine Flügel aus, so ward die Sonne verfinstert so wie geschrieben stehet Hiob 39, V. 29. Flieget der Habicht durch deinen Verstand? und breitet er seine Flügel gegen Mittag?

Einst fiel ein Ey aus seinem Neste; und überschwemmte sechszig Dörfer, und zerbrach drey Hundert Cederbäume auf deren jeden sechszehn Wagen übereinander fahren konnten. Aber wie das? warum hat er es weggeworfen? warum hat es so geschadet? Es stehet ja geschrieben Hiob 39, V. 16. Der Flügel des Pfauen ist lieblich? Hier ist zu wissen, daß das Ey faul gewesen.

VII.

Das Eichhorn.

Ich habe selbsten ein junges Eichhorn gesehen, welches nur einen Tag alt, und so groß wie der Berg Tabor war, vierzig Meilen in die Höhe reichte. Sein Hals war drey Meilen, und der Raum, wo es sein Haupt niederlegte anderthalb Meilen. Wenn es seinen Koth warf, ward der Jordan verstopft; wenn es seine Vorderbeine erhob, zerstieß es mit seinem Horn die Fenster des Himmels. — Als darauf die Sündfluth über die Erde kam, begehrte das Eichhorn auch in die Arche Noahs gelassen zu werden. Doch Noah vermogte nicht es einzunehmen; sondern hand seine Nasenlöcher innerhalb des Kastens, sein Horn aber außerhalb desselben an, auf der Seite, wo durch ein Wunderwerk das Wasser der Sündfluth kalt war.

Als darauf David die Schaafe weidete; fand er das Eichhorn in der Wüste, welches lag und schlief. Er aber vermeinte, es sey ein Berg, und ging hinauf und weidete. Als nun das Eichhorn erwachte und aufstand; ritt David auf demselben, und reichte bis an den Himmel. Da rief er zu Gott, und sprach: Herr, wenn du mir von diesem Eichhorne herunter hilfst, so will ich dir einen Tempel bauen so groß, wie das Horn dieses Eichhorns. Und Gott erhörte den David und ließ einen Löwen kommen. Und als das Eichhorn den Löwen sah, erschrak es und legte sich vor ihm nieder, dieweil der Löwe der König der Thiere war; und David stieg herab von

dem Eichhorn. Als er nun aber den Löwen sah; fürchtete er sich; und damals war es wie er flehete: Hilf mir aus dem Rachen des Löwen, wie du mich errettet hast von dem Horne des Eichhornes. Ps. 22, V. 22.

VIII.

Die Senfstaude.

Als mein Vater starb, hinterließ er mir drey Äste einer Senfkornstaude. Diese war so hoch, daß wir mit einer Leiter an derselben auf und absteigen mußten, um einige Blätter zu pflücken.

Darauf spalteten wir einer der Äste, droschen ihn aus, und gewannen neun Metzen Senfkörner, von dem Holz aber bedeckten wir die Hütte eines Töpfers.

IX.

Der Meerstein.

Wir fuhren einmal in einem Schiff, und sahen einen Stein auf dem Wasser, welchen eine Schlange umringte. Dieser Stein glanzte wundervar. Und einer der wohl schwimmen konnte, stieg hinab in das Wasser, denselben zu holen. Da kam die Schlange und wollte das Schiff verschlingen. Ein Rabe aber

schoß auf die Schlange herab, biß ihr den Kopf ab, und das Wasser ringsum und um wurde in Blut verwandelt. Als indeß der Stein auf dem Meere umherschwamm, kam die Gesellinn der Schlange, nahm den Stein, und henkte ihn um die todte Schlange. Da wurde sie wieder lebendig und kam aufs neue mit aufgesperrtem Maule gegen das Schiff. Doch abermals kam ein Vogel, der seiner eingesalzenen Brüder sich erbarmte, und biß der Schlange den Kopf ab. Der Ruderer aber nahm den Stein, und warf ihn in das Schiff, auf die eingesalzenen Vögel, die wir bey uns hatten. Und siehe! die Vögel wurden lebendig, und flogen alle davon.

X.

Der Brodkorb.

Einst kam ein Handelsmann zu mir, und sagte: Komm mit mir, ich will dich an einen Ort hinführen, wo sich Himmel und Erde einander berühren. Da nahm ich meinen Korb, und füllte ihn mit Brod und anderer Speise, und ging mit ihm. Und wir stiegen einen hohen Berg, und siehe! es berührte uns das Firmament des Himmels. Da stellte ich meinen Korb in das Fenster des Himmels bis daß ich mein Gebeth verrichtet hätte. Wie ich aber wieder aufstand, fand ich meinen Korb nicht wieder. Da sprach ich zu dem Handelsmann: Sind denn hier auch Diebe? Er aber antwortete mir: Nein, dieß ist die Kugel des Firmaments, die sich immerfort drehet. Wa-

te hier bis morgen; so kommt das Fenster wieder, und du wirst deinen Korb daselbst finden.

XI.

Rabbi Ismael und Rabbi Elieser.

Wenn der Rabbi Elieser krank war, kochte ihm seine Frau sechszig Gattungen Speisen, aus Feigen bereitet, und er ward gesund: seine tägliche Speise in gesunden Tagen aber war drey Hundert Kälber, und zum Nachtisch vierzig Scheffeln junger Tauben. Da ihm endlich doch seine Fleischmasse so schwer ward, daß er sie nicht mehr tragen konnte; nahm er einen Schlaftrunk, und ließ sich mehrere Körbe voll Fett ausschneiden, und in die Sonne gelegt, ward das Fett nicht stinkend. — Mehrere seiner Anverwandten eiferten ihm nach. Der Raf Abhu aß, bis ihm eine Mücke von der Stirn fiel; der Raf Ammi und Raf-Asi aßen, bis daß ihnen die Haare ausfielen; der Rabbi Simon aß, bis er im Kopfe verwirrt ward: doch sie alle reichten nicht an Rabbi Elieser. — Am nächsten kam ihm sein Zeitgenosse der Rabbi Ismael, des Rabbi Jose Sohn: er trank täglich drey Hundert Flaschen Wein. Einst kam er in das Haus des Rabbi Simeon; da gaben sie ihm einen Becher mit Wein, und er nahm denselben, und trank ihn auf einmal aus. Da sprachen sie zu ihm: Weiß der Herr nicht, daß derjenige, der seinen Becher auf einmal ausleert, ein Schlemmer ist? Er aber antwortete: dieses wird nicht von deinem kleinen Becher gesagt; so ist dein Wein auch

ſüß und mein Bauch iſt weit. Der Wein und das Leben gehoren in den Mund ihrer Lehrjünger.

Wenn ſich nun der Rabbi Jsmael, und der Rabbi Elieſer einander begegneten, und ihre Bäuche zuſammenhielten, ſo konnten ein Paar Ochſen zwiſchen ihnen durchgehen, ohne ſie anzurühren.

XII.

Rabba und Sira.

Rabba und Sira ſtellten am Feſte Purim (der jüdiſchen Faſtnacht) eine Mahlzeit mit einander an; und als ſie trunken wurden, ſtand der Rabbi auf und ſchnitt dem Sira die Gurgel ab. Des andern Tags aber reuete ihn die That; er rief deßwegen Gott um Gnade an, und machte, daß der Sira wieder lebendig wurde. — Jm folgenden Jahre ſagte der Rabbi zum Sira: der Herr komme, daß wir die Mahlzeit des Purim mit einander halten. Sira aber antwortete ihm: Verzeihe! es wird aber nicht alle Purim ein Wunder gethan.

XIII.

Der Weiberkrieg zu Löwenberg in Schlesien, im Jahre 1631 nach einer alten Handschrift.

Eigentlicher und wahrhafter Bericht von dem, den 9. 10. und 11. April des 1631 Jahres mit den Löwenberger Weibern vorgehalten Reformation:

Weil der Pfaffe vernommen, daß er itzige ehrbare Rath an dem königl. Hof eine Abfertigung zu thun bedacht, hat er mit dem Königsrichter Rath gehalten, und sich mit einander dahin verglichen, das die Weiber alle mit großem Ernst zur papistischen Religion ehestens und noch vor Ostern sollten gezwungen werden — denn bisher war von diesen noch nicht mehr als ein einzige Frau zur katholischen Religion übergetreten. — Als nun diesen Morgen früh um 8 Uhr die nachfolgenden Herren, weil der Herr Burgemeister am Podagra krank gelegen, als erstlich der Pfaffe, zweitens der Königsrichter, Elias Seiler, ein Advokat; drittens George Rümer, seine Wollenweißheit, ein Tuchmacher; viertens Schwoob Franze, ein Tuchmacher; fünftens Doktor Melchior Hubner ein gewesener Mühlknecht und verdorbener Becker; sechstens Meister Daniel Seiter, ein Tischler; siebentens Peter Beier, der Stadtschreiber, auf dem Rathhause zusammengekommen und in den Rathstuhl gesessen, denn die andern, als Mönch Tollmann der Becker und Heyn Christoph, die Fleischer, wollten dazu nicht kommen, noch Theil daran haben. George Seifert, der Leinweber, auch im Rathe, als er ihre vorgenommene Händel gehöret ist aufgestanden, und sich angegeben: er wolle damit nichts zu thun

haben. Da hat nun proponirt der Pfaff, so die Oberhandund Stelle im Rath gehabt, mit diesen Worten:

„Ihr meine geliebten Kirchkinder! nachdem ich von euch vernommen an Ihro Königl. Mayt. Hof nach Wien eine Abfendung zu thun, als habe ich und der Herr Königsrichter uns darüber bekümmert, und alles für gut reiflich befunden, daß ehestens Tages noch vor eurem Aufbruch alle Weiber mit größtem Ernst und Eifer mit zu unserer katholischen Religion gezwungen würden, dadurch werdet ihr euch bei Hofe eine große Gnade und erwünschte Expedition, ja was ihr nur begehren werdet, zuwege bringen. Ich will auch nicht unterlassen, durch Handbriefe und Schreiben bey Hochgechrten Herrn Vetter, dem Herrn Pater Lemmermann, Sr. Wohlwürden und ips Königl. Mayt. Beichtvater, der gewiß in allen geheimen Rathschlägen viel gilt, und das meiste befördern kann, auch zu recommendiren, wie fleißig und eifrig ihr als katholische Christen hirinnen gewesen, dergleichen keine Stadt in diesen Fürstenthümern gethan, und die Weiber also zurechte gebracht hätten, also daß euch alleine, die ihr izt beisammen seyd — weil die anderen Rathsleute nichts dabey gethan, ein sonderlich Gratial davon gegeben werden soll. Derowegen so laßt euch eifrig und ernstlich nur wohl angelegen seyn, und fahrt eifrig fort. Wollen sie nicht gutwillig, so habt ihr Thürme und Gefängnisse genug, sie damit zu zwingen."

Auf diese Proposition ward nun herum votiret, und sagte anfangs der Königrichter: Ja ihr Herren, weil ich solche Reise gemeiner Stadt zum besten gutwillig auf mich nehmen, und künftigen Osterdienstag

von hier abreisen will, so befinde ich selber vor sehr gut, man nehme alsbald solchen Eifer und Ernst mit den Pestien für; wollen sie nicht gutwillig so sperre man die vornehmsten ein, was gilts, die andern werden es bald näher geben, der Kitzel wird sie bald stechen, daß sie kommen und bitten werden, daß man sie herauslasse, es wurde auch mancher froh seyn, daß seine zum Teufel oder gar wegliefe, und er ihr nur los würde.

„Haben wir die Männer zurechte gebracht, wollen wirs den Pestien auch machen, wenn nun solches geschiehet, so weiß ich gewiß und bin versichert, daß wir großen Favor und gewünschte Expedition an dem Königl. Hofe erlangen werden. Zumalen weil wir vor allen andern Städten das Lob davon bringen werden, und ich vor meine Person gedenke, auch selbst dadurch eine sonderliche Gnade und Gratial zu erlangen."

Herr Mümerus, Seine Wollenweißheit sagte: „Ihr Herren, ich bin nun ein Wittwer, bald ein halb vierteljahr, ich weiß davon zu sagen, was einer vor Kreuz hat, wenn ihn das Gewissen Tag und Nacht von seinem Weibe gerührt wird, es wäre wohl gut, wenn Mann und Weib einen Glauben, und ein Vater Unser hätten, die zehn Gebothe möchten seine Wege haben, es wäre wohl gut, daß gleich wie wir uns bequemen müssen, daß es die Weiber auch thäten, weil sie unsre Einkünfte mit genießen, und Rathsfrauen worden, allein ich besorge es wird schwer hergehen, wollte fast lieber rathen, man consulirte hierüber zuvor den Herrn Landeshauptmann, wie er es mit seinem Weibe anstellen wolle, so könnte man

alsdann desto besser nachdrücken, wenn man einen gewissen Befehl dazu hätte; jedoch den Herren nicht vorzugreiffen, mein Weib hätte ich wohl nimmermehr dazu gebracht, ich bin auch schon bedacht, daß ich mir keine andere nehme, sie sey denn katholisch, oder sage mir vorher an Eidesstatt zu, daß sie es werden wolle, daß ich von ihr der Religion halben ungeplagt bleibe."

Schwoob Franze sagt: „Ihr Herren, mein Weib ist mir auch, wie ihr wißt, dieser Tage gestorben, daß ich nunmehr wieder frey und ein Wittwer bin, ich weiß auch davon zu sagen, wie ich von meinen Teufel, dem bösen Weibe, Tag und Nacht wegen des papistischen Glaubens halber geplagt worden bin, daß ich mich selber kaum recht kennen und besinnen können. Ich weiß gleichwohl nicht, wie man die Sache recht angreift, es hat gleichwohl noch hübsche junge Weiber und Wittwen unter den lutherischen Kezern, sollte man sie bald alle auf einmal wegjagen und einsperren, ob solches auch gut und übers Herz zu bringen wäre. Den nächsten Befehl, den der Herr Pfarrer selber von Jauer mitgebracht, habe ich nicht gesehen, kann ihn auch nicht lesen, ob auch was von den Weibern drinne steht! Ihr Herren, ihr werd't es wohl machen, ich bin der Meinung, wie Herr Collège Mümer ist, daß, wenn ich heut oder morgen freie, so muß sie katholisch seyn, oder das Maul vom Glauben halten, und mich damit unvexirt lassen, sonst soll mir keine an meine Seite kommen."

Hierauf fing nun Doctor Melchor an: „Ihr Herren Guts Sakrament gut katholisch, ma-ma-ma-

man sperre sie nur zusammen ein, und la- la- lasse keine heraus, wenn sie gleich darinne versaulen sollten, bis sie es zusagen. Ich habe gestern meine alte Hure darüber geschlagen, der Teu- Teufel ho- hohle mich, sie muß es thun, oder ich jage sie gar davon."

Meister Daniel Seiler sagte: „Ihr meine Hoch und Wohlgroßgünstige Herren, ich verstehe es, und befinde gar wohl, daß unser Hochgeehrter Herren Pfarrer Sr. Hochwürden neben meinem Hochgeehrten Herr Bruder dem Königsrichter Seiner Eselenz, dieser Sache so hoch und tiefsinnig nachgedacht, daß nichts zu verbessern ist, sage ihnen vor meine Person dafür hohen und großen Dank, und bitte, sie fahren in solchen guten Werken nur eifrig und mit Gewalt fort, der Landeshauptmann hat uns hierinnen nichts zu befehlen oder anzuordnen, unser neues Privilegium vermag, daß wir thun und lassen mögen, was uns gut dünket, sollen wir denn hernach, wenn es auf Befehl und Anordnung geschähe, einen andern den Ruhm und Lob daran lassen, das wäre unbillig! Der Landeshauptmann hat ohnedem viel wegen des Zobtenschen Kirchlehns, und der Ketzerhändel, die er zu Siebeneichen auf den Kindtaufen getrieben, zu verantworten und andere Sachen mehr, welcher der Herr Bruder wohl mit Fleiß, wann er an Kaiserlichen Hof kommt, an gehörigen Orten anzubringen und mit mehreren Umständen zu erzählen wohl wissen wird; ich halte auch wohl dafür, daß Ihro Wohlwürden und Hochgeehrter Herr Pfarrer ein absonderlich Memorial über vorige gethane Schreiben deswegen mitgeben wird, der Landeshauptmann sehe nur, wie er seine Keperi-

sche Frau zurechte bringe, welche kein geringes Aergerniß und Spiegel unserer Weiber ist. Derowegen wie gmeldet, rathe und bitte ich, man fahre gegen den Weibern mit der Execution fort, ich weiß gewiß und wahrhaftig, und daß es uns und der gemeinen Stadt einen hochmächtigen Nutz und großen Ruhm geben wird, indem wir unter andern Städten die ersten gewesen, so mit Ernst und Eifer der heiligen katholischen Religion die ganze Weiberschaft allhier zurechte gebracht. Was ich vor meine Person als ein rechter eifriger katholischer Rathsherr mit aller Menschmöglichkeit dabei nur thun kann, das will ich standhaft bis an den letzten Tropfen meines Blutes zuzusetzen nicht unterlassen. Darauf haben sich meine großgünstige Herren zu achten."

Des Herrn Stadtschreibers Peter Baiers Votum war: „Ihr Herren, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll: Ich habe eine böse Lutsche, die beist um sich wie der Teufel, ich traue sie nicht bändig zu machen, daß sie katholisch würde; könnt ihrs thun, so versuchts; ich wäre ihr längst gerne los gewesen; ich rathe aber, daß man anfangs freundlich mit den Frauen redte, ihnen Bänke setzen ließe in der Rathsstube, und sie niedersetzen heiße, ob es möglich wäre, daß man sie mit guten Worten; und hernach erst mit Bedrohung katholisch machen könnte, oder vielleicht nehmen sie es auf Bedacht."

Hierauf wurde das Conclusum gemacht, von dem Pfaffen und Königsrichter, sagten: die Zeit ist kurz, zwischen hier und Ostern, da man sein soll, es leidet nicht viel Frist zu geben, es heißt nur: friß Vogel oder stirb. — Läutete derowegen der Königs-

richter dem Stadtknechte und fragte: sind die Weiber draußen, er sagte nein, es ist noch keine da: darauf befiehlt er ihm, gehet hinüber, ihr werdet sie entweder bei mir oder bey der Frau Geneußin finden. Er fand aber beym Königsrichter niemanden, bei der Frau Geneußin etwa eine Mandel Weiber beisammen, zu welchen er sagte: „Ihr Frauen, es läßt der Herr Pfarrer neben dem Herrn Königsrichter und einem E. E. Rathe, den Frauen einen guten Morgen sagen, und daß sie aufs Rathhaus sollten kommen, die Herren wären beisammen.“ Darauf gab die Königsrichterinn zur Antwort: „Ja, saget ihnen wieder einen guten Morgen, wir werden bald kommen. Also gingen die Frauen in Paar und Paar, und die Königsrichtern und Burgemeistern voran, und stiegen die Rathstreppe hinauf, die andern aber, so in den Brodtbänken, und sonst hin und wieder sich in Häusern gesammlet, kamen in großer Anzahl truppenweise hinauf. Als nun dieses der Diener im Rathe angesaget, daß die Weiber da wären, fing der Königsrichter an: lasset sie herein. — Der Diener sprach: „Herr sie haben alle hierinn nicht Raum, ich halte wohl, daß ihrer ein halb Tausend beisammen ist, das Rathhaus ist bald gar voll, sitzen auch schon ein Theil auf den Pfeifferstühlen.“ Da fing der Pfaffe an: „Ei, ei, halt stille, das ist nicht gut. Ich habe anders nicht gemeint, als nur zum ersten die Vornehmsten vom Rathe: Scheppen und Geschwornen Frauen herauf zu fordern; ei, ei, was habt ihr gethan?“ Da sprach der Diener: „Herr Ehrwürden lassen sich berichten, als mir gestern der Herr Königsrichter befahl, ich sollte alle Weiber, so nicht katholisch wären, oder werden wollten, herauf fordern und an seiner Frau anzufan-

gen, habe ich solches verrichtet, und weil es ziemlich spät war, sagte ich es den meisten, die mir vorkamen, und sollte es eine der andern anzeigen, daß sie morgen bey Strafe kommen, und nicht außen bleiben sollen. Ich vermeine, daß ich nicht unrecht gethan habe." Darauf der Pfaffe abermal, „ei, ei, ihr Herren, ihr Herren, das ist nicht gut, ich weiß nicht wie mans macht, daß man die Weiber zum Theil los werde?" Darauf sagte der Königsrichter zum Pfaffen, Ewr. Wohlwürden geben sich nur zufrieden, wir wollen der Sache recht thun und Anfangs nur die vornehmsten Weiber herein fordern, wenn sie den Ernst nun sehen werden, und daß man ihnen durch den Sinn fähret, auch wohl gar einsperren lassen will, werden sich die andern bald verlieren, und davon laufen; ward deßwegen geschlossen und dem Diener angedeutet, er solle itzt gemeldten Frauen ansagen, daß sie allein herein kommen sollten. Als nun der Diener solches ausgerichtet, fing die Königsrichterinn an, mit nichten, wir lassen uns nicht trennen, wo ich bleibe, bleibt auch mein Schwanz, sprecht, wir lassen bitten, man wolle uns nur vorlassen. Solches berichtete der Diener wieder dem Rathe herein. Da entrüstete sich der Königsrichter, sagte mit großem Ernste, gehet wieder hinaus und saget den Elementischen Weibern, sie sollen sich nicht widerspenstig und ungehorsam bezeigen, oder sollten sehen und erfahren, wie man mit ihnen umgehen werde. Da ging der Diener wieder hinaus, und richtete den Befehl ernstlich aus; aber die guten Weiber beruheten auf ihrer vorigen Meinung, sagten: „es würde sie Niemand eines Ungehorsams beschuldigen können, weil sie auf Erforderung alsobald erschienen wären begehrten zu wissen, warum

man sie erfordert hätte, keine ließe sich von der andern trennen, wie es einer ginge, so sollte es allen ergehen, ward hierüber unter den Weibern ein groſses Getümmel und Gemurmel, daß solches die Herren in der Stube wohl hören konnten. Als solche Antwort der Diener wieder hereinbrachte, erschraken sie und schoß ihnen das Blatt, daß sie lieber gesehen hätten, die Weiber wären ich weiß nicht wo; wurde dahero einhellig beschlossen den Herrn Stadtschreiber hinaus zu senden, daß er ihnen beweglich doch freundlich mit guten Worten zusprechen sollte, daß die vornehmsten Frauen doch hinein kommen wollten, die andern möchten nach Hause gehen, es solle keiner kein Leid widerfahren.

Aber es war alles vergeblich; die Weiber blieben beständig, keine von der andern zu weichen, und fing die Königsrichterinn an, und sagte zum Stadtschreiber: Ja, ja, Lieber, ja, meint ihr auch daß wir so einfältig wären, und den Possen nicht merkten, wie man mit uns armen Weibern umgehe und wider unser Gewissen zwingen und dringen will papistisch zu werden? Mein Mann und der Pfaffe sind dieser Tagen nicht vergebens zusammengelaufen und fast Tag und Nacht bey einander gesteckt, gewiß haben sie einen Teufel gekocht oder gebraten, den mögen sie auch selber fressen, ich gehe nicht mit hinein, wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz und Anhang, und wandte sich nochmals herum zu dem andern Haufen und sprach: Ihr Weiber ist das euer Wille? Da ward abermal von Frauen Omnes ein groſses Geschrey: Ja, ja!!! nun wohlan wir stehen alle vor einen Mann. Hierüber erschraken nun der Herr Stadtschreiber hestig, lief eilend wieder

hinein in den Rath, und brachte mit Wehmuth den Handel für, wie daß sie nicht in geringer Gefahr wären, weil er gesehen, daß fast jede Frau ein groß Gebund Schlüssel an der Seite hangen hätte. Hierüber entfiel ihnen der Muth ganz und gar, hingen die Köpfe, und wußten weder aus noch ein, einer wünscht sich hier, der andere dort hinaus. In Summa große Angst war vorhanden. Doktor Melcher faßte noch einen Muth und sprach zum Pfaffen: Gots Sakrament. Wo- Wo- Wohlerwürdiger Herr, hätte ich nur itzt ein Paar hundert Musketier, ich wollte den Hu- Hu- Huren wohl gewachsen seyn, und sie alle niedermachen lassen, außer denen so auf die Knie niederfielen und katholisch würden. Letztlich kolligirte sich der Herr Stadtschreiber etwas, fing an: ihr Herren, ich wüßte fast Rath, wie wir hinab und von den Weibern wegkämen, wenn die Herren nur beyde Thüre auf dem Rathhause zuschließen ließen, wollten wir stillschweigend in der untersten Rathstuben durch die 2 Thüren gegen dem Thurme zu, hinaus, und uns daran machen, so würden sie nicht gewahr, wo wir hinkommen wären, allein ich weiß nicht, wo die Schlüssel zu den beyden Thüren seyn.

Solcher guter Rath gefiel ihnen über alle massen wohl, wurden deßwegen die Schlüssel fleißig gesucht, indessen aber die Stadtknechte herein gefordert, und befohlen, den Weibern anzudeuten sich noch ein kleines zu gedulden, und sollten sehen, wie sich einer zur hintern, der andere zur fordern Thür spielen, dadurch gählings hinaus laufen, und die Thüre hinter ihnen zuschlagen möchten. Dieser Anschlag ging also richtig an, und wurden die guten Weiber, deren 203 waren also versperret. Wie nun die

Schlüssel gefunden, ging der Stadtschreiber, und machte die zwey Thüren so doch in etlichen Jahren nicht eröffnet worden, geschwind auf, kam darnach gelaufen, und sagte: Ihr Herren fort, fort, das Loch ist offen — aber still, still, um Gotteswillen stille, daß es die Weiber nicht inne werden, sonst bescheißt euch der Teufel. Darauf lief wer laufen konnte, theils ohne Hut und Handschuh; ja die Gefahr war so groß, daß sie auch beyde Thüren in der obern Rathstube hinten und vornen offen ließen, einer lief heim, der andere zum Nachbar, und wo einer in der Eil sicher zu seyn vermeinte. Alle, alle wußten von erschrecklicher Angst zu sagen, daß es auch einen Stein in der Erde erbarmen möge. Der Pfaffe lief in vollem Trabe die Kirchgasse hinauf, sahe mehr hinterwärts als vor sich, ob die Weiber ihm etwa nachfolgten, und ihm mit Schlüsseln zur Messe läuten wollten, schloß das Pfarrhaus hinter ihm zu — wie die Stadtknechte das Rathhaus. Er war so matt, daß er weder essen noch trinken mochte, seine beyden Damen hatten genug an ihm zu kühlen.

Als nun die versperrten Weiber, so theils an den Fenstern saßen, das Geschrey so unten in der Stadt herum ging, hörten, daß die ehrenfesten Herren ausgerissen, so lief die Königsrichterinn bald zur fördern Rathstubenthüre, klingte auf, schrie mit großer Verwunderung überlaut: der Teufel hat die Kerle alle herunter geführt, sehet, da liegt ein Hut, Handschuhe, da ein Schnupftüchel, alle Thüren in beyden Rathsstuben sind offen, kommt laßt uns selbst zu Rathe sitzen, und nach unsern Männern schicken, daß sie bey Strafe kommen sollen, und unsern Bescheid anhören. Darauf ward von allen den Weibern

ein groß Geschrey und Gelächter, daß man es über den ganzen Ring hören konnte. Es blieb aber dabey, daß sie zusammen traten ihrer 10 oder 12 in ein Häuflein, theils beklagten ihre Männer, Kinder und Säuglinge, die würden nichts zu essen haben, und wurden einig durch etliche Weiber, die draußen vor der Thür aufwarten, und auch gerne zu den Versperrten hinein gewesen wären, den Königsrichter zu bitten, sie los zu lassen, und anzuzeigen, warum man sie heute aufs Rathhaus gefordert hätte.

Indessen aber empfand der Herr Königsrichter Se. Eselenz, daß er itzo im Heimgange etwas klüger worden, als er heute früh im Hinaufgehen gewesen, und es däuchte ihm, es möchten nicht alle Männer gegen ihre Weiber so wie er gesinnt seyn, sahe auch ein ziemliches Laufen von Kindern und Gesinde um das Rathhaus, so denselben gerne etwas von Speise und Trank zubringen möchten, ja es war von einem guten Freunde schon angestellt, den lieben Weibern ein ganz Viertel Bier zum Labsal zuzustoßen, über das sich auch eine Anzahl Männer allbereit funden, und zu wissen begehrten, was ihre Weiber gethan, daß man sie eingesperrt hätte. Da faßte der Königsrichter wieder einen Muth, ließ die obgemeldeten Herren cito citissime in sein Haus auf eine nothwendige Unterredung zusammenbitten. Da wurde zwar (fürwahr) die vier Herren des Raths und der Stadtschreiber mit großer Mühe gefunden, die kamen bald, der Pfaffe hatte sich aber tief versteckt, und ließ sich Mattigkeit wegen und daß er seine Ruhe begehrte, entschuldigen. Es ward aber nicht minder auf eine Absendung zu thun beschlossen, und dazu vermocht: Herr Rümer und Meister Daniel.

dem Pfaffen ernstlich zu Gemüthe zu führen, daß er sich ohnfehlbar einstellen sollte, weil er gleichwohl solche Händel mit verursacht hätte. Indeß kam der Rathsdiener aufs Rathhaus gelaufen, auf wessen Geheiß weiß man nicht, und rufte durch die verschloßne Thüre seine Frau, so mit im Conclave war, und sagte zu ihr: „Ihr sollt den andern Frauen andeuten, daß die Herren ipt wieder beisammen beym Königsrichter gekommen, man würde bald zu ihnen herauf schicken, und das Rathhaus öffnen lassen, damit eine jede wieder heim gehen möchte.“ Darauf gab die Königsrichterinn zur Antwort: „Ja gar gerne wollen wir uns gedulden, seyn wir doch im Treugen (Trockenen). Aber sagt ihnen auch, sie sollen uns berichten lassen, warum man uns herauf gefordert und unverhörter Sachen eingesperrt hat.

Als nun von obgemeldten Rathsherrn dem Pfaffen eins und das andere zu Gemüthe geführet worden, ließ er sich endlich bewegen, und kam zum Königsrichter in Rath, und klagten anfangs heftig einander ihre Mattigkeit wegen großer ausgestandener Angst und Gefahr, dreßwegen ihnen auch bald, geschwinde ein Labetrunk Wein herum gegeben ward. Theils zitterten und bebten sie noch fort, als wie ein Aspenlaub — was sie aber sonsten damals in ihren Conciliis pro und contra vor Anschläge gehabt, habe ich so genau nicht erfahren können, weil mehrentheils alles von ihnen in Eil und stehend geschah, und kein Protocoll daneben gehalten ward; dieß aber ist gewiß, daß sie sich, als Lumpenleute Gebrauch ist, ziemlich gebissen, einer dem andern bald diese bald das an den Bart geworfen, doch letztlich einhellig worden, eine Absendung an die versperrten Wei-

ber zu thun, selbige cito loszulassen, und eines und das andere mit ihnen zu reden, damit sie das Rathhaus wieder quittiren möchten. Dazu wurde abermals vermocht Herr Mümer, Meister Daniel und Herr Notarius. Als diese nun ankamen, wurde bald die Thüre geöffnet und traten die Abgesandten ins Mittel der Weiber in einen Kreis; da fing der Stadtschreiber mit diesen Worten an: „Ehrbare, viel Ehr und Tugendsame insonders großgünstige liebe Frauen: Der Hr. Pfarr neben dem Herrn Königsrichter und E. E. W. W. Rath lassen den Frauen sammt und sonders einen guten Tag vermelden, verwundern sich daneben höchlich, daß die Frauen die Sache warum sie heute heraufgefordert worden, so übel aufgenommen, und anders verstanden haben, als es von ihnen gemeint gewesen, und weil ja die Frauen so inständig begehrt haben zu wissen, warum dieß geschehen seh, so haben gemeldte Herren unsre Principales uns abgefertigt den Frauen sammt und sonders mit Wahrheit dieses zu vermelden:

1) Weil nunmehro die Marterwoche und Gedächtniß des Leidens Christi herbey käme, darinnen vornehmlich von dem heiligen Sakrament in der Kirchen gelehret und gepredigt wird, als hätte man die Frauen christlich und treulich vermahnen wollen, wie es denn hiermit durch unsere Personen noch geschehet, daß sie sich dazu willig und fleißig einstellen und finden lassen wollen.

2) So wird gebethen, daß auf bevorstehendes Osterfest sich die Frauen auch sämmtlich einstellen und wildreich erzeigen wollen, weil des Hrn. Pfarren Accidentien bey noch so geringer Anzahl der Bürger allhier gar schlecht wären.

Auf solches des Stadtschreibers gethanenes Anbringen wollte es Herr Magister Daniel, der Tischler, noch besser machen, und sprach: „Meine großgünstige Frauen, die Frauen wollen es nicht anders verstehen, als daß es von uns nicht anders gemeinet gewesen, als freundlich zu unterreden und gar keine Gewalt anzuthun. Denn meine Herren als ein E. E. Hochweiser Rath haben nicht einen henken zu lassen, man habe ihn denn. Auf solche leichtfertige unbesonnene Reden, die doch ganz und gar nicht zur Sache dienten, ja Herr Rümer und Herr Notarius ihn auch selbst darüber alsobald anstießen, ward von gesammten Weibern ein groß Gelächter und Getümmel; schrieen: Ja, ja, so hören wir wohl, sie wollen uns henkermäßigen Leuten vergleichen, ihr seyd selber solche Gesellen unter einander. O ihr ehebrecherischen Schelmen! ihr Kornschälke! ihr Wolldiebe! darauf schrie die Königsrichterinn: stille, stille, ihr Weiber, und sprach zu Meister Danielen: „Hört lieber Schwager ihr verstehts nicht, seyd auch viel zu wenig, uns wider unser Gewissen zu handeln, zu zwingen. O wie wird euch Gott strafen, und meinen Mann mit, der so öffentlich wider sein Gewissen handelt. Euer bieder lieber Vater Seliger ist ein stattlicher lutherischer Geistlicher gewesen, der hat euch was anders gelernt. Jetzt sprecht ihr, ihr seyd gut katholisch, zu euren Schelmstücken braucht ihr es; wenn ihr voll seyd, redet ihr selber schandlos genug von der Mutter Gottes, und wenn ihr zu euren Huren geht, heißet ihr euch selbst nicht anders als Marienbrüder. O wenn man euch eures, was ihr von euren Aemtern und dessen Gewinn, so ihr von gemeinen Stadtgütern macht, und doch alles wieder verfresset und versaufet, abschaffen würde, daß

ihr wieder Hobelspäne machen und tapfer arbeiten müßtet, daß euch die Haut rauchte, o wie bald würdet ihr das Pabstthum wieder ausschwitzen. Daß euch Gott schände. Nimmermehr sollt ihr uns katholisch machen, ihr werdet noch darüber gehenkt werden."

Die Frau Bürgemeisterinn sagte: „habt ihr sonst nichts mit uns zu reden, so hätte es wohl der Pfarr auf der Kanzel thun können, und man habe uns darüber nicht einsperren dürfen. Ich lasse mich dergestalt nicht zur Kirchen zwingen, bey unsern vorigen evangelischen Pfarrern und Predigern bin ich mit großer Freude zur Kirchen gegangen, habe Trost aus Gottes Wort darinnen bekommen, jetzt werde ich nur noch mehr darinnen betrübt und geärgert, daß es Gott im Himmel zu klagen ist; den Opferpfennig anbelangende, steht einer jeden frey, wer es zu geben hat der mag es geben." Hierauf schrien die andern Weiber überlaut: „Ja einen Teufel wollen wir den Pfaffen auf den Kopf geben." Die Herren Abgesandten erschracken über solche Reden, baten um einen Abtritt, sagten sonst kein Wort, und gingen davon.

Als nun die Herren Abgesandten beim Königsrichter wieder angekommen, war der Pfaff und die andern Herrn schon wieder aus einander gegangen, thaten ihre Relation und gingen auch nach Hause. Die Weiber waren nun gleichfalls ihres Arrests entledigt, dem Königsrichter stiegen aber die Sachen trefflich zu Kopfe und nahm es zu Herzen, wie ihn seine Gedanken so schändlich betrogen, und zu seinem ewigen Spott gerathen und ausgelaufen war, ging

in der Stube auf und ab, murmelt mit sich selbst, letzlich sagt er: gebt mir was zu fressen. Als der Tisch gedeckt und von seiner Magd und Kindern aufgetragen war, eine Schüssel voll Krebse und ein Stück Weißbrodt und Käse, auch Butter, erzürnte sich der gute Herr Dominus dermaßen heftig, nimmt Anfangs das liebe Brodt, dann die Butter mit der zinnernen Buttermulde, und wirft es zum Fenster hinaus auf den Markt. Die Krebse auch alle in der Stube herum, greift auch nach der Wurst, so auch auf dem Tische stand, welche die Kinder hungershalben wohl gemocht hätten, weil sie damals den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten, ja er war dermaßen ergrimmt, daß er aus der Stube hinaus lief, zerschlug Schüsseln und Tiegel, und alles was ihm nur unter die Hände kam, daß darüber ein Zulauf von Nachbarn wurde; lief darnach ins Stübel hinauf, und hielt ein groß Geschrey und Wesen, bloß mit sich selbst, als wenn alles voller Leute wäre. Den andern Tag stand er früh auf, verreiſete, und trug das Amt Doktor Melchern auf, und ruheten selbigen Tages diese Herren aus, bis gegen Abend, da rief der Pfarr den Stadtknecht zu sich, und befahl ihm: daß er in seinem und Doktor Melchers Namen als Vicekönigsrichter, auf morgen früh bald nach der Messe, die Frau Bürgermeistern und die Frau Geneußin zu ihm auf den Pfarrhof fordern solle. Das verrichtete der Stadtdiener, die Bürgermeistern gab zur Antwort: „Ja, ja, ich will kommen, will aber solches zuvor meinem Herrn sagen.“ Als er aber zur Frau Geneußin kam, und es ihr auch anmeldete, war gleich ihr Eidam, Herr Melchior Kreller — der hernach Bürgemeister worden, — bey ihr, der gab Antwort: höret ihr, ist

der Pfaff und Doktor Melcher eure Herren, oder sind sie meiner Frau Schwiegermutter Herren? sprecht, daß sie nicht komme, es schaffe es denn ihr Herr Burgermeister. Solches sagte hernach der Stadtknecht dem Burgemeister, der besann sich zwar etwas darüber, sprach doch darauf, meinethalben ich bin es zufrieden, daß man mir nicht Schuld geben darf.

Des Morgens, als Freitags um die angeordnete Stunde, ging die Frau Burgemeister hinauf. Die Frau Königsrichtern, welche doch nicht erfordert war, auch, mit der Frau Geneußin. Da fing der Pfaff an, aufs freundlichste mit ihnen zu reden, und bat sehr höflich sie sollen sich doch bequemen und die heilige allein selig machende katholische Religion annehmen, wie ihre Herren auch gethan hätten. Sie würden sehen, wie sie sich so wohl dabey befinden, und wie wohl es ihnen ergehen würde. Darauf gaben die Frauen bald zur Antwort: Nein, wir sind von unsern Aeltern und vorigen Predigern was anders und beßres unterrichtet worden, dabey befinden wir uns gar wohl, in eure Religion können wir uns nicht richten, wir begehren es auch nicht. Darauf sagte der Pfarrer: Behüte Gott; die Frauen schweigen stille von solchen Reden; Sie kommen doch nur zur Kirchen, oder, wo sie Kummer und Bedenken tragen, zu mir, wie sie wollen, ich will sie gewiß fleißig unterrichten, daß sie es wohl fassen können. Die Frauen gaben zur Antwort: Nein, der Herr darf sich unsertwegen keine Mühe machen, wir thuns nicht. Es sprach der Pfaffe: so geben die Frauen doch gute Exempel, und gehen zur Kirchen und zur Messe, und ärgern nicht etwan andere welche sich schon erklärt haben, wenn die Frauen gingen, so wollten sie auch

gehen. Die Frauen antworteten: Aber wir thun's nicht, wir begehren auch niemanden zu wehren; es sind Gewissenssachen, darüber hat Niemand als Gott zu herrschen. Als nun der Pfaffe sahe, daß es alles vergebens war, und er gar nichts ausrichten konnte, bat er: ey, ey! sprechen sie doch nur wider die andern Frauen und Weiber, sie hätten sich 14 Tage Frist ausgebeten und auch verlangt. Darauf antworteten die Frauen fast im Zorne: nein lieber Herr! wir haben von unsern Eltern nicht lügen gelernt, wir wollens von euch auch nicht lernen; wir bitten, ihr wollet unser verschonen und gingen davon.

Die Frau Königsrichterinn redete dießmal wenig dazu und gab nur gleichsam einen Beistand ab. Indem aber die 3 Frauen beim Pfaffen waren, funden sich indessen in so schneller Eil, mit großer Verwunderung, eine große Menge Weiber, viel mehr als jenesmal, zusammen. Solches nahm Herr Schwob Franze in Acht, kam eilend und keichend zum Burgemeister gelaufen, sagend: Herr, ich bitte euch um Gottes Willen, habt ein Einsehen, und schafft dem Pfaffen die Händel mit den Weibern ab; es seyn deren wieder eine große Menge beisammen, daß die ganzen Brodbänke und alle Häuser in der Kirchgasse voll seyn. Ja sagt er: helf mir Gott, sie erschlagen uns mit sammt dem Pfaffen; ich laufe davon.

Der gute Burgemeister lag so krümm und lahm zu Bette, daß er weder Hand noch Fuß bewegen konnte, und erzürnte sich heftig, schickte eilends nach dem Pfaffen, und sagte es ihm ziemlich deutsch, was er vor Händel anfinge, dergleichen sonst in keiner Stadt gehöret worden; er wolle bald einen Bothen

ins königl. Amt schicken, um die Sachen ihro Gnaden zu melden, würde ihm auch irgend von den Weibern einige Ungelegenheit machen, wolle er entschuldigt seyn. Darauf fing der Pfaffe an: „Ey, meines Herr Burgemeister, der Herr erzürne sich nicht also; ich sehe, daß ich von dem leichtfertigen Manne Doktor Melchern betrogen bin, und er die Sachen ganz anders berichtet, als ich itzt befinde, ich bitte, der Herr halte den Bothen zurück, und lasse den Weibern andeuten, daß sie wieder von einander, und nach Hause gehen, es soll gewiß nicht mehr geschehen, was geschehen ist, dessen ich den Herrn hiemit versichere.

Dieses, als es die Weiber hörten, auch daß ein mehreres nicht als wie obgemeldet mit den drey Frauen vorgangen wäre, waren sie auch zufrieden gingen heim und legten ihre Schauben und Gewehr ab, jedoch nicht weit von sich, daß die solche im Falle der Noth bey Tag und Nacht an der Hand hätten.

Das

Buch des Scharfrichters.

Enthaltend:

geschichtliche Missethäter- und Gespenstererzählungen

aus dem

alten Wien bis in die neue Zeit.

G. C. E. Meyer
Langerhof
BRAUNSCHW.

Aus den hinterlassenen Schriften des bekannten Antiquars Franz Gräffer vermehrt herausgegeben.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Wien und Leipzig 1862.

Druck und Verlag der typogr.-liter.-artist. Anstalt

(C. C. Zamarski & C. Dittmarsch.)

1926.3153.72

Einleitung.

Es war gerade vor zehn Jahren. Man hatte im Monate October 1852 den Herausgeber der „Oesterreichischen National-Encyclopädie," den Literaturmohikan Franz Gräffer, Verfasser der werthvollen und mit köstlichem Humor geschriebenen Alt-Wiener-Memoiren, Genrestücke ꝛc. begraben. Kein Leichenstein zierte die Ruhestätte des Mannes, der aus dem hiesigen Lazarethe zu Grabe getragen worden war, nur sein ihn hochverehrender Schüler und Freund, der Schreiber dieser Zeilen, im Vereine mit dessem alten langjährigen treuen Diener Johann Herrmann (unter dem Spitznamen „die kleine Auster" stadtbekannt) waren es allein, die ihm ein Kreuzchen auf das Grab gesetzt.

Nach dem Tage der Aufstellung desselben besuchte mich eine Frauensperson — die Tochter des Verblichenen.

„Lieber Herr B.," sagte sie mit thränenden Augen, „Sie und der kleine Johann haben meinem Vater die letzte Ehre erwiesen. Ich weiß nicht, wie ich am Besten dankbar sein kann. Nehmen Sie Alles, was ich zu thun vermag. Hier" — damit zog sie aus der Verhüllung des Trauertuches ein Paquet hervor — „hier das einzige Manuscript, welches der Selige noch hinterlassen. In den Händen seines Freundes ist es gut placirt und kann vielleicht zur Veröffentlichung, die ich gänzlich Ihnen überlasse, dienlich sein."

Ich öffnete das Papier und fand

Das Buch des Scharfrichters.

Es versteht sich von selbst, daß ich das Mädchen anständig entschädigte, mir vorbehaltend, von dem werthvollen Manuscripte beliebigen Gebrauch zu machen.

Ich habe lange Jahre an dessen Vervollständigung und Vermehrung gearbeitet und biete es nun dem P. T. Publikum, hoffend, dieses wird mit demselben Interesse, mit derselben spannenden Begierde wie ich, das Buch lesen. Es ist kein trockenes historisches Memoriale, sondern in pikantester Weise als Unterhaltungslectüre geschrieben, bildet sogar eine hübsche Lesebibliothek und

wurde aus dem reichhaltigen Schatze meiner langjährigen Forschungen auf dem Gebiete der alten Wiener Stadtgeschichte ergänzt.

In den ersten Bänden bringen wir folgende Erzählungen:

Der Leichensämann, an dem sich ein Henker ehrlich köpft.

Die Todtenuhr des Goldwechslers.

Der Räuberhauptmann und das Skelet.

Der portingalische Capitän und der Mord des sogenannten schönen Kämmerers.

Mohr Bock und der Lakaientumult in Wien

nebst einer großen Anzahl anderer, welche hier anzuführen der Raum nicht gestattet.

Es wird sich aus dem vorliegenden Werke ein höchst interessantes lebensvolles Bild der alten Gerichtspflege in Wien, in jeder Abtheilung eine getreue pikante Schilderung der jedesmaligen Zeitperiode entwickeln und somit das Ganze nicht blos zur angenehmen Unterhaltung dienen, sondern durch

Schilderung der historischen Persönlichkeiten, Begebenheiten und Sagen auch in geschichtlicher Hinsicht von bleibendem Werthe sein.

Moriz Hermann.

I. Band.

Der Leichensämann, an dem sich ein Henker ehrlich höpft.

Erstes Kapitel.

Die „Lanzettenritter" in den Katakomben der Stefanskirche.

Unter dem Worte Katakomben bezeichnet man unterirdische Grotten, Felsenhallen, Gewölbe, welche anfangs durch Steinbrüche entstanden sind, später als Begräbnißorte benützt wurden und insbesondere seiner Zeit bei den Verfolgungen der Christen zu deren Sammelplätzen dienten, wo sie heimlich ihren Gott anbeteten.

Die Stefanskirche hat auch solche Katakomben, welche von jeher zur Beinstätte dienten, ein unterirdischer Bau, der drei Stockwerke zählt, deren letztes seit langer Zeit vermauert und wohin zu dringen untersagt ist.

Zu der Zeit, wo unsere Erzählung spielt, war der Besuch der Katakomben nicht verboten, indeß nicht ohne Gefahr.

Es war um die Mitte des Monats Februar im Jahre 1678 als sich ein Fremder zum Besuche der Katakomben unter der Stefanskirche meldete und von dem Meßner bereitwillig dahin geleitet wurde.

Der Besucher schien ein alter Mann zu sein, hinkte auf einem Fuße, gehörte aber augenscheinlich den besseren Ständen an, denn seine Kleider waren von werthvollen Stoffen verfertigt. Sein Gesicht war indeß unangenehm anzuschauen, sein Auge blickte hinter den buschigen Brauen heimtückisch hervor, der dichte Haarwuchs und weiße Vollbart schienen eigens gemacht, um die Züge zu verstellen: Aber freigebig war er, denn gar schöne Silberstücke glitten aus seiner Hand in die des Führers, damit dieser willig und geschwätzig all sein Wissen auskramen möge.

Und an keinen besseren Cicerone hätte sich der Fremde wenden können, denn der Meßner war in Folge zahlreicher Wandergänge in der Todtenstadt unter der Stefanskirche wie zu Hause und wußte die seltsamsten Dinge zu erzählen.

Am Eingange empfing den Gast der Todtengräber des Stefansfreithofes mit seinem Weibe, welche beide Fackeln trugen und — für den Fall des Erlöschens derselben — mit Zündstein und Schwefelfaden versehen waren.

Die grauenhafte Wanderung begann. Noch leidlich schritt man im ersten Stock einher, aber weiterhin begegnete man Schwierigkeiten. Die Luft war dergestalt mit Modergeruch erfüllt, daß es einem den Athem verlegte, jeden Augenblick stolperte man über zusammengeschüttete Todtengebeine, an denen gar oft noch das eingetrocknete Fleisch sichtbar war. Ganze Gerippe, von der Fackel beleuchtet, schienen Leben zu bekommen und den Besucher entsetzlich grinsend willkommen zu heißen.

Im dritten Stockwerke tief angelangt, stellte sich der Fackelträger neben einen Pfeiler, der ein grob ausge-

hauenes Crucifix trug, und als er mit der Fackel darauf leuchtete, wies sich plötzlich ein riesiges Skelet. Das Haupt bedeckte ein offener Helm, der Leib war in ein gelbes Koller gehüllt und ein schwarzer Harnisch verhüllte die Brust.

Diese schauerliche Figur war der sogenannte „eiserne Mann" oder der „Schwedenoberst" *). Er mußte im Leben sehr groß gewesen sein, da noch jetzt seine zusammengesunkene Gestalt über eine Klafter maß. Das Gesicht war zur Erde gesenkt und die Arme hingen schlaff herab.

Der hinkende Fremde betrachtete das Skelet nachdenkend.

„Ist es erlaubt, zum Andenken an meinen Besuch ein Stückchen von dem gelben Büffelwamse da abzuschneiden?" fragte er sodann.

„Das geht nicht an," erwiderte der Führer. „Es muß unser schönes Exemplar unangetastet bleiben, denn wen hätten wir sonst den Fremden als Wirth des Todtenhauses vorzustellen?"

Der fremde Besucher wechselte die Farbe. Als seine Augen sich zufällig in die Höhe wendeten, erblickte er eine Gruppe von Leichnamen, welche sich wie drohend gegen die Besucher richteten. Besonders gräßlich war es anzusehen, wie der Vordermann seinen entfleischten Arm beutesuchend weit vorgestreckt hielt. In der Hand des Gerippes glänzte eine stählerne Lanzette.

---

*) Er befand sich wirklich in schwedischen Diensten; wurde, als Torstensohn vor Wien stand, in der Brigittenau gefangen genommen und starb in Wien an seinen empfangenen Wunden.

„Kurios, kurios!“ ſagte der Führer. „Das habe ich noch nicht geſehen.“

„Das erſte Zeichen der Ritter!“ dachte ſich der Fremde. „Ich bin an Ort und Stelle.“

An der Wand gegenüber ſtand ebenfalls ein Gerippe, gebeugt, in Weibskleidern, auf Krücken geſtützt und einen Stock, wie drohend, ſchwingend.

„Wahrhaftig, Nummer zwei!“ murmelte der Fremde.

Er betrat das nächſtliegende Gewölbe, in welchem ein leerer Sarg aufgerichtet ſtand. Daneben befand ſich ein ſchmaler Gang.

„Das dritte Zeichen, mein Ziel iſt erreicht.“ Und er wollte weiter vordringen.

„Um des Himmels Willen, zurück, Herr!“ rief der Führer. „Wenn Ihr einen Schritt weiter geht, ſeid Ihr des Todes. Da hinten gähnt ein bodenloſer Abgrund.“

„Ich weiß es, ein mir theuerer Anverwandter ſtürzte da hinab und ich bin gekommen, an dieſem ſeinem Grabe zu beten. Laßt mich hineintreten und wartet hier auf mich durch eine Stunde. Theilt indeß dieſe Gabe.“

Ein Beutel mit Silberlingen fiel auf den moderigen Boden, auf den ſich ſogleich die Führer ſtürzten.

Der Fremde wagte ſich nun in den Gang hinein, der niedriger wie die anderen gewölbt war und zog aus dem Rocke eine Blendlaterne hervor, die er mittelſt eines Schwefelfadens anzündete.

Aus einer Niſche trat nun plötzlich ein vermummter Mann, den Degen in der Hand und ſetzte ihm denſelben auf die Bruſt.

„Zurück!“ flüsterte er. „Es ist hier zu finster, um zu sehen.“

„Ich bringe das Licht mit!“ erwiderte leise der Fremde.

Der Bewaffnete zog sich zurück und der Fremde eilte rasch vorwärts bis zum Ende des Ganges, wo ein Kreuz emporragte. Hier blieb er plötzlich stehen, denn hinter dem Kreuze erhob sich abermals ein Bewaffneter, dessen kalter Stahl seine Brust berührte.

„Ich komme zum Kampfe,“ sagte der Fremde.

„Mit welcher Waffe?“ fragte der Wächter.

„Mit der Lanzette.“

„Losung richtig.“

Der Wächter trat zur Seite und ließ den Unbekannten vorbeigehen, der sich links wendete und da plötzlich vor einem schauerlichen Abgrunde stand. Glücklicherweise führte eine Art fliegenden Steges über denselben, welchen der Fremde nun furchtlos überschritt und zu einem Pförtlein gelangte, an welches er dreimal klopfte.

„Wer kommt hier?“ frug es von innen.

„Ein Freund der Pestjungfrau!“

Die Thüre ging auf und der Ankömmling trat in ein Gemach, dessen unheimlicher Anblick das Blut in den Adern wohl erstarren machen konnte.

An dem Fremden merkte man indeß nichts dergleichen.

Die Wände rings herum waren mit Todtengebeinen, äußerst kunstvoll geschlichtet, vollgelegt. Mitten stand eine große runde Tafel, um welche sich eine Anzahl von dreizehn Stühlen befanden, die aus menschlichen Gebeinen geformt waren. Der Tisch war mit einem schwarzen Tuche, an

den Enden mit weißen Todtenköpfen ausgelegt, bedeckt und hatte in der Mitte einen kreisrunden Einschnitt, aus dem eine ebenfalls aus Schädeln und Händen gebildete Säule emporragte, die als Girandole diente. Es hielt nämlich jeder Arm einen ausgehöhlten Schädel, der mit Oel gefüllt und mit einem brennenden Dochte versehen war.

Auf der Tafel stand ein Kästchen aus schwarzem Ebenholze, ferner war dieselbe mit Schreibzeug, Pergament und Actenstücken belegt.

Rings herum saßen zwölf Männer in schwarzen Mänteln, die Gesichter mit weißen Masken bedeckt. Es herrschte Grabesstille, nur zeitweise erklirrte unter den Verhüllungen eines der Schwerter, mit denen die Versammelten bewaffnet waren.

Rasch trat der Fremde ein und nahm auf dem dreizehnten Stuhle Platz.

„Ludwig oder Leopold?" fragte ihn sein Nachbar.

„Vive la France!" war die Antwort.

„Da die Versammlung vollzählig ist," fuhr der Sprecher fort, „können wir beginnen. Meine Ritter, die Zeit des Wartens ist vorüber und es muß bald die Stunde der That schlagen. Deßhalb ist es nöthig, daß eine feste Hand die Zügel der Herrschaft ergreife und unser Führer sei. Die Lanzettenritter bedürfen eines Oberhauptes. Schwört demselben blinden Gehorsam."

„Und wer soll dieses Oberhaupt sein?" frug der neue Ankömmling.

„Sein Erscheinen wird zur rechten Zeit erfolgen. Schwört nur."

„Wir schwören!“ riefen sich erhebend Alle, mit Ausnahme des Fremden, der stumm auf seinem Platze sitzen blieb.

„Was ist das? — Ein Verräther! — Er will nicht schwören? — Haut ihn in Stücke!“ so ertönte es von allen Seiten, und zwölf Dolche funkelten im Lichte des schauerlichen Candelabers.

„Zurück, Ihr Thoren!“ rief der Fremde herrisch, und warf seinen Mantel ab.

Ein Blick auf seine Brust machte die Bundesmitglieder auf die Kniee sinken.

Der Unbekannte trug auf derselben ein silbernes Schild, auf welchem eine Vase, aus der französische Lilien sproßten, zu schauen war, welche einen doppelköpfigen Adler zu Boden drückte. Rund herum standen mit Gold eingelegt die Buchstaben A. E. I. O. U.

„Der verheißene Großmeister!“ so rief es aus Aller Munde.

„Ja, ich bin euer Führer. Die Buchstaben sagen es Euch. Sie bedeuten aber nicht den österreichischen Wahlspruch: Austriae est imperare orbi universo, alles Erdreich ist Oesterreich unterthan, sondern sie wollen sagen: Austriae est ira orbis universi, Aller Welt Aergerniß Ist Oesterreich, und bald soll es heißen: Auf Ewig Ist Oesterreich Vernichtet.“

Unter allgemeinem Jubel riefen die Bündner: „Es lebe Frankreich!“ Dann erhoben sie sich.

„Nun hört!“ fuhr der Großmeister fort. „Ich brauche Euch kaum den Gang der Zeitgeschichte auseinander zu setzen. Ihr wißt, unser allergnädigster König Ludwig der

Vierzehnte von Frankreich hat mit dem römisch-deutschen Kaiser Leopold dem Ersten vor wenigen Tagen den Frieden von Nymwegen geschlossen. Nichtsdestoweniger ist unserem Regenten die Heiligkeit des Vertrages nicht Ernst, denn er behält noch immer mehrere Städte, die er abtreten sollte, besetzt, vereinigte mehrere, dem deutschen Reiche zugehörende Gebiete in Elsaß mit seinem Lande, und ließ sogenannte Reunionskammern errichten, welche das Anrecht der Franzosen auf die benachbarten deutschen Ländereien zu prüfen haben. Auf diesem Wege sind bereits Straßburg, Trier, die Pfalz und andere Landschaften vom deutschen Reichskörper, auf dessen Schwächung der König es absieht, losgerissen. Es handelt sich aber darum, daß dies ungeahndet bleibe, und so hat der König von Frankreich sich insgeheim mit den ungarischen Mißvergnügten in Verbindung gesetzt, und unterstützt dieselben thatkräftig, um den römischen Kaiser vollauf zu beschäftigen. Bei alledem ist aber unser König noch viel zu großmüthig, und es haben daher seine Minister mehrere Kundschafter in verschiedenen Verkleidungen durch alle Lande gesendet mit dem Auftrage, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die Unzufriedenheit zu steigern, und den Herd des Aufruhrs womöglich nach der Haupt- und Residenzstadt Wien zu versetzen. Leider scheiterten die Bündner hier an dem verflucht guten Geiste, der stets die Bewohner für das Kaiserhaus beseelte, und wir müssen zu außergewöhnlichen Mitteln greifen. Wir verbinden uns mit dem Aberglauben und mit — der Pest. Gelingt es uns, diese Letztere auf das christliche Gebiet aus der Türkei herüberzuschmuggeln, so ist die

Anarchie unausbleiblich. Dem ungarischen Volke bringen wir den Wahn bei, es hätten die Deutschen die Seuche heraufbeschworen, um die Magyaren mit Stumpf und Stiel auszurotten, und die Beute fällt in des Fuchses Hände. Dies also sei unsere Aufgabe, die wir bereits theilweise begonnen haben. Darum rufe ich: Aux armes!"

„Zu den Waffen!" jauchzten Alle.

Der Großmeister nahm das Ebenholzkästchen vom Tische. Auf dem Deckel befand sich eine silberne Platte, welche die Worte trug: „Aux armes." Er zog einen silbernen Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit demselben das Kästchen.

Es enthielt dreizehn stählerne Lanzetten.

„Hier seht Ihr eure Waffen." Er reichte jedem Mitgliede eine Lanzette, nahm sich die letzte und fuhr dann fort: „Von heute an sei es für die Lanzettenritter kein Geheimniß mehr, warum sie diesen Namen tragen, und was man von ihnen fordert. Bewahrt diese Waffe wohl, Ihr habt seiner Zeit mit ihr die Pest einzuimpfen. Für den Stoff werde ich dann Sorge tragen. Es braucht nur einen kleinen Ritz in das Fleisch eines Menschenkindes, und die gräßliche Seuche beginnt hier schonungslos und unerbittlich zu wüthen. Wir treffen uns zuvor nochmals in den Katakomben, und ich werde Euch entbieten lassen. Bis dahin Ruhe, und Gehorsam den Befehlen, die Euch meine Vertrauten überbringen werden. Für heute geht, begebt Euch einzeln nach Hause und entschlummert in Frieden, denn ich allein, ich wache."

Die Lanzettenritter entfernten sich schweigend. Nur Einer aus ihnen, derselbe welcher zuerst gesprochen, blieb zurück, und nahm seine Larve ab.

„Ihr seid es, Prinz Dachem?“ rief der hinkende Unbekannte.

„Ihr kennt mich? Dann müßt Ihr der Agent Roger Acacia sein.“

„Ich bin es,“ erwiderte der Fremde und nahm seinen Vollbart ab, ging auch rüstigen Schrittes im Gemache auf und ab.

„Hast Du Dich deines Auftrages entledigt?“ fragte Roger.

„Noch nicht, aber morgen Abend werde ich mit dem Todtengräber des Stefansfreithofes mein Spiel beginnen.“

„Er steht draußen mit seinem Weibe. Ich wählte absichtlich diesen Weg um hieher zu kommen, während die andern Ritter durch den Keller des Nachbarhauses gingen. Mein Silber sollte die Leute blenden, und sie zu meinem blinden Werkzeuge machen. Vollführe Du morgen das Uebrige. Es ist nun auch für uns Zeit zu gehen.“

Der mit dem Namen „Prinz Dachem“ angesprochene Bündner entfernte sich, der Agent nahm seinen falschen Bart vor, und kehrte den ersten Weg zurück, wo er die Führer traf, die noch immer im Streite um die Theilung begriffen waren.

Gebieterisch winkte er ihnen zu, ihr Amt aufzunehmen und hinkte den Weg zurück, ohne mehr ein Wort zu sprechen.

Zweites Kapitel.

Todtengräber und Henker.

Am nächsten Tage Abends hatte die Glocke eben die neunte Stunde geschlagen, als in das unheimliche Häuschen des Todtengräbers am St. Stefansfreithofe (der damals hinter der Kirche gerade an der Stelle lag, wo jetzt die Meßnerwohnung mit den vier Bäumen steht) dessen Bewohner, Todtengräber Michel Unkner trat.

Mürrisch schüttelte er den Schnee von Hut und Mantel und setzte sich auf die Ofenbank, neben seine alte häßliche Ehefrau, Anna Maria mit Namen, welche das Geschäft einer Leichenwäscherin im Spitale zu besorgen hatte.

Das Ehepaar stand in keinem guten Rufe. Der Mann war seiner Zeit ein arbeitsamer Handwerker gewesen, aber von zahlreichen Unglücksfällen verfolgt, ergab er sich dem Trunke, wirthschaftete vollständig ab, und war froh durch Protection des Pfarrers die Todtengräberstelle erhalten zu haben. Aber auch hier blühte kein Segen. Unfriede und Zwietracht herrschte im kleinen Raume, und kein Tag verging ohne Zank und Streit. Wie konnte heute eine Ausnahme gemacht werden?

„Nun, hast Du wieder in der Schenke heute und gestern Alles verspielt, was die Großmuth des fremden Kirchenbesuchers uns gespendet?“ fragte nach einigem Schweigen die Alte.

„Albernes Geſchöpf!“ entgegnete Michael. „Hat ſich was zu verſpielen mit den elenden paar Silbergroſchen, die auf meinen Theil fielen. Was haſt Du mit den deinigen gethan? Doch was frage ich; deine rothe Naſe zeigt hinlänglich den wohlweiſen Gebrauch, den Du von deinem Verdienſte machſt.“

„Das heißt alſo, wir beſitzen keines mehr einen Pfennig von dem Erworbenen. Macht endlich auch nichts. Das heutige Unwetter bringt uns wieder Arbeit.“

„Meinſt Du, Närrin? Bei ſolchem Hundewetter wagt ſich keiner der Spießbürger auf die Gaſſe. Und zuletzt, wie viele können denn ſterben? Das macht den Kohl nicht fett. Aber eine große Krankheit, die hülfe uns auf die Beine. Leider regt ſich nichts, wenn auch das Gemunkel geht, in Ungarn zeigen ſich Spuren der Peſt. Altes Weibergeplauder! Iſt die Frage ob ſie ſich nach Wien zieht, und das wäre für uns die Hauptſache. Wenn uns da die Hölle nicht Hülfe ſchickt, müſſen wir zu Grunde gehen.“

Ein heftiges Pochen an der Thüre ſchreckte die im Geſpräche vertieften Leute auf.

Die Frau ſtieß einen Schreckensſchrei aus, der Mann erbleichte.

Sollte die Hölle ſeinen Wunſch erfüllen wollen?

Die Thüre öffnete ſich und es trat über die Schwelle ein ſchöner Mann, im kräftigſten Mannesalter der Vierziger ſtehend, athletiſch gebaut, gehüllt in einen rothen Mantel, unter dem ein breites Schwert hervorſah.

Nochmals ſchrieen die Eheleute entſetzt auf.

„Was lärmt Ihr so?“ rief der Eintretende. „Kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin froh, bei Euch noch Licht und eine warme Stube zu finden.“

„Ah, Du bist es, Gevatter Schulteis!“ rief der Todtengräber. „Sei mir willkommen.“

Es war der Henker Peter Schulteis aus Oedenburg, ein alter Jugendfreund des Todtengräbers, der nun vollends hereintrat, sein Richtschwert loshäkelte und an den Ofen lehnte.

„Entweder seid Ihr blind oder Ihr fürchtet Euch vor dem Teufel und anderen Gespenstern. Nun, ich bin es mit Fleisch und Blut, friere, wie es bei dem gräßlichen Unwetter nicht anders sein kann und will mich bei Euch mit warmer Speise und gutem Trunke erlaben. — Wie? Ihr schweigt? Ja so, bei Euch ist wieder einmal Schmalhanns Küchenmeister. Nun, das darf Euch keine Sorge machen. Da habt Ihr, Mutter, holt für uns drei, was zu einem guten Mahle nothwendig ist.“

Der Henker legte einige Silberstücke auf den Tisch, welche das Weib ergriff und in die nächste Schenke eilte, um den begehrten Imbiß zu holen. Bald kehrte sie mit voller Schüssel und einem Weinkruge zurück, worauf sich männiglich am Tische niederließ.

Nachdem der erste Hunger gestillt war, begann ein Gespräch.

„Sagt mir doch, Freund Kopfabschneider, Ihr habt gewiß in Wien eine Beschäftigung für den Gevatter Dreibein oder dergleichen. Wem müßt Ihr hier eigentlich an die Kehle greifen?“

„Niemanden, alter Maulwurf. Es gibt für mich diesmal nichts derartiges in Wien zu thun. Aber das will ich, mein unehrliches Leben ehrlich machen, nicht mehr den Schelm vom Berge spielen, sondern ein geachteter Bürger werden."

„Ist denn das möglich?" rief verwundert die Leichnamwäscherin.

„Ja freilich ist's möglich, und daß es so ist, wissen die wenigsten Leute. Kommt auch beinahe nie ein Fall derart vor, denn es gehört gar viel dazu. Ich will es Euch erklären. Nach Landessitte und Gesetz wird von einem Henker, der bereits einhundertfünfundsiebzig Hinrichtungen mit dem Schwerte vollzogen, der Fluch der Unehrlichkeit durch gnädigsten Entschluß des Kaisers weggenommen, welche Majestät ihn ehrlich spricht und ihm darüber eigenhändig unterschriebenen Brief mit Siegel gibt. In diesem letzteren ist bei Todesstrafe Jedermann verboten, dem nun ehrlich gesprochenen Bürger sein früheres Handwerk vorzuwerfen. Seit zwanzig Jahren, wo ich das unleidige Handwerk ausübe, habe ich bereits vor wenigen Tagen den einhundertvierundsiebzigsten Verbrecher mit dem Schwerte, das ich hier bei mir habe, in's Jenseits befördert. Kommt noch eine Hinrichtung dazu, ist die gesetzliche Zahl voll und der Fluch von mir genommen. Ich bin daher nach Wien gekommen, dies einem hohen Gerichte zu melden und zu beweisen, damit wenn der letzte Client expedirt ist, ich keine lange Mühe habe, mein Recht zu finden."

„Also so viele arme Sünder hast Du expedirt? Trau-

riges, schreckliches Brod das! Was müssen für Leute Dir anheimgefallen sein!"

„Je nun, aus allen Ständen, wie's eben kommt. Gar mancher feine Junker wand sich unter meinen Fäusten, zumeist jedoch nur Diebs- und Mordgesindel. Uebrigens von Allen war doch der letzte der gräulichste Bösewicht."

„Wie so? Was hatte der gethan?"

„Er war ein — Leichensämann."

„Ein Leichensämann!? Was ist das?"

„Nun hört, ich will Euch des Mannes Geschichte erzählen, damit Ihr es vollständig begreift. Ich weiß dieselbe aus dessen eigenem Munde."

„Erzählt, erzählt!" rief das Ehepaar und lauschte gierig auf die Worte des Henkers.

„Es war in einer schönen Winternacht als in seinem Häuschen zu Oedenburg der Todtengräber Zacharias Wüllner mit seinem Weibe Elisabeth wie gewöhnlich auf der Ofenbank saß. Aber heute versenkten sich Beide in traurige Gedanken, denn es waren bereits einige Monate verflossen, ohne daß sie einen Kreuzer verdient hatten. Es schien als wollte in Oedenburg Niemand sterben, und das Amt trug dem Manne so wenig ein, daß sie beinahe verhungern mußten. Aus dem verzweiflungsvollen Hinbrüten weckte die armen Leute ein Pochen an der Thüre. Zacharias öffnete und es erschien ein Mann, der augenscheinlich von dem gleichen Geschäfte sein mußte, denn er trug eine Schaufel in der Hand, auf welche er sich beim Gehen stützte. Zacharias fragte nach seinem Begehren.

„Nachbarliche Hilfe brauche ich von Euch," antwortete der Mann, und grinste dabei so häßlich mit seiner Fratze, daß dem Todtengräber von Oedenburg schauerlich zu Muthe wurde. „Ich bin Mathias Ruſt, der Todtengräber von Eisenstadt."

„Ich diene Euch gerne, Herr College, obwohl ich arm bin."

„Desto besser; so thun Euch die paar Gulden wohl, die ich Euch verschaffen kann. Ihr sollt nämlich mit mir nach Eisenstadt. Es sind dort viele Personen gestorben, und ich kann deren Begräbniß nicht allein versehen. Ich theile mit Euch den Verdienst und kann Euch öfter brauchen, denn bei mir ist stets ein gutes Stück Arbeit."

„Ach, werther College, da seid Ihr glücklich. Bei uns hier wäre es nöthig, ich machte mir selbst das Grab, um nur zu thun zu bekommen, denn dieses Jahr ist, sonderbar, noch nie eine so geringe Sterblichkeit vorgekommen."

„Ihr seid ein Narr, denn Ihr könnt es ebenso gut haben wie ich, müßt Euch nur zu helfen wissen. Meinst Du in Eisenstadt stirbt man nicht ebenfalls so ungerne, wie in Oedenburg. Aber ich habe das Mittel die Leute dazu zu zwingen. Doch davon später, komm vorerst mit mir, und nach geschehener Arbeit sollst Du erfahren, wie man es zu machen hat."

„Zacharias ging mit und half dem Mathias seine Todten begraben, welcher Letztere sich bereitwillig für die Hilfe bedankte, und ihm die Hälfte der Einnahme gab. Bevor sie schieden sagte er: „Zum Schlusse will ich Dich mit dem Mittel bekannt machen, durch welches Du dein

Geschäft zum Blühen bringen kannst. Nimm hier dieses Gefäß, es befindet sich darin Erdreich von meinem Friedhofe. Diese Erde streuest Du auf deinen Gottesacker, auf die Kirchstege, in alle Gassen, mit einem Worte überall hin, wo viele Leute gehen. *) Dann brauchst Du auch den Leichnam eines Kindes, welches nicht über acht Wochen alt sein darf. Diesen mußt Du ausgraben, in einem Topfe sieden, und mit dem Wasser begießest Du alle die Orte, welche Du mit der Erde besäet hast. Mit dem Wasser fülle auch die Weihbrunnen in der Kirche. Die Wirkung wird Dich zufriedenstellen."

„Der Todtengräber von Oedenburg bedankte sich bei seinem Nachbar und ging nach Hause, wo er seinem Weibe das Ergebniß mittheilte. Diese schauderte vor der Unthat zurück, flehte ihn an, diesem fluchwürdigen Beginnen keine Gewalt über sich einräumen zu lassen, aber der Mann überredete sie zuletzt damit, daß dies das einzige Mittel sei, sie zu retten. Das Weib willigte endlich mit schwerem Herzen ein. Der Zufall war ihnen günstig. In ein paar Tagen starb ein Kindlein, das genau die zu dem gräßlichen Vorhaben nöthigen Wochen alt war. Der Frevel wurde vollführt. In finsterer Nacht schlichen die beiden Eheleute auf den Kirchhof und durch die Gässen, streuten überall die Erde hin, und begossen sie mit dem verordneten Wasser.

Nach wenigen Tagen äußerte sich bereits die Wirkung. Starb vorher gar Niemand, so mehrten sich jetzt die

*) Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts lebte der Glaube in den Bewohnern mancher Provinzen, daß durch die Erde eines Kirchhofes Einfluß auf den Tod eines Menschen geübt werden könne.

Todesfälle in so erschrecklicher Zahl, daß selbst das fluchwürdige Ehepaar sich entsetzte. So arg hatten sie es doch nicht gewünscht. In dem auffallend würgenden Siechthum wollten gelehrte Aerzte — die Pest erkennen. Der Kirchhof vermochte nicht mehr die Leichen zu fassen, man mußte außerhalb der Stadt einen Platz dazu verwenden. Natürlich fiel die große Sterblichkeit auf und man forschte nach der Ursache, die man sogleich zauberhafter Wirkung zuschrieb. Es erinnerten sich einige Leute, daß der Todtengräber von Oedenburg geäußert habe, er wünsche sich nur ein solches Jahr noch, und er würde reich davon werden. Andere behaupteten auch, ihn und sein Weib des Nachts um die Kirche herumschleichen gesehen zu haben, wobei sie verdächtige Dinge trieben. Es waren diese Angaben hinreichend Beide in stärksten Verdacht zu bringen, und man verhaftete sie. Ihr Läugnen nützte nichts. Ich reckte sie auf der Folter, und da gestand erst das Weib, darauf der Mann."

„Ja, und glaubt Ihr, daß es möglich sei durch solchen Spuk eine große Sterblichkeit hervorzubringen?" fragte leuchtenden Auges der Todtengräber des Stefansfreithofes.

„Es ist da schwer eine Meinung zu äußern. Seit Rupert Schlemmer und seinem Weibe Apollonia, welche im Jahre 1562 zu Wiener Neustadt wegen gleichen Verbrechens hingerichtet wurden, ist dies in unseren Landen erst der zweite Fall. Damals, wie jetzt wendete sich der Bürgermeister der Stadt an Seine Majestät den Kaiser. Und in beiden Fällen antworteten die erleuchteten Landesfürsten, daß sie der Ursache der großen Sterblichkeit keiner-

lei Glauben schenkten. Aber sie unterschrieben dennoch das Todesurtheil der Verbrecher, da die That mit der sündhaften Absicht geschah, und es wohl Noth gethan hat, für andere Beutelnstige ein Exempel zu statuiren. Uebrigens hätte es mir schon diesmal gelingen können mich frei und ehrlich zu köpfen, aber der Todtengräber von Eisenstadt, der den andern zur Schandthat verleitete, entging mir dadurch, daß er sich in seinem Kerker erhängte."

„Und somit hat jetzt die Geschichte ein Ende."

„So eigentlich noch nicht. Es fand sich in dem Nachlasse des Todtengräbers von Eisenstadt eine große Summe in Goldstücken vor, die er sich unmöglich mit der Grabschaufel, und hätte diese noch zehnmal mehr zu thun gehabt, erworben haben konnte. Durch seinen freiwilligen Tod entging er den Quästuren, aber man spricht davon, er sei durch Kundschafter eines auswärtigen Herrschers mit diesem Golde zu den Sündengängen gedungen worden. Er wollte freilich nichts davon wissen und nahm die Sache auf sich allein, aber wer weiß welche schrecklichen Ende man ihm abgenommen hat. Möglich ist es auch, daß er den Urheber gar nicht kannte. Wird sich ein solcher schwerlich in seiner wahren Gestalt sehen lassen. Das Gold ist ein mächtiges Blendwerk. Doch es ist spät, Kinder, weist mir mein Nachtquartier an, denn morgen muß ich früh auf den Beinen sein."

Der Todtengräber führte den Henker eine Wendeltreppe hinauf in das obere Gemach, derselbe entkleidete sich sogleich und lag bald im festen Schlafe auf dem Bette.

Als der Todtengräber zurückkehrte, traf er sein Weib in tiefem Sinnen auf der Ofenbank sitzen.

„Gold, viel Gold hatte er!" murmelte sie mit bebenden Lippen.

„Gold, viel Gold! Oh, wer es sein Eigen nennen könnte!" rief laut der Todtengräber.

Drittes Capitel.

Der Versucher erscheint.

Während der im vorigen Capitel geschilderten Scene stand vor einem Fensterlein, durch welches man die Wohnstube des Todtengräbers bequem übersehen konnte, ein Mann, in warme Pelze gehüllt, und hatte nicht nur jede Bewegung erlauscht, sondern auch jedes Wort, das gesprochen wurde, vernommen.

Ob ein edler Charakter oder ein Schurke, jedenfalls schauderte ihm mehr vor dem Anblicke der beiden Eheleute, als vor der Kälte. Man konnte sich aber auch nichts Abschreckenderes denken, als das Ehepaar Unkner. Der Kopf des Mannes war vollkommen kahl und von einer gelben Haut bedeckt, die wie polirtes Elfenbein aussah; der Hals lang und mager, das Gesicht von thierischer Häßlichkeit, in dessen Mitte befand sich überdies noch eine zerquetschte Nase; die Augen lagen tief in den Höhlen, und glühten von katzenartigem Glanze. Was seinen Körperbau anbelangt, glich er den Gerippen, die ihn täglich umgaben, so dürr waren seine Glieder. Das Weib hingegen war von

ſtarkem Knochenbau, blond, bleich und fleckig von Geſichtsfarbe, die Naſenlöcher weit aufgeriſſen, den Mund groß mit ſtark aufgeworfenen Lippen, deren Blick zeigte ſich als ein Gemiſch von Wildheit und Liſt. Beide waren in Allem und Jedem einander würdig.

Der Unbekannte überwand ſein Grauen und lauſchte aufmerkſam durch das Fenſter, wobei ſein ohnedies unheimlicher Blick noch ſataniſcher leuchtete, als er folgendes Zweigeſpräch des Ehepaares anhörte.

„Wie fandeſt Du die Erzählung des Henkers, in Betreff des Leichenſämanns?" fragte das Weib.

„Je nun," antwortete der Todtengräber, ſeine leichenhafte Fratze noch mehr verzerrend, „der Kerl muß hübſch unvorſichtig geweſen ſein, da er ſich auf dem Zaubergange belauſchen ließ. Käme uns ein ſolcher Goldvogel, der würde beſſer zufrieden ſein."

„Woher ſoll einer kommen? Wir armen Teufel haben kein ſolches Glück!"

„Wer weiß. Es iſt kaum zu glauben, daß die Affaire mit den ungariſchen Todtengräbern zu Ende iſt. Die Leute müſſen ſich doch jetzt andere Helfershelfer ſuchen."

„Und wenn ſie ſich an uns wendeten, ſollen wir ihnen zu Dienſten ſtehen?"

„Das müßte doch wohl noch überlegt werden. Wer weiß ob es nicht beſſeren Lohn trüge, ſo ein Kerlchen feſt zu halten. Die kaiſerliche Regierung würde gut bezahlen."

„Der Galgenvogel aber noch beſſer, und darum wollen wir erſt ſehen; das heißt wenn ein ſolcher Antragſteller kommt, was ich gerade nicht bezweifle."

Ein leises Pochen ließ sich nun vernehmen. Auf den Ruf „herein!“ öffnete sich die Thüre und es übertrat die Schwelle eine seltsame Gestalt, welche sich sogleich ihrer Pelzumhüllung entledigte.

In einen kostbaren Kaftan gehüllt, einen breiten Ordensstern an der Brust, im Gürtel einen von Edelsteinen funkelnden Dolch tragend, zeigte sich ein Mann, anscheinend im besten Alter stehend. Das Gesicht umrahmte ein starker schwarzer Vollbart; die haarlose Stirne bedeckte ein mit dem werthvollsten Geschmeide verzierter Turban, an dessen einer Seite unter einer funkelnden Agraffe eine Reiherfeder schwankte. In den Ohren bimmelte ein Gehänge von werthvollsten Perlen.

Ueberrascht blickten ihn die Eheleute an. Der Fremde setzte sich in den breiten Lehnstuhl neben dem Ofen.

„Gott zum Gruß, Ihr lieben Leute.“

„Was verschafft uns die hohe Ehre, einen so glänzenden Gast bei uns zu sehen?“

„Ihr seid doch wohl Michel Ukner, der Todtengräber des Stefansfreithofes?“

„Ganz richtig, der bin ich, gestrenger Herr. Kann ich Euer Edlen mit etwas dienen?“

„So eigentlich wohl nicht und dennoch. Es handelt sich darum mir Auskunft zu geben, was an dem Gerüchte Wahres sei, daß die Pest im Anzuge ist. Ich bin der Prinz von Dachem und treibe die Arzneikunde zum Wohle meiner Mitmenschen. Es gelüstet mich schon seit Langem die Pest in ihrem wüthenden Treiben zu beobachten und zu bekämpfen. Mich treibt dazu jedoch nicht die Lust

Gold zu verdienen; im Gegentheile ließe ich es mir eine schöne Anzahl Goldfüchse kosten, wenn ich einige Monate in Pestleichen herumwühlen könnte. Also was wißt Ihr von dem Ungethüme?"

„Gestrenger Herr, sehr wenig ist's, was ich melden kann. Sie soll sich bereits in Ungarn zu zeigen anfangen, und man munkelt von Zauberspuk, der sie hervorgebracht haben soll."

Der Unbekannte verzog spöttisch den Mund.

„Lächelt nicht, hoher Herr. Es gibt sicherlich Anzeichen der Pest, die sich durch Erscheinungen der gebietenden Pestjungfrau anmelden. Vorerst sieht man ein blaues Flämmchen durch die Luft fliegen, das plötzlich unzählbare Funkchen wirft, die in die Häuser fallen und dort die Pest einimpfen, die Flamme selbst wird aber deßhalb nicht kleiner. Es traf einst ein frommer Bischof auf ein solches Flämmchen, das er betend beschwor, worauf es stille stand, und ohne sich zu zertheilen in die Erde sank. Noch jetzt zeigt man an dem Hause, an der Stelle wo es Halt gemacht haben soll, einen Strich, der zum Andenken gezogen und daneben ein Marienbild gesetzt worden ist."

„Pah, wer weiß was das gewesen ist."

„Ich habe auch in einem kleinen Buche, gedruckt im Jahre 1593 gelesen, daß es ein sicheres Zeichen großer Sterblichkeit sei, wenn kleine Kinder zusammen spielen und eines von ihnen todt sein lassen, und sein Begräbniß mit trauriger Miene feiern."

„Vor ein paar Tagen," nahm die Leichenwäscherin das Wort, „sah ich ein solches Kinderspiel bei einer meiner Colleginnen."

„Mag ſein, mag ſein!“ rief der Fremde. „Ob aber die Wirkung erfolgt? Davon glaube ich kein Wort.“

„Seht, o ſeht, geſtrenger Herr! Wie gräßlich!“ rief plötzlich der Todtengräber, nach dem Fenſter weiſend.

Da bewegte ſich über dem Kirchhofe eine blaue Flamme und gaukelte wie ein rieſiger Irrwiſch herum, bis ſie unter den Gräbern verſchwand.

„Die Peſt iſt da!“ ſchrie Frau Anna Maria entſetzt.

„Macht kein Aufſehen,“ entgegnete der Fremde. „Es iſt nur mein Diener, der mir durch ſeine Pechfackel das Zeichen gibt, nach Hauſe zu gehen. Da ich Euch längere Zeit um Eure Nachtruhe gebracht habe, ſo iſt es nur billig, wenn ich Euch entſchädige. Da ſind zehn Ducaten, vielleicht könnt Ihr mir das nächſte Mal mehr erzählen, und es kommt mir wie geſagt, nicht auf einige hundert lumpiger Goldfüchſe an. Alſo, Gott befohlen.“

Der Prinz nahm ſeinen Pelzmantel um und entfernte ſich raſch.

Das Ehepaar betrachtete noch immer ſtarr die funkelnden Goldmünzen, die auf dem Tiſche lagen.

Endlich löſte ſich die Ueberraſchung.

„Annamiedl!“

„Michel!“

„Was, meinſt Du, ſteckt hinter dem ſogenannten Prinzen?“

„Es iſt der Goldvogel der ungariſchen Todtengräber!“

„I bewahre,“ antwortete ſchlau der Gatte. „Es iſt ein Prinz, ein Dilettant der Arzneiwiſſenſchaft, der die

Peſt bequem hier ſtudiren will, und dem dazu Gelegenheit werden kann."

„Vorausgeſetzt er bezahlt fürſtlich."

„Natürlich. Und was wir uns dann noch verdienen können, in den Häuſern, Du mit deinem Geſchäfte als Leichenwäſcherin, ich als Todtengräber."

„Nicht das allein, das wär's wenigſte. Ich habe weitergreifende Ideen. Wir müſſen reich werden, unmenſchlich reich, und wie wir das anſtellen wollen, wird ſich ſpäter praktiſch durchführen laſſen."

„Eine herrliche Zukunft! Es lebe die Peſt!"

Und mit kreiſchender Stimme ſang Michael:

„Dünkt andern immer die Peſt ein Feind,
Ich lieb' ſie zärtlich wie einen Freund.
Je mehr ſie Tod und Verderben bringt,
Je heller das Gold im Beutel klingt.
Juchhe, die Peſt!

Nach Jahr und Tag noch falle ſie an
Den zitternden Greis und rüſtigen Mann:
Stirbt auch halb Wien, was ſchiert's mich denn,
Steck' ich in Gold nur bis an die Zähn'!
Juchhe, die Peſt!"

„Du haſt Recht," rief das Weib. „Juchhe, die Peſt!"

Das entmenſchte Ehepaar ſuchte ſeine Ruheſtätte und träumte von dem baldigen unermeßlichen Reichthume.

Viertes Capitel.

Pater „Fabelhanns" und die Predigt mit dem Fuchsschwanze.

Es war an einem Montage. In der Augustinerhofkirche stand auf der Kanzel eine hagere knochige Gestalt in der Ordenstracht der Augustinermönche. Die Predigt begann:

„Meine lieben Brüder in Christo! Wir hab'n heut' den Festtag des heiligen Valentin. Der Herr Pfarrer hat mich ersucht, die Predigt so kurz als möglich z'machen. Also hört's mich an. An demselben Tag im vorig'n Jahr hab' ich über den Heiligen, dessen Tag heut' g'feiert wird, bereit's Alles g'sagt, was man über ihn sagen kann. Da ich aber nicht g'hört hab', daß er seit der Zeit was Neues gethan hätt', hab' ich dem auch nichts Neues beizusetzen, was ich damals vorgetragen hab.' Deßwegen — pfirt Euch alle Gott! Amen!" *)

Wir brauchen kaum zu erklären, daß der Geistliche, welcher diese launigen Worte sprach — Pater Abraham a Sancta Clara war.

Er verließ die Kanzel, entledigte sich in der Sacristei seines Habits und trat unter die Thüre des Klostergebäudes, um fortzugehen.

Ein Dienstmädchen kam auf ihn zu.

---

*) Historisch.

„Meine Gebieterin," sagte sie, „die Frau Stadtrichterin Springer, schickt mich her, um zu fragen, ob heute der Pater Fabelhanns *) predigen wird."

„Nein, denn er hat g'rad predigt, aber morgen sag' ihr, soll sie nicht ausbleiben, denn da predigt der Fabelhanns vom Ehebrechen." **)

Das Mädchen entfernte sich verblüfft.

Ein Bote erschien nun und bat um ein Zeugniß über das Absterben eines gewissen Johann Axelberger, der einst des Paters Pfarrkind gewesen.

„Axelberger? Der ist ja unlängst aufg'hängt worden? Kommt's ein Augenblick in mein Zimmer."

Der Pater ging hinauf, nahm einen Bogen Papier, und schrieb darauf: „Ich bezeuge hiermit, daß Johann Axelberger am 20. Jänner 1678 sanft und selig verstorben, wobei gleichwohl zu bedenken ist, daß er bei seinem Ende ein wenig gezoppelt hat." **)

Pater Abraham machte sich darnach auf den Weg. Es begegnete ihm eine stark geschminkte Dame.

„Macht Euch nur mit fremdem Anstrich roth," murrte er laut, so daß sie es hören konnte. „Der Teufel wird es Euch zu seiner Zeit braun genug machen."

Auf dem Schweinsmarkte (heutigen Lobkowitzplatze) küßte ihm ein Schustergeselle die Hand.

---

*) So nannte man den berühmten Prediger allgemein, und man wollte damit ausdrücken, daß er ein Mann sei, der lehrreiche und anmuthige Erzählungen vorzutragen vermöge.

**) Historisch.

„Du biſt es, Lorenz Blaurock? Haſt zwar ein ehrlich's G'ſicht, gleichwohl geht Dir nix von der Hand. Der heilige Lorenz, deſſen Namen Du führſt, iſt auf dem Roſt gebraten worden, hat dannenhero einen ſchweren Roſttag g'habt. Du aber machſt aus dem Roſt-Tag einen Raſt-Tag und heißt nicht umſonſt Blau-Rock, denn Du liebſt nichts mehr als die blaue Farb', ſonderbar den blauen Montag. Aus dem blauen Montag aber wird ein fauler Dinſtag und darauf ein durſtiger Mittwoch, aus dieſem geht ein ſchläfriger Donnerſtag hervor und ſo geht's die ganze Woche durch."

„Hochwürdigſter Herr —"

„Laß nur gut ſein, ich glaub' kein Wort von deinen Entſchuldigungen. Eher g'wöhnt man den Wölfen s'Häulen ab, als Euch Schuſtern den blauen Montag."

Brummend ſetzte Pater Abraham ſeinen Weg fort, wurde aber allmälig heiterer, je näher er dem Ziele ſeiner Wanderung kam.

Er war nämlich in ein Haus in der Kärntnerſtraße eingeladen worden, um ein intereſſantes Schauſpiel, welches die Wiener heute erwarteten, und welches Gegenſtand unſeres nächſten Capitels ſein wird, mit anzuſehen. Vorher wollte man einen Imbiß einnehmen und dem war der joviale Prediger niemals feindlich geſinnt. Von ihm ſtammt ja das noch heute beſtehende Sprichwort: „Eſſen und Trinken halt't Leib und Seel z'ſamm."

Die Familie, bei welcher der berühmte Pater zu Gaſte geladen war, gehörte zu den angeſehenſten der Reſidenzſtadt, iſt indeß ſeither erloſchen. — Graf Ferdinand

Steineck hatte eine einzige Tochter, Charlotte, die Braut eines wackeren österreichischen Degen, des Grafen Hermann Otto von Limburg-Styrum, Oberst-Lieutenant im Baireuth'schen Dragoner-Regimente, eines schönen, jungen, waghalsigen Cavaliers, der eben heute eine Probe seiner Kühnheit und Reitkunst geben sollte. Er hatte nämlich mit dem damaligen englischen Gesandten in Wien, Lord Lexinton, um tausend Stück Ducaten gewettet, daß er die Wegstrecke von Neustadt nach der Residenz auf einem Rosse, in einer Stunde und neunundfünfzig Minuten zurücklegen werde. Vergeblich hatte ihn die holde Braut gebeten, das Wagniß zu unterlassen, Graf Styrum mußte seine vaterländische Kunst der Ehre halber gegen den anmaßenden Fremden aufrecht erhalten und sollte es sein Tod sein. Er blieb unerschütterlich und der heutige Tag sollte um die eilfte Stunde über die Wette entscheiden.

Es war eine Anzahl von Gästen geladen, um aus den Fenstern der gräflichen Wohnung am Kärntnerthore, wo herein der muthige Reiter kommen mußte, denselben zu sehen und zu begrüßen. Vorher wurde ein reichlicher Imbiß servirt.

Die Gäste saßen am Tische und da war es wieder Pater Abraham, welcher die Conversation belebte und eine Fülle der geistvollsten Ideen zu Tage brachte. Man sprach eben vom Türkenkriege.

„Es ist unter andern," meinte der humoristische Prediger, „sehr nothwendig im Krieg, daß man zu Chargen und Aemtern fein tapfere Soldaten auserwähle und einen

jedweden nach Verdienst promovire. Zu glauben ist, daß mancher tapfere Soldat sich wünscht, es möchte unter der Soldateska hergehen, wie im Himmel; denn allda belohnt man einen jeden nach Verdiensten und Meriten. Nichts Schädlicheres ist in einem Kriegsheer, als wenn einem Denari *) und nicht Spadi *), Geld und nicht Courage in den Sattel hilft, als wenn einen das Blut und nicht der Muth hinaufruckt. Noah hatte recht gethan, daß er in seiner Archen die Menschen oben logirte, Ochsen und Esel aber in den untern Stock. Es ist daher gebührend, daß unerfahrne Ochsenköpf' nicht in die Höh' gehören."

„Ihr habt Recht, Herr Pater," nahm Fräulein Charlotte das Wort, „und mein junger Bräutigam hat es bewiesen. Er ist einer der tapfersten Officiere der kaiserlichen Armee, dem man bereits die wichtigsten Posten anvertraute."

„Euer Bräutigam," fuhr Pater Abraham fort, „ist eine Zierde unter den Männern, aber ich tadle sein überschäumendes Blut. Ich haß' nicht Rittertugenden, bin aber von seiner Reitertugend, von der er heut' die Prob' ablegen soll, nicht sonderlich erbaut. Aber Ihr, lieb's Fräulein, seid die Blume der Mädchen in Wien. Ihr seid nicht nur schön, Ihr seid auch gut und edel. Was nützte Euch die Schönheit allein? Die Schönheit ist wie das Kürbisblatt des Propheten Jonä, welches bald hält, bald fällt; die Schönheit ist wie der Mondenschein, welcher

*) Bekannte Karten bei dem damals gebräuchlichen Spiele, hier weideutig mit „Geld" und „Degen."

bald groß, bald bloß; die Schönheit ist eine Blume, heute vor dem Busen, morgen vor dem Besen; die Schönheit ist wie ein Apfel zu Sodom, äußerlich roth, innerlich Koth; die Schönheit ist wie eine Rakete, welche, indem sie steigt, sich bald wieder neigt; die Schönheit ist liebreich, lobreich, lustreich, jedoch ein schlüpfriger Steg und selten ein Himmelsweg."

„Darum, mein Kind," nahm Graf Steineck das Wort, „glaube stets den Lehren deines Vaters und lebe als adelige Jungfrau nach deinem besten Recht und Gewissen."

„Was adelige Jungfrau!" rief Pater Abraham eifrig. „Es gibt nur eine Verhaltungsregel für alle Weibsen.

Eine rechte Jungfer, sittsam fein,
Die soll wie eine Orgel sein;
Sobald sie kecke Herr'n berühren,
Soll sie gleich Heidenlärm vollführen.

Eine rechte Jungfer, sittsam fein,
Die soll schier wie ein Dornbusch sein;
Will Jemand ihr ein Küßchen nehmen,
Den soll durch's Stechen sie bezähmen.

Eine rechte Jungfer, sittsam fein,
Die soll wie Spitalsuppe sein;
Sie darf kein Aeuglein sehen lassen,
Worauf die Herr'n so gerne possen.

Eine rechte Jungfer, sittsam fein,
Die soll wie eine Spinne sein;
Sie soll an ihren Linnen weben
Und wenig Laute von sich geben.

Eine rechte Jungfer, sittsam sein,
Die soll wie eine Katze sein;
Sie soll sich schmeichelnd dem anschmiegen,
Dem's glückt, ihr Herze zu besiegen.

Eine rechte Jungfer, sittsam sein,
Die soll wie eine Salbe sein;
Um Herzenswunden, Schicksalsbeulen
Ihres Mann's geschickt zu heilen.

Dir, Mägdlein, das der Art
Merkmahle lieblich an sich wahrt,
Dir wird der Himmel Gnade schenken,
Du magst an deine Hochzeit denken!"

„Das wird noch nicht sobald geschehen können," meinte der Vater. „So lange die gegenwärtigen Wirren nicht beigelegt sind, ist nicht daran zu denken. Aber dann, guter Pater, hoff' ich, Ihr werdet selbst die Trauung verrichten und vorher eine euerer rührendsten und zugleich jovialsten Predigten halten."

„Rührend und zugleich jovial? Wie reimt sich das zusammen?" fragte ein ungarisches Edelfräulein, die innigste Freundin des Fräuleins Charlotte.

„Ich sollte denken," meinte ein anderer Gast, „daß man bei einer Predigt nicht zugleich auferbaut sein und lachen könne. Ich will den hochwürdigen Pater nicht beleidigen, aber das wäre ein Meisterstückchen, wie es kaum Jemand zusammen brächte."

Pater Abraham dachte eine Weile nach.

„Ich hab's," rief er, „und will es Euch gleich beweisen."

Er trennte darauf die Gesellschaft in zwei Theile, welcher jeder eine Wand des Zimmers einnehmen mußte. Dann ließ er sich eine Kanzel extemporiren und bedingte sich aus, daß jeder Theil der Gesellschaft, sowohl jener der vor ihm, als der, welcher hinter ihm sitze, sich ruhig auf den Plätzen verhalte. Er entfernte sich einen Augenblick, kehrte aber sogleich zurück, bestieg die improvisirte Kanzel, und begann folgende Predigt:

„O wie bös, wo kein Besen!

Ich wollt' hundertmal wünschen, ich wollt' tausendmal wünschen, ich wollt' hunderttausendmal wünschen, es wären die Menschen beschaffen wie jenes Weib im Evangelio, welches ein Besen in die Händ' genommen und das ganze Haus sauber ausgekehrt, bis sie endlich den verlornen Groschen wiederum gefunden. Kehrt, kehrt, ihr Menschen, kehrt immerfort, kehrt Tag und Nacht, kehrt mit dem möglichsten Fleiß das Haus aus, welches sein soll die Wohnung eures Schöpfers! (Während der eine, vorne sitzende Theil der Gesellschaft mit größter Aufmerksamkeit zuhörte, kicherte der andere Theil im Rücken des Predigers, lachte dann stärker und endlich so derbe, daß der Prediger eine Weile einhalten mußte; dann fuhr er wieder fort:) O wie bös, wo kein Besen! (Großes Gelächter.) Jener Hauptmann, wohl ein hauptguter Mann zu Kapharnaum, hat bei dem Herrn inständig angehalten um die Gesundheit seines Knechts, der ihm zu kommen versprach, worauf der Officier geantwortet, er sei solcher Ehr gar nit würdig, sein Haus sei so schlecht ausgekehrt, nit viel besser als eine gemeine Wachstuben, etwan haben sie schon dazumal

Tabak geraucht, deßhalb es sich nicht schicke. O kehrt, kehrt! Menschen kehrt! (Das Gelächter auf der rückwärtigen Seite, während die Menschen vorne mit größter Auferbauung zuhörten, wurde hier so arg, daß die Predigt ihr Ende haben mußte.)

„Ich habe Wort gehalten," sagte Pater Abraham. „Ihr habt nun den Beweis, daß wenn ich will, ein Theil meines Auditoriums erbaut, der andere belustigt werden muß."

Und nun drehte er sich um — da war das Räthsel gelöst. Der fromme Schalk hatte sich nämlich hinten einen Fuchsschwanz angebunden, der bei seinen Gesticulationen, besonders bei dem Ausrufe „Kehrt, o kehrt!" so komisch hin und her wedelte und tänzelte, daß selbst der ernste Cato zum Lachen gebracht worden wäre. *)

Noch belustigte man sich darüber, als von der nahen Bastei Trompetenklang ertönte. Die ganze Gesellschaft eilte zu den Fenstern, an denen sie sich vertheilte.

Fünftes Capitel.

Die Wahrsagerin von Sanct Ruprecht.

An demselben Tage, wo Pater Abraham bei Graf Steineck zu Gaste geboten war, drängte sich seit frühestem Morgen am Kärntnerthore eine gewaltige Menschenmenge

*) Ein historisches Factum, welches wohl nicht viel Geschmack zeigt, jedoch den rohen Scherzen der damaligen Zeit angemessen war.

umher. Der Strom der Schauluſtigen wogte die ganze Straße entlang bis auf den Stefansplatz, wo eine eigene, roth behangene Tribune für die Kampfrichter aufgeſtellt worden war, welche zu entſcheiden hatten, ob Graf Styrum ſeinen Wettritt gewonnen oder verloren habe. Niemand glaubte, daß die Wette gewonnen werden könne, denn abgeſehen von der bedeutenden Entfernung von vier Fahrſtunden, ſchien der gewaltige Wind, welcher noch immer durch die Lüfte brauſte, ſowie der hohe Schnee, der die Straßen bedeckte, den glänzenden Sieg unmöglich zu machen. Es war nahe an der feſtgeſetzten Stunde, das Gedränge wuchs mit jeder Minute.

Da plötzlich ſtob die Menge ſcheu auseinander.

Es hinkte ein ſeltſames Weſen daher; ein altes, abgemagertes Weib von ſchmutziger Zigeunerfarbe, mit weißen dichten Haaren, unheimlich funkelnden, ſtechenden Augen.

„Die Wahrſagerin von Sanct Ruprecht!“ rief es von allen Seiten entſetzt.

„Das bedeutet großes Unheil!“

Das Weib ward allgemein gefürchtet, und da ſie zumeiſt des Morgens als halbblinde Bettlerin an der Thüre der Ruprechtskirche zu ſitzen pflegte, wagte es Niemand ihr ein Almoſen zu verweigern, denn man meinte, die Alte wiſſe ſich auf ſchauerlichſte Weiſe zu rächen. Sie bewohnte übrigens eine kleine finſtere Stube in der Vorſtadt Leopoldſtadt, früher der untere Werd geheißen, wo ſie Abends ihrem heimlichen Gewerbe der „Zukunftsprophezeiung“ oblag. Daſelbſt erbeutete ſie manchen blanken Pfennig, dort — blos umgeben von ein paar kohlſchwar-

zen Katern und einem häßlich ſchnarrenden Raben — pflegte ſie oftmals gar hochgeſtellte Perſonen zu empfangen, denen ſie die Karten legte, aus der Hand wahrſagte, das Horoſcop ſtellte, oder ſympathetiſche Heilmittel verkaufte. Viele ihrer Weisſagungen trafen ein, und ſo kam es, daß die Leute glaubten, ſie ſei geheimer Kräfte mächtig, ſie fürchteten, und nach Möglichkeit mieden.

Gleichzeitig mit ihrem Erſcheinen in der Kärntnerſtraße ließen ſich Trompetenſtöße vernehmen, welche immer näher kamen. Der letzte ſchallte von der Kärntnerthorbaſtei herab, da man nämlich Kundſchafter oder Vedetten ausgeſtellt hatte, welche des Signalrufes harrten und die etwa in einer Entfernung von tauſend Schritten aufgeritten waren. Dieſe Vedettenkette endete am Kamm des Wienerberges.

Die vernommenen Trompetentöne verkündeten, daß Oberſtlieutenant Graf Styrum ſoeben an der Denkſäule „Spinnerin am Kreuz" angelangt ſei. Alle Fenſter flogen nun auf, Wetten auf Wetten fanden ſtatt. — Ein zweiter Trompetenruf verkündete, daß der kühne Reiter den Linienwall erreicht habe.

Der ſchlimmſte Ritt war überſtanden. Athemloſe Erwartung! — Eine lange, peinliche Pauſe!

Am ängſtlichſten zeigte ſich eine holde Edeldame, ein bleiches liebliches Antlitz, kaum mehr Röthe, als womit ein weißes Roſenblatt angehaucht, goldene Locken, die es wie ein Heiligenſchein umflutheten, fein geſchnittene Lippen, ſchimmernd wie ein Paar der röthеſten Nelken, die Augen blau wie der Himmel Tropiens, durchſichtig wie der See

Genezareth! Wir müssen poetisch werden, um das reizende Frauenbild zu schildern.

Die reizende Dame, welche aus dem ersten Stockwerke des linken Eckhauses in der Kärntnerstraße nach dem Thore hin blickte — und die Seele lag in diesem Blicke — war die von uns bereits erwähnte junge Gräfin Charlotte von Steineck, die Braut des waghalsigen Reiters.

Der letzte Trompetenruf ertönte.

„Er kommt, er kommt!"

„Er hat gesiegt!"

„Seht doch den schmucken Cavalier!"

„Himmel, kann der reiten!"

Solche Ausrufe erschollen von allen Seiten.

Graf Otto Styrum jagte durch das Kärntnerthor. Sein Roß war über und über mit Schaum bedeckt.

Eine weiße Rose sank vom Erkerfenster herab. Der Reiter fing die Blume im Fallen auf und warf einen Blick nach dem hold erröthenden Edelfräulein hinauf, drückte die Rose an seine Lippen und sprengte weiter, daß Kies und Funken stoben.

Da erscholl tausendstimmiger Ruf des Entsetzens. Es hatte nämlich ein fremder Wanderbursche, beim Vorwärtsdrängen durch die Menschenmenge dem alten Weibe, das unter dem Namen die Wahrsagerin von Sanct Ruprecht bekannt war, einen so derben Stoß versetzt, daß die Alte mitten in die Straße taumelte, dort in die Kniee fiel, und gerade im Augenblicke, wo der Renner im rasenden Sturme daherbrauste. Von einem Ausweichen, bei der mit Zuschauern dichtgefüllten Straße, war keine

Möglichkeit. Das Weib schien rettungslos verloren, weßhalb der allgemeine Schreckensruf ertönte.

Doch was leistet nicht ein Reiter, wie Graf Styrum. Er verkürzte mitten im jähen Ritte die Zügel, gab dem edlen Berberrosse Schenkel und Sporen, und vollbrachte ein Reiterstück, wie nicht bald ein solches gesehen worden — mit einem gewaltigen Satze war das herrliche Thier über die knieende Bettlerin hinweg gesetzt.

Von allen Seiten erscholl Jubelruf, der sich indeß zu voreilig Luft gemacht hatte, denn trotz aller Geschicklichkeit des Reiters, vielleicht auch weil sich das Weib bewegt hatte, streifte der Hinterhuf des Rosses, wenn auch nur flüchtig, die Stirne desselben, und Blut benetzte ihr Antlitz. Im ersten Schmerze und Schrecken sank sie vollends zu Boden, richtete sich indessen bald wieder auf und schrie unter gräßlichen Verwünschungen dem kühnen Jünglinge nach:

„Reite nur zu, stolzes Gräflein, zertrete unter den Hufen deines Rosses den armen Hilflosen! Die Stunde der Vergeltung naht. Schon sitzt das Unheil hinter Dir im Sattel; dein süßes Bräutchen am Fenster dort oben, wird nicht eher dein eigen, als bis sie auf dem Leichenkarren ruht, kalt, starr, leblos, reif für Meister Unkner, den Todtengräber des Stefansfreithofes!"

Graf Styrum hatte glücklicherweise nur wenig von der abscheulichen Verwünschung und Prophezeiung gehört, denn er vollendete seinen Wunderritt derart, daß an der festgesetzten Zeit noch mehr als eine Viertelstunde fehlte,

als er an die Tribune auf dem Stefansplatze gelangte, worauf die Kampfrichter allsogleich sich zum Schiedsspruche anschickten und ihn einstimmig als Sieger erklärten, da er Schlag neun Uhr von Wienerisch-Neustadt abgeritten war, und die Hauptstadt also in weniger als einer Stunde und neunundfünfzig Minuten erreicht hatte.

Der Sieg wurde durch eine Fanfare verkündigt, und unzählige Freudenrufe des Volkes begrüßten den Helden des Tages. Der englische Gesandte, Lord Lexington, verbarg seine gekränkte Nationalehre unter einem süßen Lächeln, erklärte sich für überwunden, und zahlte dem Grafen die tausend Ducaten sogleich aus. Dieser aber übergab sie dem Säckelmeister der Stadt Wien, mit dem Bedeuten, er solle dieselben unter die Armen und Siechen der Residenz vertheilen.

Der Jubel war nun beinahe endlos.

Auf der Tribune, neben dem englischen Gesandten, verzerrte ein französischer Cavalier, Namens Roger Acacia, der sich seit einiger Zeit in Wien aufhielt, verdrießlich sein Gesicht Der Mann war von den Reizen der schönen Comtesse Steineck mehr ergriffen worden, als es der Braut eines Fremden gegenüber gerathen zu sein pflegt. Bald aber verbreitete sich ein höllisches Lächeln über seine Gesichtszüge. Was brauchte er denn zu fürchten, und sich zu sorgen —

Er war ja das Haupt der Lanzettenritter!

Sechstes Capitel.

Kein Paradies ohne Schlange.

Es waren einige Wochen bereits nach der im vorigen Capitel geschilderten Scene verflossen. In den Gemächern des Grafen Steineck saß die junge Herrin des Hauses, düster, ja fast kummervoll vor sich hinblickend, und nur wenig von dem Gespräche erheitert, mit welchem sie eine Freundin zu zerstreuen suchte.

Diese Dame, ein ungarisches Edelfräulein, Namens Elsbeth, würde in ihrem Liebreize an ein Veilchen erinnert haben, hätte es nicht zuweilen wie eine Schlange in ihrem Blicke gelauert, hätten diese Blicke nicht zeitweise jenen gewissen steinernen Ausdruck gewiesen, der einen ebenso hochmuthigen als starrsinnigen Charakter verrieth.

„Liebe Charlotte," sagte endlich Fräulein Elsbeth, „bereits eine gute Weile bemühe ich mich Dich zu unterhalten, es will mir aber nicht gelingen. Was hast Du? Wärst Du eine Ungarin, fände ich es begreiflich, so aber —"

„Weßhalb sollt' ich als Ungarin mehr Ursache zur Betrübniß haben?"

„Nun, wir Ungarinnen lieben die Freiheit, am Traualtare aber heißt es: „Und er soll dein Herr sein."

„Ach Elsbeth, leider sind ich und Styrum noch nicht so weit. Möglich, daß wir deutschen Mädchen nicht so

frei denken wie die ungarischen, dafür schwärmen aber auch unsere Cavaliere nicht so sichtbar für den türkischen Halbmond, wie die ungarischen Edelherren, und das kann uns nur lieb sein, denn der Koran ist ja noch ungalanter gegen die schwächere Hälfte des Menschengeschlechtes."

Elsbeth biß die Lippen aufeinander, denn Gräfin Charlotte hatte eine wunde Stelle berührt. Das adelige ungarische Geschlecht, zu welchem Elsbeth zählte, spielte nämlich eine doppelgängerische Rolle im Drama der damaligen Zeitperiode. Nie wußte man recht, ob diese Familie für das deutsche Kaiserhaus sei, oder ob sie nicht im Stillen jenem Bunde angehöre, der auf den Schutz des Sultans baue. In Wien wie in Ungarn fühlte man, es sei der Vorabend eines neuen blutigen Türkenkrieges gekommen. Wem würde dann der Sieg bleiben? Der alte Graf Steineck, welcher öfter mit dem französischen Cavalier Roger Acacia zusammenkam, als zu seinem Besten war, wurde von demselben mit traurigen Befürchtungen hinsichtlich seiner Besitzungen in Oberungarn erfüllt und sogar beredet, der Ungewißheit der Sachlage wegen, die Vermälung seiner Tochter mit dem Oberstlieutenant auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben. Nebstbei war der Graf nicht ohne den vorsichtigen Hintergedanken, abzuwarten, welche von den beiden Parteien in Ungarn die Oberhand behalten werde. Siegte die französisch-türkische Partei, so war Acacia eine bei weitem bessere Parthie für seine Tochter als Graf Styrum. Fräulein Charlotte kannte halb und halb die wankende Gesinnung ihres Vaters, und daher stammte ihr Kummer.

Eine Zofe trat eben mit der Meldung ein, daß der geliebte Bräutigam im Vorgemache auf Einlaß warte.

Elsbeth wechselte die Farbe und trat an das Fenster, während Charlotte den Grafen einzulassen befahl.

Graf Otto trat ein. Es war eine hohe kraftvolle Gestalt, jeder Zoll ein Mann, das sonnenbraune Antlitz von schönen, regelmäßigen Zügen, in den herrisch und kampflustig blickenden Augen zärtliche Liebe funkelnd.

Charlotte reichte ihm die Hand, auf welche er einen heißen Kuß drückte.

„Was bringt Ihr uns Neues?"

„Eine innige Bitte."

„Sie sei im vorhinein gewährt."

„Sie wissen wohl schon, daß der hiesige Adel beim Beginne des Frühjahres ein Kopfrennen, Ringstechen, so eine Art Turnier veranstalten will, welches ein Gegenstück zu den pomphaften Festen abgeben soll, die man kürzlich in abtrünnigen Schlössern Ungarns zu Ehren des Grafen Tököly veranstaltete. Es soll dabei Alles aufgeboten werden, um durch Glanz und Pracht jene Festivitäten zu überstrahlen. Man beabsichtigt unter andern sämmtliche Ritter in vier reichgeschmückten Quadrillen auf der Stechbahn erscheinen zu lassen. Ich werde die Ehre haben die erste Quadrille zu führen, bin kein schlechter Reiter und bitte meine schöne Braut ehrerbietig, wie es alte Ritterſitte ist, daß es mir vergönnt sein möge, deren Farben bei diesem Turniere zu tragen."

„Theurer Otto, es kann mir dies nur schmeichelhaft sein. Ich werde Euch die Schärpe dazu liefern."

Der Graf neigte sich dankend auf ein Knie nieder, und Charlotte beugte sich zärtlich zu ihm herab.

Während dieser Scene füllte Neid und Eifersucht das Herz der Ungarin. Elsbeth, welche im tiefsten Herzen dem Banner Tököly's Heil und Segen wünschte, verstand es ihr politisches Glaubensbekenntniß so schlau zu verbergen, daß Niemand am Hofe ahnte, welche Schlange man am Busen nährte, wie auch daß Elsbeth eine Spionin abgebe, von der die genaueste Kunde aller beabsichtigten Pläne und der Geschehnisse nach dem ungarischen Lager gemeldet würde. Nebstbei liebte sie mit aller Glut ihres morgenländischen Temperamentes den ritterlichen Grafen Styrum, ohne daß die glücklichen Brautleute eine Ahnung davon hatten. Wie tief mußte sie also die Zärtlichkeit des Liebespaares verwunden; kaum konnte sie ihren Unmuth zurückhalten.

Zu Elsbeth's Glücke trat Graf Steineck eben ein, und schaute finster auf das Pärchen, sogleich gefaßt, doch mit bebender Stimme um die Ursache des galanten Kniefalles fragend. Natürlich wurde die Auskunft ertheilt.

Der alte Graf schüttelte den Kopf und sagte: „Zwar kann ich nichts dagegen einwenden, wenn ein so tapferer Krieger, wie Graf Styrum, die Farben meiner Tochter trägt, jedoch bin ich, für meine Person, mit dem ganzen Turnier nicht einverstanden; ja, ich meine, jenseits der Leitha wird es als eine absichtliche Herausforderung angesehen werden, und wer weiß was dann die Folgen sein mögen."

„Der Handschuh, den etwa die ungarischen Ranggenossen dem österreichischen Adel vor die Füße werfen

sollten, würde sicher von ihm aufgehoben!" rief begeistert Charlotte.

„Wie dem auch sei," fuhr der Vater fort, „ist der Waffenstillstand, den man mit Tököly abzuschließen gedenkt, nicht Grund genug, um gewisse ritterliche Dehors zu beobachten?"

„Waffenstillstand?" fragte Styrum. „Ein sauberer Waffenstillstand, wenn die Kuruczen *) noch immer die Wohnungen loyaler Diener des Kaisers mit Feuer und Schwert heimsuchen."

„Wirthschaften etwa die Labanczen *) besser?"

„Leider nein, aber wer ist Schuld daran?".

„Uebrigens," fiel Elsbeth lauernd ein, „soll Graf Tököly ein ehrlicher Kriegsheld sein und man weiß, trotz seiner Abtrünnigkeit kein Beispiel von Räubersitte von ihm zu erzählen."

Der alte Graf ereiferte sich. „Räubersitte!" rief er. „Wie können Sie ein solches Wort auf ihn anwenden, wenn Sie von einem Manne sprechen, der für sein Vaterland kämpft und blutet. Nach diesem Maßstabe wäre Hermann, der erste Deutsche, ebenfalls nur ein Räuberhauptmann gewesen!"

---

*) Kuruczen und Labanczen waren damals die Gottesgeißel in Ungarn. Das Wort „Kurucz" bedeutete einen Mißvergnügten und entstand zur Zeit des Dozsa'schen Bauernaufruhrs, von dem Kreuze (Crux) stammend, welches die Kreuzfahrer auf der Brust trugen. — „Labancz" kommt von „Láb" (Fuß) und wurde damit der Infanterist, der deutsche Soldat im königlichen Dienste bezeichnet.

Graf Otto verstummte. Also, so weit war es gekommen, daß ein so hochgestellter deutscher Cavalier den Leiter der ungarischen Schilderhebung zu vertheidigen sich getraute. Und es war der Vater seiner Charlotte! Der tapfere Oberstlieutenant verbiß seinen Aerger und suchte dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, was ihm mit Beihilfe des schlauen ungarischen Fräuleins bald gelang.

Kurz darauf nahm er Abschied.

Auch Fräulein Elsbeth entfernte sich.

„Alles geht nach Wunsch", murmelte sie. „Chevalier Roger mag sich Glück wünschen. Ihm die schmachtende Taube, mir den kühnen Adler! Der alte Graf ist halb gewonnen, Charlotte hat wenig Aussicht Gräfin Styrum zu werden. Doch hängt Otto so innig an der verhaßten Nebenbuhlerin! Da muß entschieden gehandelt werden. Charlotte muß die Gattin des Chevaliers binnen kürzester Frist sein. Aber was dann? Wird Otto mich je lieben? Wer doch im Buche der Zukunft lesen könnte! — Ah, die Wahrsagerin von Sanct Ruprecht! Ich will sogleich zu ihr."

Elsbeth stieg in ihre Sänfte und ließ sich nach der Leopoldstadt tragen.

Siebentes Capitel.

Hexenblendwerke im Doctor Faust-Haus.

In der Leopoldstadt, kleine Schiffgasse, mit der heutigen Nummer 68, steht noch jetzt ein sonderbar gebautes Haus, einen Triangel bildend, dessen Bau der Sage nach, in die

Zeit zurückreicht, wo Doctor Johannes Fauſt, der weltberühmte Schwarzkünſtler, Wien mit ſeinem Beſuche beehrte (1538). Er ſoll ſich dasſelbe, noch vor ſeiner Ankunft, durch ſeinen Famulus haben erbauen laſſen und eine Weile darin gewohnt haben, weßhalb es noch lange nachher das „Doctor Fauſt-Haus“ genannt wurde.

Zu der Zeit, wo unſere Erzählung ſich abſpielt, war es unbewohnt und die Wahrſagerin konnte ungehindert darin ihr Weſen treiben. Hier legte ſie ihre Stadtbezeichnung ab und wurde von männiglich Frau Sybille genannt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die ganze Umgegend eine heilige Scheu vor ihr hatte.

Uebrigens ließ ſich die weiſe Sybille ſeit Kurzem nur ſelten mehr am Eingange der Ruprechtskirche ſehen. Einige meinten ſie ſei bereits zu alt und kränklich, um den Weg aus der Leopoldſtadt dahin zu machen, andere behaupteten, ſie habe einen Pact mit dem Teufel abgeſchloſſen und durch Hilfe dieſes Bündners ihre Vermögensumſtände ſo verbeſſert, daß ſie nur mehr zum Scheine die Rolle eines Bettelweibes ſpiele. In Wahrheit nahm ſich die Behauſung des alten Weibes in neueſter Zeit weit ſtattlicher und nebſtbei viel ſpukhafter aus als vordem. Sonſt trieb ſie ebenerdig in einer unheimlichen Stube ihr Unweſen, jetzt befand ſie ſich im oberen Stockwerke. Man gelangte durch eine Vorſtube und Küche in ein zweites geräumiges, ſtets in Dämmerſchein gehülltes Gemach, welches mehrere Niſchen und Verſenkungen hatte, von denen natürlich die gläubigen Beſucher keinerlei Kenntniß beſaßen. An der Decke hingen ſonderbar geſtaltete Vögel, an den Wänden ringelten ſich

ausgeſtopfte Schlangen, in offenen Schränken ſtanden Vaſen und Violen mit unheimlichen Säften gefüllt und das Mauerwerk war mit ſchwarzen, mit weißen Todtenköpfen verzierten Vorhängen bedeckt. In der Mitte ſtand ein kleiner Druidenaltar.

Wie erwähnt, begab ſich Fräulein Elsbeth zu ihr und wurde mit widerlicher, kriechender Demuth empfangen.

„Ich habe gehört," ſagte das Fräulein, „Du verſtändeſt es, aus der flachen Hand der Menſchenkinder ihr Schickſal herabzuleſen. Ich habe Luſt deine Weisheit auf die Probe zu ſtellen."

„Nur dem Gläubigen lüftet ſich der Schleier der Geiſterwelt," ſprach die Sybille im dumpfen Tone und ſchüttelte das greiſe Haupt. „Ich muß drei Tage zur Vorbereitung haben."

„Erbärmliche Gleißnerin, das nennſt Du wahrſagen? Nicht einmal im Augenblicke biſt Du im Stande mir genaue Nachricht zu geben? Möchteſt Aufſchub haben, um einſtweilen über deine neue Kundſchaft Erkundigungen einzuziehen? Das geht bei mir nicht. Sieh' hier das Goldſtück, ſprich ſogleich."

„So ſei es!" rief die Sybille und ein ſataniſches Lächeln zeigte ſich auf ihrem wüſten Geſichte. Dann verlöſchte ſie das Licht und im ſelben Augenblicke entzündete ſich von ſelbſt ein Feuer auf dem Druidenaltare, welches mit blauer Flamme das Gemach nothdürftig erleuchtete und den beiden Frauen eine leichenhafte Färbung gab.

Der im Zimmer befindliche alte Rabe ſchnarrte ängſtlich und die beiden großen Kater miauten widerlich zum Terzette.

Sybille legte nun eine Gattung Räucherpfanne auf einen Tisch, blies die darin befindlichen glühenden Kohlen an und ſtreute eine Hand voll Kräuter darauf, wodurch das Gemach von betäubendem Dunſte erfüllt wurde.

„Fräulein Elsbeth,“ ſprach ſie dann zur größten Ueberraſchung der Dame, „Ihr ſeid zu mir gekommen, um das Bild Eueres zukünftigen Freiers zu ſehen?“

Elsbeth zögerte, endlich ſagte ſie: „Aufrichtig geſprochen, ja. Laß es mich ſehen.“

Nachdem die Wahrſagerin neues Wurzelwerk auf das Kohlenbecken geworfen, zog ſie mit Hilfe eines blutrothen Bandes einen Kreis um die ungariſche Dame, befahl ihr ja dieſe Gränze nicht zu überſchreiten und murmelte dann ihre Beſchwörungen in unbekannter Sprache.

Häßlich ſchnarrte der Rabe, ängſtlich miauten die beiden Kater.

An die Lippen der Wahrſagerin traten Geifer und Schaum. Sie ſchien einen harten Kampf zu kämpfen und flüſterte: „Die Unterirdiſchen ſind ſehr ſtark, aber ich bezwinge ſie dennoch!“ Darauf wiederholte ſie ihre Beſchwörungsformeln, wobei ſie diesmal convulſiviſche Zuckungen ergriffen. Endlich ſank ſie wie leblos zu Boden.

Das ungariſche Fräulein wollte ſchon das Spiel für verloren geben und in der Angſt ihres Herzens aus dem magiſchen Kreiſe treten, als die Alte plötzlich aufſprang und die Beſchwörungsformel zum dritten Male murmelte, wobei ſich das ſpukhafte Treiben der Thiere wiederholte. Es ſchien jetzt, als habe das unheimliche Zauberweib den Sieg über das Reich der Geiſter davongetragen, denn es

lauschte triumphirend dem dumpfen Donner, welcher zum Entsetzen des Fräuleins zu rollen anfing. Endlich erhob die Sybille die rechte Hand.

„Der Sieg ist mein, es naht der Freier!“ rief sie laut und der Donner verhallte, der Nebel verdünnte sich, die Flamme auf dem Heerde erlosch, während ein grelles Licht aus naher, doch unsichtbarer Tiefe leuchtete und, wie aus einer Versenkung auftauchend, zuletzt hinter dem Altare ein großes menschliches Beingerippe emportauchte, das in den fleischlosen knöchernen Händen die Symbole des Todes — Sense und Stundenglas schwang.

Es war keine Mißdeutung möglich — der Freier nannte sich Tod! — — —

Mit einem gellenden Wehrufe stürzte Elsbeth zu Boden.

„Hochmuth kommt vor dem Falle!“ kreischte die Wahrsagerin und trug das Fräulein zur Sänfte.

Als sie zurückkehrte, brachte sie das Gemach wieder in Ordnung und murmelte: „Es war die höchste Zeit das Spiel zu enden. Da tönt Prinz Dachem's Zeichen und wenn der wüßte, daß ich auf eigene Faust gehext habe, könnte es mir übel bekommen. So — nun ist alles in Ordnung — der Prinz schon auf der Lauer — das Ehepaar mag erscheinen.

Wirklich trat baldigst ein schlicht gekleideter Mann in Gesellschaft eines wüstblickenden Weibes in das Zimmer.

„Frau Sybille, könnt oder vielmehr wollt Ihr mir die Zukunft vorhersagen?“

„Warum denn nicht, wenn Ihr ordentlich bezahlt.“

„Bezahlen soll ich, ich bin ja arm wie eine Kirchenmaus.“

„Ach geht, Meister Unkner," antwortete Sybille, „bei Euch ist nicht einmal der Tod umsonst. Begrabt Ihr Jemand unentgeltlich auf dem Stefansfreithofe?"

„Ihr kennt mich also?" rief überrascht der Todtengräber.

„Nun, das wäre keine Hexerei," murrte verdrießlich dessen Weib. „Ehe die Alte vornehm geworden, kroch sie oft genug an den Kirchenthüren der Stadt herum, wobei sie gewiß an unserer Behausung vorbei kam."

Mit verächtlichem Lächeln hörte die Sybille zu, dann sagte sie vernehmlich: „Alberne Thörin!"

„Sei dem, wie ihm wolle," meinte Unkner, „sie soll uns wahrsagen und dafür dies Silberstück annehmen. Macht es aber kurz."

„Was wollt Ihr eigentlich wissen?" fragte die Sybille.

„Ob Träume mehr als Schäume sind."

„Ihr müßt Euch deutlicher erklären."

„Nun, es träumte meinem Weibe, der Annamiedl, sie hätte ein Werkzeug gefunden, mit dem sie Alles, was sie damit berühre, in Gold verwandeln könne. Geht dieser Traum in Erfüllung?"

Die Wahrsagerin blickte verstohlen nach dem hinter dem Ehepaare befindlichen Vorhange, welcher sich theilte und eine Person blicken ließ, die durch Zeichen andeutete, was die Sybille zu sagen habe.

„Setzt Euch," sagte sie endlich boshaft, „ich will die Sterne wegen Euch befragen."

„Die Sterne befragen, am helllichten Tage?"

Die Wahrsagerin gab keine Antwort, trat an den

Altar, zog daſelbſt unbemerkt an einer verborgenen Schnur und in dem Augenblicke ſchloſſen ſich die Balken an den beiden Stubenfenſtern, ſo daß in dem unheimlichen Raume tiefe Finſterniß herrſchte. Ferner warf ſie Bilſenkraut auf die Räucherpfanne, was das Gemach mit dichten, übelriechenden Dünſten füllte.

Meiſter Unkner ſchöpfte ſchwer Athem, der Leichnamwäſcherin ſtanden die Haare zu Berge.

Als ſich die Dämpfe vertheilt hatten, erleuchtete ein fahles Licht die Zimmerdecke, man ſah — ſtatt dem Geflügel, welches früher daran hing — nun ein Abbild des geſtirnten Himmels, das heißt künſtliche Sterne auf blauem Grunde.

Nun ergriff die Sybille ein altes Pergament.

„Sagt mir ein Jedes das Jahr, den Tag und die Stunde euerer Geburt.“

Die Auskunft wurde mit bebender Stimme ertheilt.

Die Wahrſagerin las im Pergamente und ergriff dann eine Glastafel, welche mit feinem, weißen Sande bedeckt war.

„Stoßt Beide leiſe an dieſe Tafel.“

Es geſchah. Hierauf bildeten ſich im feinen, weißen Sande ſeltſame Figuren, gleichzeitig veränderten die fahlen Sterne am künſtlichen Horizonte ihre Stellung und als Sybille die Figuren im Sande mit der neuen Lage der Geſtirne verglich, zuckte ein freudiges Lächeln um ihre Lippen.

„Es ſteht nur bei Euch, Meiſter Unkner,“ ſprach ſie geiſterhaften Tones, „den Traum eures Weibes in Wirk-

lichkeit zu ſetzen. Ein Werkzeug zur Entdeckung von Gold werdet Ihr wohl nicht finden, aber Meiſter Unkuer kann, wenn er will, die „wunderthätige Erde“, wie wir ſie in der Magie zu nennen pflegen, entdecken, ausgraben und wohlweislich benützen, denn mit Hilfe dieſer Erde kann der ehrliche Finder Alles, was er berührt, in Gold verwandeln.“

„Wie iſt dies zu verſtehen?“ fragte der Todtengräber ſchaudernd.

„Nicht buchſtäblich. Ich leſe einfach in den Sternen, daß der Beſitzer der wunderthätigen Erde reich und angeſehen werden muß.“

„Und glaubt Ihr dies ſelbſt?“

„Ich muß wohl, denn die Sterne lügen nie.“

Anna Maria ſtieß ihren Mann an, der nun mit zitternder Stimme fragte, wo er denn dieſe verhexte Erde finden könne

„Der Sirius geht auf,“ ſprach die Sybille in zauberhafter Verzückung, „und ſein rother Strahl funkelt grell durch die Mitternacht. Menſchenkinder, folgt ſeinem Schimmer, er leitet Euch zu einem Grabſtein und dort liegt die wunderthätige Erde, von der nur eine Schaufel voll genügt, um euer Glück zu begründen.“

Anna Maria zitterte an allen Gliedern, auch ihr Mann verlor die Faſſung. Endlich fragte er tonlos, welchen Grabſtein ſie meine.

„In der nächſten Neujahrsnacht begib Dich auf den Sanct Stefansfreithof, wo Du finden wirſt, was Du

ſuchſt. Es wird ein großes Sterben ſein, was Du ſäen wirſt, aber die Saat verwandelt ſich für Dich in blankes Gold."

„Ich dachte mir's!" ſtöhnte der Todtengräber. „Es ruft mich mein Schickſal! Wer wird da thöricht dem Befehle widerſtreben!"

Da rollte dumpfer Donner durch das Gemach, das künſtliche Firmament verſchwand, im Raume herrſchte die alte Finſterniß und als die Wahrſagerin abermals an der verborgenen Schnur zog, flogen die Fenſterbalken auf, das volle Tageslicht auf die Geſichter der Anweſenden werfend.

Das Ehepaar hatte erdfahle Angeſichter.

„Da Ihr nun wißt, was Ihr erkunden wolltet, ſo geht in Frieden nach Hauſe!"

Das Ehepaar verließ wankend das Haus. Sie waren Beide mehr todt als lebendig. Sybille geleitete ſie bis zur Thüre, die ſie dann abſchloß.

Mit triumphirendem Lächeln kehrte ſie dann in die Stube zurück.

„Nun zu uns Beiden!" murmelte ſie ingrimmig.

Als ſie in das Zaubergemach kam, rauſchte der Vorhang der Niſche und ein Mann trat hervor.

Es war Prinz Dachem.

Die Wahrſagerin empfing ihn mit höhniſcher Miene.

Achtes Capitel.

Der Lanzettenritter und die Hexe duelliren sich.

„Hab' ich meine Rolle nicht gut gespielt?" fragte die Wahrsagerin.

„Nun, ich habe mein Gold nicht umsonst an Dich verschwendet!" antwortete Prinz Dachem. „Ich hoffe, daß der Todtengräber nach dem Köder schnappen wird."

„Das mein' ich auch, Herzensmännchen."

„Welche Sprache wagst Du mit mir zu führen? Seit wann stehen wir auf so vertraulichem Fuße?"

„Seitdem ich in dein Geheimniß eingeweiht bin. Warum ließest Du mich zu früh in deine Karten blicken. Ich weiß mehr, als Du vermuthest, ja mehr, als Dir lieb sein dürfte."

„So? Sieh' mal, wie Du schlau bist." Diese Worte betonte Prinz Dachem mit allerschneidendstem Hohne.

„Aergere Dich nicht, Du Schelm!" fuhr die Sybille fort. „Weiß ich doch, was ich weiß und das Gold, das angeblich aus deinen Händen in die meinen floß, hat weit vornehmere Ursprungsquelle. Auch ist dein Name nicht Prinz Dachem, sondern Melech August Ultazob, sogenannter amerikanischer Prinz, jedoch nur in Achem, der Provinz Canada's, geboren. Du bist ein Schwindler, der vorgibt, schon vierundachtzig Jahre alt zu sein und Dich durch magische Künste, noch wie ein Dreißiger aussehend, so conservirt erhalten zu haben. Habe ich nicht die Wahrheit gesagt?"

Prinz Dachem, oder eigentlich Ultazob, lächelte noch verächtlicher. Er schien entschlossen, den Kampf mit der Hexe siegreich durchzufechten, welche zur Schau getragene Zuversicht Sybille stutzen machte, wohl ahnend, hier gäbe es einen gefährlichen Handschuh aufzuheben. Sie beschloß daher, in der Lage, in der sie war, sich nur auf die Vertheidigung zu beschränken, die Rolle der kaltblütigen, überlegenen Mitwisserin zu spielen und so lange in dieser Position zu verweilen, bis der Feind alle seine Streitkraft blosgelegt hätte.

Der Prinz ließ sich durch den geheuchelten Gleichmuth nicht täuschen; er blickte noch ironischer und herausfordernder.

„Ruhig, Du Goldmännchen," sagte endlich hochmüthig die Alte, „es ist nicht in meiner Absicht, Dich in's Verderben zu stürzen. Das heißt, wenn Du gescheidt bist und den Gewinnst redlich mit mir theilst."

„Hüte Dich, Sclavin!" murrte drohend der Prinz.

„Wie? Du wolltest im Ernste es mit mir aufnehmen? Du willst Dich nicht meinen Wünschen fügen?"

„Im Gegentheile, höre meine Befehle."

„Da wäre ich sehr neugierig, zu erfahren, was man fordert."

„Eine wahre Kleinigkeit, eine einzige Bedingung."

„Und die wäre?"

„Blinder Gehorsam, was wir auch immer befehlen."

„Narr!"

„Ferner sage ich Dir, daß es wohl leicht kommen mag, daß wir es für gut finden, Dich auf einige Zeit aus Wien verschwinden zu lassen; möglich sogar, daß wir es für zweckmäßig halten, Dich durch unsere Bundesritter in sicheren Gewahrsam zu bringen, um vor der Schwatzhaftigkeit deiner Zunge einstweilen Ruhe zu haben."

„Das wagt Ihr mir zu bieten?" schrie Sybille ingrimmig und mit zürnenden Blicken.

„Dagegen," fuhr der Amerikaner ruhig fort, „wollen wir uns verpflichten, aus Dank für deine gefälligen Dienste, wie für deine Verschwiegenheit, Dir schließlich im Auslande irgendwo ein sicheres Asyl für deine alten Tage zu gewähren."

„Ihr geht weiter, als rathsam für Euch ist!" grollte die Hexe und machte Miene die Stube zu verlassen.

„Du bleibst, elendes Geschöpf in unserer Macht!" sprach der Prinz mit volltöniger, gebieterischer Stimme.

Sybille schäumte vor Wuth.

„Das ist unerhört!" schrie sie. „Ich weiß Dinge, die Dich und deine sauberen Kumpane an den Galgen zu bringen vermögen und Du wagst es, mich, die im Stande ist, Euch Alle wie armselige Würmer zu zertreten, mit ein paar erbärmlichen Sparpfennigen abzufertigen? Das sollt Ihr Alle büßen."

„Etwa willst Du, Hexe, uns gar verrathen?"

„Ja, hundertmal ja! Hütet Euch vor meinem Grimme, denn ich weiß Alles."

„Ich aber zweifle an deiner Allwissenheit."

„Nun, ſo will ich Dir ſagen, daß der Spender des Goldes Roger Acacia heißt.“

Triumphirend hielt ſie hier inne, meinend, die Pille müſſe erſchreckend wirken. Als der Prinz nichts deſtoweniger ruhig blieb und noch verächtlicher fragte, ob das Alles ſei, was ſie zu wiſſen vorgebe, kannte ihr Ingrimm keine Gränzen.

„So höre denn, was ich dem Statthalter, Grafen Quintin Jörger mitzutheilen geſonnen bin. Roger Acacia, der ſich hier für einen franzöſiſchen Chevalier ausgibt, iſt ein Grieche von Geburt, Kundſchafter des Königs Ludwig von Frankreich, der ſich ſeiner hier bedient, um ſein Einverſtändniß mit Tököly zu unterhalten. Daher ſteht er mit den Malcontenten in Ungarn und der Türkei in Verbindung und will ſogar die Peſt nach der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien ſchmuggeln, um dem Kaiſer Leopold von allen Seiten Feinde zu erwecken und Verlegenheit zu bereiten.“

„Und wenn Du zum Statthalter gehſt, wäre dies offenbarer Verrath!“ meinte der Prinz ſcheinbar verlegen.

Sybille rieb ſich vergnügt die Hände. Sie meinte, nun werde der Amerikaner zum Rückzuge blaſen.

„Nun ſo geh' zum Grafen Jörger,“ ſagte endlich ruhig der Prinz. „Wir wollen Dich nicht einmal aufhalten, obwohl wir es zu thun vermöchten, denn das Zeugniß eines Bettelweibes, gegen das Ehrenwort des franzöſiſchen Cavaliers, der einen von Ludwig dem Vierzehnten eigenhändig geſchriebenen Empfehlungsbrief in Händen hat, dürfte kaum in die Waagſchale fallen.“

„Bei Hochverrath gilt jedes Zeugniß!“ sagte die Hexe, aber ihre Stimme hatte gewaltig von der Sicherheit verloren, mit der sie vordem ertönte. Sie erkannte, daß ihre Anklage nicht sieghaft zu erhärten war. Zeugen fehlten bei allen Unterredungen, den Agenten Acacia hatte sie nie zu Gesichte bekommen. Verlegen schlug sie nun die Augen zu Boden, sie vermochte sich nicht mehr aus dem Labyrinthe zu helfen.

Prinz Dachem erkannte nun, daß die Festung zur Uebergabe reif sei und setzte die letzte Petarde an, um sie in die Luft zu sprengen. Mit einem Blicke, der die alte Zauberin schaudern machte, donnerte er ihr zu:

„Bettlerin oder Wahrsagerin, wie Du auch Dich nennen magst, ich werde Dir deinen wahren Charakter in's häßliche Antlitz speien — Mordbrennerin!“

Vernichtet, wie durch einen Blitzstrahl, sank Sybilla in einen Armstuhl. Sie ahnte nun, was da noch kommen werde.

Der Prinz setzte sich ihr gegenüber und sagte ruhig: „Da Du nun etwas gemäßigter geworden bist, so will ich Dir eine kleine Geschichte erzählen. Sie datirt vom vierzehnten October des Jahres sechzehnhundertsechzig.“

„Oh!“ stöhnte die Alte.

„Unterbrich mich nicht und höre. Vor vielen Jahren wanderte eine adelige Dame — vor der Hand verschweige ich ihren hochgeborenen Namen — mit ihrem Manne, einem steirischen Barone, der evangelischen Religion wegen, aus Steiermark aus. Später wurde sie Witwe — man weiß nicht genau, ob zufällig oder absichtlich — und hatte

mit den zwei Schwestern ihres Mannes, Herrschaftsbesitzerinnen, einen Rechtsstreit auszufechten, eben wegen einer Herrschaft, weßhalb sie beim steiermäckischen Landrechte sachfällig wurde und aus diesem Grunde nach Graz zurückkehrte. Die Freifrau von Ga — doch halt, ich will ja keinen Namen nennen — war damals eine handfeste Amazone, ein knochiges Weib und sie suchte im Wege des Faustrechtes in den Besitz der streitigen Ländereien zu gelangen. Sie sammelte daher eine Schaar von hundert Landleuten, bewaffnete dieselben mit Säbeln und Doppelhacken und marschirte an deren Spitze in männlicher Tracht nach dem Schlosse ihrer Gegnerinnen. Die Berennung und Beschießung erfolgte an dem Dir bereits früher genannten Tage. Die Amazone hoffte, die beiden Schwestern selbst in ihre Gewalt zu bekommen und durch deren Beiseiteschaffung legal in ihre Erbschaftsrechte einzutreten. Es sollte jedoch anders kommen. Plötzlich erschienen mehrere Fähnleins kaiserlicher Soldaten, das Mannweib wurde auf's Haupt geschlagen und rettete sich mühsam mit wenigen Getreuen durch schleunige Flucht. Die hochgeborene Frau Baronin wurde nun in contumaciam, wegen Bruch des Landfriedens, zum Tode verurtheilt."

„Ist das Alles, was Ihr wißt?" frug Sybilla neu belebt. „Es wurde dieser Urtheilsspruch in Anbetracht mildernder Umstände, und weil die That ohne den beabsichtigten Schaden vorüberging, aufgehoben."

„Freilich wohl, aber es ist ein kleiner Umstand dabei, der bisher die edle Frau hinderte, davon Gebrauch zu machen. Sie warf sich nämlich in die Wälder, organisirte

eine Bande, mit der sie die Burgen der österreichischen Adeligen überfiel, kein lebendes Wesen verschonte, sondern jedes mit raffinirtester Grausamkeit ermorden ließ. Der Schrecken, welchen die so plötzlich auftauchende Raubritterin einflößte, drang bis nach Wien. Man wußte nicht ihren Namen, vermuthete wohl anfangs, es sei die flüchtige Baronin, da aber einige eingefangene Spießgesellen bestimmt versicherten, daß dem nicht so sei, hielt man sie für ein gewöhnliches Räuberweib, sandte Truppen nach ihr aus, welche mit günstigem Erfolge die Bande nach und nach einfingen und zerstörte so abermals die Hoffnungen dieser blutdürstigen Megäre. Sie selbst vermochte wohl zu fliehen, aber geächtet, verfolgt, von Jedermann verlassen zog sie als Bettlerin verkleidet durch die Gauen, kam hierher nach Wien und durch Zufall fand ich die Spur der „schwarzen Kathel" — so hieß nämlich das Räuberweib — auf. Diese schwarze Kathel aber — bist Du!"

Mit dem Weherufe: „Ich bin verloren!" stürzte die alte Hexe in die Kniee.

„Streckst Du nun die Waffen, Kathel, vor deinem Herrn und Meister?"

„Gnade, um Gottes Willen Gnade!"

„So ist's recht, alte Hexe; dies ist die Sprache, die Dir gebührt, nicht der hochmüthige, herrschende Ton, den Du, unsere Sclavin, deinen Herren gegenüber anzunehmen wagtest. Dann darfst Du auch auf unseren Beistand rechnen. Kein Haar soll Dir auf deinem sündigen Haupte gekrümmt werden, wenn Du fein artig bist und unseren

Befehlen blindlings, hörst Du wohl, blindlings Gehorsam leistest. Nun erhebe Dich und sei getrost. Du weißt, wir knausern nicht mit dem Golde, ich wollte Dir nur zeigen, daß wir es sind, deren Feind wir wie einen armseligen Wurm zu zertreten vermögen."

Beschämt und vernichtet erhob sich die Wahrsagerin.

„Was habe ich zu thun?" fragte sie demüthig.

„Du hast in deinen Diensten einen Zigeunerknaben, den Du für deinen Neffen auszugeben pflegst. Wie heißt der hoffnungsvolle Sprößling?"

„Janku."

„Macht er deiner Erziehung Ehre? Ist er verläßlich?"

„Er und seine Schwester haben Niemand auf der Welt als mich und folgen mir wie treue Hunde. Ich verwende sie jetzt bei meinem Hexenspucke. Sie müssen die Maschinerien dirigiren."

„Nun gut. Nimm diese Phiole."

Er reichte der Hexe ein Fläschchen, worin sich eine weiße Flüssigkeit befand.

„Gift?" frug die Alte bebend und ergriff es mit zitternden Händen.

„Alberne Thörin!" meinte der Prinz und flüsterte ihr ein paar Worte in das Ohr.

„Es soll geschehen, wie Ihr befehlt, gestrenger Herr und Meister."

Neuntes Capite.

Augustin, der erste Volkssänger in Wien.

Es war an einem heiteren Sonntags-Abende, daß vier lustige junge Leute über den Stefansplatz vom Stock im-Eisen her dem alten Fleischmarkte zueilten. Da dieselben in vorliegender Erzählung keine geringe Rolle zu spielen haben, müssen wir die Leser mit denselben bekannt machen.

Der erste war der Müllerknecht Andreas Luftig, von seiner riesigen Stärke und einem bestandenen Abenteuer „der Bärenhäuter" zugenannt; welchen Spitznamen er sich sauer genug erworben hatte. Zu jener Zeit nämlich wagten sich bei strengem Winter hungrige Wölfe und Bären bis hart an die Mauern der Stadt. Eines Abends kam ein Bär bis zur Mühle am Wienfluß, woselbst Luftig bedienstet war, und stattete dem dortigen Müllermeister Johann Wachtel einen gar unliebsamen Gastbesuch ab. Der Meister, ein kraftvoller Mann, setzte sich zwar zur Wehre, wurde jedoch von dem Unthiere sehr unsanft zu Boden geworfen und war nahe daran, sein Leben zu verlieren, als glücklicherweise der Müllerknecht Luftig, welcher sich im ersten Stocke des Mühlgebäudes, also gerade über dem Kampfplatze befand, den Angstruf seines Herrn hörte, rasch das Fenster öffnete und — den ungleichen Kampf gewahrend — hurtig zum Fenster hinaus und so geschickt sprang, daß er gerade auf den Bären zu reiten kam. Mit eisernem Arme umschlang er den Bären und würgte ihn so lange und gewaltig am Halse, daß er endlich

erstickt zu Boden stürzte*). Zum Lohne erbat er sich die Haut des Waldläufers, die er zu einem Pelze verarbeiten ließ und welche er durch das ganze Jahr, nur während der warmen Jahreszeit an einem Lederriemen hängend, über seine gewöhnlichen Kleider trug. Man gab ihm daher den Spitznamen: „der Bärenhäuter" und die Mühle hieß von da an: „Bärenmühle."

Mit demselben ging der Ziegeldecker Wenzel Ressytko, ein Wagehals sondergleichen, welcher die höchsten Thurmkuppen erstieg und welcher acht Jahre später seinen Namen durch die Herabnahme des Mondes und Sternes von dem Kreuze des Stefansthurmes für immerwährende Zeiten berühmt gemacht hat; ferner der fünfzehnjährige Johann Thomas Au, Sohn eines Weinhauers in Perchtoldsdorf, als unermüdlicher Fußgänger bekannt, der täglich Früchte und Grünzeug nach Wien trug, um selbe auf dem sogenannten grünen Kräutelmarkte (heute Graben genannt) feilzubieten, der aber viel mechanisches Talent besaß, nebstbei seinem Vetter, dem berühmten Kleinuhrmacher und Stöckelschneider (Petschaftsgraveur), Johann Peyerl am Schulhofe, in's Handwerk pfuschte und der später, während der Türkenbelagerung, zu den abenteuerlichsten Schicksalen auserlesen war. Der vierte endlich in dem sorgenlosen Bunde hieß Johann Kupeczky, stand noch halb in den Knabenjahren und galt als lockerer Zeisig; denn, seinem Handwerke nach ein Weberlehrjunge aus Pösing in Ungarn, entlief er bereits im zwölften Jahre

*) Historisch.

seinem strengen Meister und begab sich nach Wien, um daselbst irgend eine freie Kunst zu erlernen. Alle Welt lachte über den närrischen Kauz, der mit bewunderungswerther Porträtähnlichkeit die bekanntesten Männer Wien's aus freier Hand mit Kohle an alle Mauern zeichnete und der als Mann einer der berühmtesten Porträtmaler seiner Zeit wurde.

Das Ziel der Wanderung dieser lustigen Kumpane war eine Kneipe und zwar die Bierschenke „zum rothen Dachel" auf dem alten Fleischmarkte*), wo sie sich an den köstlichen Liedern und Schwänken des unverwüstlich muntern und humorreichen Volkssängers Marx Augustin durch einige Stunden zu ergötzen, zugleich auch die Neuigkeiten des Tages zu erfahren wünschten.

Marx Augustin, der erste Volkssänger in Wien, in der ganzen Bedeutung des Wortes, war in Wien 1643 aus einer Wirthsfamilie geboren, lebte, als seine Eltern abgewirthschaftet hatten, in größter Armuth, was ihn jedoch nicht hinderte, die köstlichste Laune der Welt zu entfalten, und — zum Nichtsthun von Jugend auf geneigt — es vorzuziehen, das Geschäft eines wandernden Musikanten zu ergreifen, als durch Arbeit sein Brot zu verdienen. Die einzige Beschäftigung Augustin's bestand also darin, mit einem Dudelsacke versehen, Abends in den Wirthshäusern herumzugehen und da — wie heutzutage die sogenannten Harfenisten oder

*) Am Hafnersteig, im Hause mit der heutigen Nummer 712 existirt noch jetzt diese interessante Schenke.

Volkssänger — den consumirenden, von ihren Beschwerden sich erholenden Bürgern Späße vorzumachen und Lieder vorzusingen, welches Amt er ganz vorzüglich verstand. Ein — wenn auch komisches — Ueberbleibsel der alten Reimchronisten und Minnesänger, richtete er sein Augenmerk besonders auf Begebenheiten und Erlebnisse seiner Zeit, die er, von seinem trefflichen Gedächtnisse unterstützt, in Reime brachte, dazu einen volksthümlichen Gesang componirte und so dem Publikum vortrug, welches dadurch einen Ersatz für ein noch dazumal in Wien mangelndes öffentliches Theater erhielt.

Augustin wurde bald weit und breit gesucht, und bei seinen Productionen ging es gar stürmisch zu, denn die von Zuhörern überfüllten Stuben konnten nicht alle sich heandrängenden Gäste fassen. Er spielte auch nicht an einem Orte allein, sondern trieb seine Possen, und gab seine Schalksnarr-Rolle jeden Tag in andern Wirthshäusern. Diese, soweit sie urkundlich ausfindig gemacht werden konnten, waren: einige ordinäre Bierschenken im Kroatendörfl (St. Ulrich) und im Schöft (Mariahilf), dann „beim rothen Hahn" auf der Landstraße, „im gulden Kapaunen" auf der Wieden, „im gulden Lambel" in der Leopoldstadt, „bei den drei Hasen" in der Kärntnerstraße, „beim Klepperer" am Kohlmarkt, „zum gelben Adler" im Sauwinkel, besonders jedoch die schon erwähnte Bierschenke „zum rothen Dachel" beim Eingang der Muster auf dem alten Fleischmarkt.

Der Besitzer dieser letztgenannten Schenke, Herr Conrad Ulrich Puffan, wußte ihn durch klug

Schmeicheleien und zeitweise Gratisspenden derart für sich zu gewinnen, daß er wöchentlich zweimal — Donnerstag und Sonntag — bei ihm musicirte. Die Freigebigkeit des Wirthes hatte aber großen Einfluß auf Augustin's frohe Laune, und er that meistens des Guten so viel, daß er nur durch bereitwillige Hilfe eines Begleiters in seine Wohnung — einem Dachkämmerchen in der Hahngasse auf der Landstraße — gebracht werden konnte.

Als die vier Bursche die Bierstube betraten, fanden sie dieselbe bereits so angefüllt von Gästen, daß sie nur mehr an einem Seitentischchen hart am Eingange Platz nehmen konnten. Das allgemeine Summen und Schwirren, erzeugt durch die Gesprächslust der Anwesenden, verstummte binnen Kurzem, denn der Volkssänger Augustin begann eben ein neues Lied, und zwar sein populärstes

Trinklied.

Mein Weib, die thut mir wehren
Das Bier und auch den Wein;
Sie spricht: ich thu' verzehren
Ihr Gut und auch das mein'.
Ihre Wort', die sein ganz eitel,
Ich geb' ihr kurz Bescheid;
Obschon wird leer der Beutel,
Kommt doch kein Schab' in's Kleid.

Sie sagt mir viel vom Wasser,
Es sei ein g'sunder Trank;
Sie spricht, ich sei ein Prasser
Und wär' vom Saufen krank;
Kein' Wein thut sie mir gunnen,
Daran mir nit viel leid;
Den Weibern g'hört der Brunnen,
Den Mann der Wein erfreut.

Während des Vortrages waren die Anwesenden so stille, daß sie kaum wagten, ihre Bierkrüge nach jeweiligem Trunke sachte niederzustellen; dann aber brach ein solcher Sturm von Beifall los, daß der vorsichtige Bierleutgeb, Herr Puffan, besorgt in der Schenkstube herumblickte, als befürchte er, die Wände derselben möchten einfallen.

Nach kurzer Pause, und nachdem er sich durch eine weidliche Quantität des belobten Getränkes angefeuchtet hatte, begann Augustin von Neuem und zwar das Lied vom:

Singen und Trinken.

Ein Trinker und ein Musicist
Gehören wohl zusammen,
Zum Voraus, wo man fröhlich ist
Und trinkt in Gottes Namen
Ohn' Neid und Haß ein ziemlich's Glas,
Das macht die Töne greifen:
Denn wie man spricht, wo Wein gebricht,
Lauf' selten die Sackpfeifen.

Ein Fuhrmann, der fortkommen will,
Muß schmieren seinen Wagen;
Also ein Sänger taugt nit viel,
Er wasch' denn seinen Kragen
Mit gutem Wein, darum schenk' ein
Den edlen Saft von Reben!
Ich hoff' zu Gott, er werd' zur Noth
Aufs Jahr ein' noch ein' besser'n geben.

Der Lärm nach beendigtem Gesange war nicht geringer als vorher. Der „Bärenhäuter" johlte rein vor Entzücken.

Wir wollen den allgemeinen Jubel aber benützen, um die Gaststube „zum rothen Dachel" einer näheren Besichti-

gung zu unterziehen, da es unsere Leser gewiß interessiren wird, ein klares Bild von dem Aussehen der Räumlichkeiten eines Bierhauses in damaliger Zeit vor Augen zu haben.

Die Schenke des Herrn Puffan bestand — weit entfernt von der Nettigkeit und sogar Eleganz heutiger Biersalons — nur aus einem niedrigen, weiß übertünchten, aber rauch- und schmutzgefärbten Zimmer mit kleinen, starkvergitterten Fenstern in hölzerner Böschung, welche von Innen, bei der Dicke der Mauern eine Art von Repositorium für Hüte, Mützen, dann Bierkrüge und Gläser bildeten. Eine dieser Fensterbrüstungen enthielt zugleich das Arbeitscabinet der wohlbeleibten Frau Wirthin, Näh- und Strickzeug aller Art nebst den dazu gehörigen Utensilien in abgegriffenem Korbe, auch ein dickes, sehr abgenütztes Gebetbuch und einen alten und neuen sogenannten Krakauer-Kalender (der schon damals ein gut Theil Jahre existirte) mit roth- und goldgeschmücktem aber ebenfalls sehr gebrauchtem Deckel. Rings an den Wänden waren oben hölzerne, rauchige Gesimse angebracht, an welchen graue, mit zinnernen Deckeln versehene Krüge und ebenfalls bedeckelte gläserne, sogenannte Seitelstutzen hingen. Den unteren Theil der Wand umgaben hölzerne Bänke von ungewisser dunkler Farbe, mit an die Wand befestigten Rücklehnen; vor ihnen standen stämmige lange Tische, die einst roth angestrichen sein mochten, aber durch Gebrauch stark abgenützt und abgeschliffen waren. Starke hölzerne Stühle mit halbrunden Rücken, in deren Mitte ein herzförmiger Ausschnitt, wie man sie wohl noch heute hier

und da auf dem Lande zu sehen bekommt, standen davor oder in malerischer Unordnung in der Stube umher.

Vor einem halbrunden Tische aber, dessen eine Hälfte der Tischplatte an der Wand aufgeklappt war, standen zur Auszeichnung für etwaige Honoratioren vier mit braunem Leder überzogene, bereits tüchtig abgenützte Polstersessel mit niederem Sitze und sehr hoher Lehne, ersterer mit gelben Spangen versehen, letztere mit einer Unzahl gelber Nägel am Rande dicht beschlagen und zwar sowohl zur Zierde, als zur Festigkeit. In einer Ecke, neben dem Eingang zur räucherigen Küche, war die sogenannte Schank angebracht, ein kolossales, käfigartiges Gebäude, dessen dicke Holzpfeiler fast bis an die Decke reichten und dessen Plattform zur Erhaltung der möglichsten Trockenheit mit verschiedenen künstlich eingeschnittenen Vertiefungen in Rinnenform versehen war. Den Hintergrund nahmen größere und kleinere Geschirre ein, die zur Herbeibringung und zum richtigen Ausmaße des edlen Gerstensaftes bestimmt sind und die man noch jetzt mit einem altgothischen Worte „Pitschen" (englisch pitcher) und „Cimente" (nach der gerichtlichen Maßbestimmung — Cimentirung — so genannt) bezeichnet. In diesem abgeschlossenen Raume, dem Heiligthume, das kein ungeweihter Fuß betreten durfte, trieben Wirth und Kellner ihre mysteriösen Functionen, ersterer jene des Einschenkens und Ankerbens an einem eigens dazu bestimmten länglichen Holze, Robisch (Kerbholz) genannt; letzterer des Holens und Herumreichens der erquickenden Labung, für welche Bemühung die gegenwärtig herrschende

Unsitte des Trinkgelder-Gebens in dem damaligen goldenen Zeitalter noch eine terra incognita war.

Was den Wirth, damals „Bierleutgeb" genannt, Herrn Puffan, selbst anbelangt, trug er eine lange rothe Weste mit großen Metallknöpfen, worüber die hochaufgewickelte blaue Schürze geschlungen war, in deren künstlich gewundener Wölbung die mächtige, runde, zinnerne Dose zum Selbstgebrauch und zum Präsentiren für gebildete Gäste stak. Eine kurze graue Jacke, kurze schwarze Beinkleider mit Knieschnallen, blaue Strümpfe und breite, starke Schnallenschuhe vollendeten den Anzug des gastlichen Mannes, nicht zu vergessen die grünplüschene Stulpenkappe mit mächtiger Troddel, die nie von seinem Kopfe kam und zur allfälligen Begrüßung nur gerückt, nie aber gelüftet wurde. In dem schmalen bräunlichen Gesichte und den ernsten Mienen dieses Ehrenmannes aber zeigte sich jener imponirende Ausdruck von Selbstzufriedenheit und jenem Wichtigkeitsgefühle, welches noch heut zu Tage manche Bierwirthe sich anzueignen wissen und welches sie, vielleicht nicht zu ihrem Nachtheile, von den geschmeidigeren und behäbigeren Weinwirthen auf den ersten Blick unterscheidet.

Die Gäste mancher Art, welche Abends in dem vorbeschriebenen Gastlocale auf den Bänken, Stühlen und Sesseln saßen, schlürften in behaglicher Ruhe, politisirend oder die Tagesereignisse besprechend — gerade so wie noch heute geschieht — ihr Gersten- oder Weißbier. Das erstgenannte war damals die gewöhnlichste Sorte, das letztere eine edlere Gattung, welche jedoch nichts weniger als eine weiße, sondern nur eine hellere Farbe hatte, als die schwarz-

braune des Gerstenbieres war. Später erhielt das Gersten- den Namen Mailänder-, das Weißbier den Namen Regensburgerbier.

Die Luft, welche in dem Raume herrschte, bildete in Folge der angehäuften Vegetabilien eine eigenthümliche, stabile, übernächtig dumpfige, bierig und schmierig duftende Atmosphäre.

Doch genug der Beschreibung, wir müssen unsere Erzählung fortsetzen.

Während der längeren Pause, die durch Augustin's Erholungsgelüste entstand, trat ein Mann in die Stube und warf einen forschenden, prüfenden Blick nach den fröhlichen Gruppen. Er trug die Tracht der damaligen Aerzte und man sah ihm an, daß er weder zu den täglichen Stammgästen, noch zu den häufig einsprechenden Kunden der Schenke zählte. Der Mann nahm gelassen auf einem leer gewordenen Stuhle Platz.

Es war Prinz Dachem.

„Was will denn der Schleicher bei uns?" murmelte der Bärentödter und stieß das Gefäß, aus welchem er eben getrunken, ingrimmig auf den Tisch.

„Kennst Du den Kerl mit dem Galgengesichte?" fragte der Ziegeldecker.

„Nein und ja, wie man's nimmt. Ich wollte meinen Kopf verwetten, daß der Arzt ein Spion ist, der besonders gegen meinen hochgeborenen Gönner, den tapferen Grafen Limburg-Styrum, Böses im Schilde führt. Ich begegne dem Schurken täglich, wo er im nächtigen Dunkel um die

Wohnung des Grafen herumstreift. Der Halunke muß Unheil brüten."

Volkssänger Augustin begann eben die folgende Weise und wie es schien nicht ohne Absicht:

Behüt' uns Gott.

Vor Pestilenz und theurer Zeit,
Vor jeder Lebensfährlichkeit,
Vor schmetternden Kriegstrommeten,
Vor donnernden Schlachtmusketen,
Vor Dolchen, zum Mord gedungen,
Vor giftigen Natterzungen,
Vor falschen Judasküssen,
Vor tauben und harten Nüssen,
Vor Schulden, nicht zu bezahlen,
Vor böser Laune Qualen,
Vor Neidhart's Samenkörnern,
Vor Häuptern, gekrönt mit Hörnern,
Vor Heuchlern und alten Hexen,
Vor neuen Moden und Tintenklexen,
Vor schlechtem Wein und schlechtem Geld,
Vor Mäusefraß im dürren Feld,
Vor Allem, was die Vernunft macht todt,
Behüt' uns lieber Herre Gott!

„Amen!" rief die Stentorstimme des Bärentödters. „Und besonders," setzte er leise hinzu, „gelte dies meinem lieben Grafen Otto."

„Der Graf scheint Dir sehr an's Herz gewachsen?" fragte der Ziegeldecker.

„Habe dazu auch alle Ursache. Der edle Graf hat sich, als er damals von meinem Abenteuer mit dem Bären hörte, nicht geschämt, mir öffentlich warm die Hand zu

drücken und mich einen wackeren Kumpan zu heißen, sondern auch sich selbst herabgelassen, mich armen, ordinären Teufel zur heiligen Firmung zu führen. Das werde ich ihm nie vergessen und wehe dem Unthier da in unserer Nähe, wenn es sich an ihm vergreifen sollte."

„Sprich doch leiser," sagte der eben hinzutretende Volkssänger Augustin. „Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fidelbogen um den Kopf. Uebrigens, es ist schön von Dir, daß Du dem Grafen jetzt, wo sein zukünftiger Herr Schwiegervater plötzlich den Mantel nach dem Ostwind aus Ungarn dreht, treu und anhänglich verblieben bist, denn (singend)

Freunde in der Noth
Geh'n fünfundzwanzig auf ein Loth,
Soll's aber ein harter Stand sein,
Geh'n fünfzig auf ein Quintelein!"

Mit diesem Gesange kehrte Augustin zu seinem Dudelsacke zurück.

„Noch heute muß ich dem Getriebe auf die Spur kommen," murrte der Bärenhäuter.

„Wie willst Du das anstellen?" fragte der Ziegeldecker.

„Hört mich gut an. Ihr wißt wohl, was ein Scheingefecht ist? Nun also, ein solches müssen wir ausführen. Wir stellen uns nämlich stark benebelt und beginnen einen harten Zank. Meister Puffan wird uns in Folge dessen die Thüre weisen, worauf wir zahlen und die Schenke verlassen, aber auf der Hausflur neuerdings den Streit beginnen und uns scheinbar im wildesten Handgemenge balgen. Weiter

habt Ihr nichts zu thun, denn das Uebrige beſorge ich allein."

Während dem hub Auguſtin ein neues Lied an, hatte aber kaum begonnen, als ſich am Eingange der Schenke ein wahrer Höllenlärm erhob. Luſtig und Reßytko waren in heftigen Zank gerathen, auch der Perchtoldsdorfer war ſeinem Nachbar, dem Wandbeklekſer Kupeczky, in die Haare gefahren.

„Ihr Leutel da unten, werd's Ruh geben!" rief Herr Puſſan mit ſeiner Stentorſtimme.

„Halt's Maul, alter Schwab!" rief keck der Bärenhäuter.

„Wenn's kein Fried' gebt's," zürnte der Wirth, „ſo ſchick' ich nach der Rumorwach!" *)

„Zahlen!" donnerte Reßytko.

„Komm' nur hinaus vor die Thür," grollte der Perchtoldsdorfer, „dann bekommſt' ſchon deine Schläg'!"

„Stille!" gebot nochmals der Wirth; worauf die vier Freunde die Zeche bezahlten und ſich entfernten. Aber auf der Hausflur entſpann ſich der Kampf von Neuem, weßhalb beinahe alle Gäſte hinausliefen, und auch der fremde Arzt der Anlockung nachgab, und ſich unter die Zuſeher mengte.

Der Bärentödter ſtand ihm gerade gegenüber, warf ſeinem Gegner, dem Ziegeldecker, einen bedeutſamen Blick zu, und ſtand im Begriffe ſich auf ihn loszuſtürzen. Reßytko verſtand jedoch, was ſein Freund beabſichtigte,

*) So wurde damals die Polizeiwache genannt.

lief unter dessen ausgebreiteten Armen durch und auf die entgegengesetzte Seite, währenddem Luftig, in anscheinend blinder Wuth, sich auf den Arzt warf und mit ihm prasselnd zu Boden schlug.

„Die Rumorwache!“ schrie nun listig der Ziegeldecker, und gab mit den übrigen Händelstiftern das Fersengeld.

Der Bärentödter sprang nun hastig auf, schleuderte ein paar der Gäste, die ihn fassen wollten, unsanft an die Wand, und entfloh in klafterlangen Sätzen.

Scheltend kehrten die Gäste in die Schenke zurück, allgemein den fremden Gast bedauernd, der so ungerechterweise niedergeworfen worden war. Prinz Dachem selbst, dem übrigens kein Leid zugefügt war, zweifelte keineswegs, daß der vierschrötige Bursche in blinder Kampfeslust ihn zu Boden geworfen, und erwähnte der Zwischenbegebenheit nicht weiter.

Nur der Volkssänger Augustin schüttelte den Kopf und begann sein, bis heute unsterblich gebliebenes Lied:

„Ei Du lieber Augustin
's Geld is hin, 's Weib is hin,
Ei Du lieber Augustin
Alles is hin!“

Zehntes Capitel.

Ein Vormittag Kaisers Leopold des Ersten.

Seit einer Reihe von Jahren ist es Mode geworden, das Andenken Kaisers Leopold des Ersten in der Geschichte herabzusetzen und zu verkleinern. Von den Einen

wird seine Frömmigkeit verspottet, von den Anderen wieder die Strenge, zu welcher er sich manchmal und stets gegen seinen Willen durch die Gewalt der Umstände gezwungen sah, als barbarische Grausamkeit verschrieen. Aber diejenigen seiner Zeitgenossen, welche ihn persönlich kannten, urtheilten anders über ihn. Die venetianischen Botschafter, deren strengste Pflicht es war, der Republik wahrheitsgetreue Berichte zu erstatten, schilderten ihn als einen der edelsten und wohlwollendsten Monarchen, die jemals einen Thron geziert haben. Gerechtigkeit, Herzensgüte und Frömmigkeit seien, so sagten sie einstimmig, die einzigen Triebfedern seines Handelns gewesen. Wir wollen dies in drei Beispielen bekräftigen.

Als Leopold I. bei seinem Krönungszuge in Prag am Wallenstein'schen Palaste vorüberritt, machte ihn ein Höfling auf das Haus aufmerksam, indem er sagte: „Hier wohnte der Verräther." Leopold wandte sich mit ernster Miene zu ihm und entgegnete: „Weißt du, Lecker *), das gewiß, daß er ein Verräther war? Ich weiß es nicht." Man kann daraus entnehmen, daß es damals noch beim kaiserlichen Hofe nicht einmal ausgemacht war, ob der Friedländer-Herzog wirklich ein Empörer, ein Verschwörer war, ob er mit den Feinden Oesterreichs unterhandelt u. s. w. Jedenfalls ist Leopold's Antwort ein glänzender Beweis seines Gerechtigkeitsgefühles. — Was seine Herzensgüte anbelangt, steht ein Beispiel unerreicht da.

*) „Lecker" war immer der gemüthliche Ausdruck, mit dem er eine Person benannte, die seinen Unwillen erregt hatte.

Eines Abends, als er sich eben zur Ruhe begeben hatte, wurde ihm gemeldet, daß sich die Schuldlosigkeit eines Gefangenen bewiesen habe, worauf er den Befehl gab, den Mann am nächsten Tage freizulassen. Er legte sich sodann nieder, aber der Gedanke, daß ein Unschuldiger noch eine Nacht hindurch leiden müsse, ließ ihm keine Ruhe. Er stand mitten in der Nacht auf und fertigte den Befehl aus, jenen Gefangenen allsogleich zu entlassen. — Ein andermal schrieb er an seinen Gesandten in Madrid einen ebenso langen als wichtigen Brief, den er erst nach Mitternacht vollendete, und reichte ihn dann dem diensthuenden Kammerherrn zum Bestreuen mit dem gewöhnlichen Goldsand. Dieser, längst schon auf seinem Stuhle sanft eingeschlafen, ermannt sich schnell und ergreift — das Tintenfaß, statt der Streusandbüchse. Der Brief ist hin, das kaiserliche Zimmer verunreinigt, der Kammerherr vor Schrecken einer Leiche ähnlich. Der Kaiser nimmt gelassen die verschiedenen Büchsen und stellt sie vor den Kammerherrn mit den Worten hin: „Du Lecker, hier steht das Tintenfaß, und das da ist die Streusandbüchse. Heut' aber ist's zu spät einen anderen Brief zu schreiben." — Von seiner Frömmigkeit dient folgendes Beispiel: Er saß eben in Laxenburg an der Tafel, als der Blitz in das Zimmer schlug. Während Alles verwirrt durcheinander rannte, sagte Leopold ruhig: „Da uns Gott ein so sichtliches Zeichen gegeben, daß jetzt besser Zeit sei zum Beten und Fasten als zum Schmausen, so traget die Speisen ab." Darauf ging er in die Kapelle zum Gebet. Ueberhaupt unternahm er nichts ohne den Beistand Gottes anzurufen. Ludwig XIV. König von

Frankreich sagte einst: „Ich fürchte nicht so viel die Waffen, als die Wunderwerke Leopold's."

Aus dem Vorerzählten geht hervor, daß er leidenschaftlicher Ausbrüche ganz unfähig war, und es mußte nichts mehr bewundert werden, als der wahrhaftig großherzige Gleichmuth, mit dem er die Schläge des Schicksals ertrug, die ihn oft in empfindlichster Weise trafen. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger hat sich gleich ihm in kurzen Zwischenräumen in verzweifelterer und gleich darauf wieder in glänzenderer Lage befunden. Sein ganzes Leben glich einer Kette der verschiedenartigsten Ereignisse, von welchen mit seltener Stetigkeit fast immer ein glückliches einem unheilvollen folgte. Gewiß ist es, daß zu verschiedenen Malen, insbesondere in dem Zeitpunkte, in welchem unsere Erzählung handelt, bis nach der Belagerung Wiens durch die Türken, die Gefahr in ihrer erschreckendsten Gestalt bis an den Thron selbst herantrat und ihn mit furchtbarem Sturze, das Kaiserhaus selbst aber mit Verderben bedrohte.

Diese Augenblicke höchster Bedrängniß schienen jedoch nur eingetreten zu sein, um die darauffolgende Epoche des Glückes in desto strahlenderem Glanze hervortreten zu lassen. Aber so tief auch die Wogen eines unbeständigen Geschickes sein Schiff sinken ließen, um es dann desto höher emporzuheben, ebenso unerschütterlich stand der Kaiser da, stets denselben festen Gleichmuth bewahrend. Das Glück vermochte nicht ihn hoffärtig, das Unglück nicht ihn niedergeschlagen, oder muthlos zu machen. Diese geistige Kraft verdankte er einzig und allein der tiefsinnigen Frömmigkeit, die sein ganzes Wesen erfüllte. Sie ließ ihm einerseits die

wahre Demuth vor dem Höchsten, andrerseits aber auch das unerschütterliche Vertrauen auf Gott niemals einen Augenblick verlieren.

Nur in einem einzigen Punkte scheint die Religiosität den Kaiser zu weit geführt zu haben, daß er nämlich die Diener der Kirche, welchen er sein Vertrauen schenkte, zu sehr mit weltlichen Verrichtungen betraute, die nicht ihres Amtes und welchen sie nicht gewachsen waren. Es ist längst von den eifrigsten Anhängern der Kirche anerkannt worden, daß es den Interessen derselben nur schadet, wenn diejenigen, die ihr allein zu dienen haben, zu sehr in die Welthändel verwickelt werden, Partei in denselben nehmen, und dadurch die Sache der Kirche mit derjenigen, in der sie sich eben verwenden, in einen Zusammenhang zu bringen scheinen, welcher ihr völlig fremd ist. Dies war auch während der Regierung Leopold's nicht selten der Fall. Es mußte unbedingt Mißtrauen erwecken, und sowohl Spott als Tadel hervorrufen, wenn der Beichtvater des Kaisers, Pater Wolf, dem Feldmarschall Caprara die Verhaltungsbefehle nach dem Lager in Ungarn brachte, und beauftragt war, ihm den Plan auseinander zu setzen, welchen der Feldmarschall zu befolgen hatte. Und mußte es die kaiserlichen Feldherren nicht mit Unmuth erfüllen, wenn sie, ihre Bitten und Anträge vor den Kaiser zu bringen, keinen andern Weg wußten, als dieselben an den Beichtvater des Monarchen zu richten! Glücklicherweise waren die Geistlichen in dessen Umgebung lauter würdige Männer, welche ihren großen Einfluß nicht mißbrauchten, aber schon die Thatsache, daß diese Priester in

Kriegssachen mitzusprechen hatten, war ein unläugbarer Uebelstand.

Was das politische Glaubensbekenntniß des Kaisers Leopold betraf, so hatte dasselbe fast seine ganze Regierungszeit hindurch in die wenigen Worte zusammengefaßt werden können: „Abneigung und Haß gegen Frankreich und die Pforte, innige Verbindung mit Spanien.“ Obwohl er der französischen Sprache kundig war, durfte sie an seinem Hofe nicht ohne besondere Nothwendigkeit gesprochen werden, und er erklärte öffentlich: „er wolle die Sprache seiner Feinde nicht gerne von jenen reden hören, die sich für seine Freunde und Diener ausgeben.“ Dafür sprach er seine Muttersprache selbst besser und reiner, als sie damals von den Oesterreichern gesprochen wurde.

Was sein Privatleben anbelangt, muß zugegeben werden, daß Leopold, auf dem ersten Throne der Welt stehend, in noch weit größerem Maße die Tugenden des Privatmannes, als die Eigenschaften des Herrschers entwickelte.

In seiner Miene lag Tiefsinn und Majestät, er blieb immer der nämliche bei Freude und Traurigkeit. Bei widrigen Vorfällen pflegte er zu sagen: „Es kann noch schlimmer werden, aber Gott wird uns helfen.“ In der Kleidung und Mode befliß er sich der größten Einfachheit. Er trug nach altdeutscher Sitte einen Knebelbart, seine Kleider waren nach altburgundischem Schnitte geformt, und sein Haupt bedeckte ein dreieckig aufgestülpter Hut, der mit rothen Federn geziert war. Ein seidener spanischer Mantel, über welchem das goldene Vließ prangte, hing um seine Schul-

tern, ein kurzes Wamms mit sehr kurzen Schößen kleidete seinen Leib, die Beinkleider waren unter den Knieen mit großen Bändern zugebunden, die Strümpfe waren scharlachroth und die Schuhe mit rosenrothen Schleifen statt der Schnallen gebunden. Er liebte das Einfache und Bequeme, und konnte es nicht leiden, wenn man von neumodischen Veränderungen am Hofe sprach.

Als man ihm einst rieth, die alte kaiserliche Burg niederzureißen und eine prächtigere aufzubauen, wies er dies Ansinnen mit den Worten zurück: „Es dünkt mich, ich wohne bequem genug mit meinen Vorfahren.“ Wenn er selbst öffentlich sich zeigte, oder ausfuhr, sah man weder Pracht an seinen Wägen, noch an seinen Hofbedienten. Sein Staatswagen war mit rothem Juchten gefüttert und mit gelben Kopfnägeln beschlagen, die Fenster waren Krystall, weßwegen bei seiner Ankunft die Einwohner Wiens mit dem Ausrufe: „Da kommt der krystallene Wagen!“ ehrerbietigst zur Seite traten.

Kaiser Leopold war endlich sehr gebildet, schätzte Gelehrte und Künstler hoch, unterstützte sie reichlich, oft scherzend ihre Fähigkeit besprechend, wie er z. B. als man ihm einst ein gelungenes Porträt von ihm vorlegte, lächelnd ausrief: „Da haben wir wieder die große Lippe. Jeder Lecker, der dergleichen machen kann, kommt und will mir damit dienen!“ Ueberhaupt kannte er den ihn entstellenden Naturfehler und rügte nie eine Hinweisung darauf. Als er einst vor den Linien in einem offenen leichten Wagen fuhr, begegnete ihm ein Tiroler, der ein schwerbeladenes Fuhrwerk kutschirte und — den Kaiser nicht kennend — ihm

zurief: „Du, kannst mit deiner Pappen nit ausweichen?“ — Leopold befahl dem Kutscher Platz zu machen und sagte ruhig lächelnd zum Tiroler: „Fahr zu, ich hoffe es wird nun gehen, wenigstens habe ich das Meinige gethan, und Dir die Pappen aus dem Weg' geschoben.“

Vorzüglich liebte er die Musik, spielte vortrefflich Clavier und zählte die Stunden, wo er wie ein echt patriarchalischer Hausvater seiner Gattin und seinen Kindern zum Gesange accompagniren konnte, zu den glücklichsten seines Lebens. Auch die Theorie der Musik hatte der Kaiser gründlich studirt und seine geistlichen Compositionen sind von gediegenem Werthe. Während seiner Regierung war auch die kaiserliche Kapelle die erste und beste in Europa. Durch den Kaiser entstand ferner in Wien das erste Opernhaus (am jetzigen Josefsplatze) und die aufgeführten Singstücke entwickelten wahrhaft kaiserliche Pracht. Die Oper: Il pomo d'oro kostete z. B. 150,000 Gulden, il fuoco eterno bei 90,000 Gulden u. s. w.

Indem wir hiermit die Charakteristik des Monarchen schließen, glauben wir unsere Leser nicht gelangweilt zu haben, umsomehr als dieselbe zur Präcisirung des Zeitalters, in dem unsere Erzählung spielt, nothwendig erschien. Wir setzen nun unser Buch fort.

In seinem musikalischen Arbeitszimmer, von dessen Einfachheit in der Möblirung nur ein kostbares Spinett — so hießen damals die Klaviere — abstach, saß Kaiser Leopold I. an einem Vormittage, beschäftigt einige italienische Arien zu componiren, welche für das bevorstehende große Festturnier und Roßballet, das er zu geben beabsichtigte,

beſtimmt waren. Als er mit ſeiner Arbeit, die er ſchweigend vollendet und bei welcher er mehrmals an die Worte ſeines Hofkapellmeiſters: „Ewig Schade, daß Euer Majeſtät kein Muſiker geworden ſind" gedacht hatte, fertig war, ſtand er, die Antwort welche er damals dem Kapellmeiſter gegeben, wiederholend, mit den Worten: „Wir ſtehen Uns ſo beſſer!" auf, und ſah nach der ungeheuren Pendeluhr. Dann klingelte er ſeinem Kammerdiener. Es mochte dies in ungewöhnlicher Haſt geſchehen ſein, denn der Diener ſtürzte blitzſchnell in's Gemach, und ſtieß den Kaiſer, den er in der Eile nicht ſo nahe bei der Thüre bemerkte, unſanft zu Boden. Zum Tode erſchrocken fiel er auf die Kniee und bat um Gnade. Leopold erhob ſich allein und ſagte blos: „Ein andermal thu Er die Augen auf, Er Lecker! Komm er mir nicht noch einmal ſo. Und jetzt ſteh Er auch auf und antworte er mir raſch. Iſt Jemand im Vorgemach, der mich zu ſprechen wünſcht?"

„Ja, Eure Majeſtät, Herr Doctor Paul Sorbait und noch ein Mann, den er Euer Majeſtät vorzuſtellen ſich erlaubt!"

„So laß die Herren ein."

Es erſchienen zwei Männer in der Tracht der damaligen Aerzte und verneigten ſich ehrfurchtsvollſt vor dem Monarchen.

„Seid willkommen, Ihr würdiger Menſchenfreund und Gelehrter. Was führt Euch zu Uns und wen bringt Ihr da mit?"

„Ich erlaubte mir, meinen Freund, Doctor Johann Chriſtof von Schack, mitzunehmen um ihn Euer Majeſtät vorzuſtellen."

„Wie, Ihr seid der sogenannte „türkische Chirurg" von dem Wir schon so viel erzählen hörten, der Niederländer, welcher als gesandtschaftlicher Leibchirurg so oft in Constantinopel gewesen und während der Pestzeit solche Wunderkuren vollführt hat?"

„Eurer Majestät unterthänigst aufzuwarten."

„Es gebietet uns die Menschlichkeit Euch darüber keinen Vorwurf zu machen, daß Ihr Unsern Feinden in Krankheitsnöthen beigestanden; andererseits mag Euch dort die Erfahrung unendlich bereichert haben."

„Aus diesem Grunde," nahm Doctor Sorbait ehrerbietig das Wort, „wünscht Doctor Schack diese seine gesammelten Erfahrungen in Eurer Majestät Landen nützlich zu verwerthen. Es kann bald eine Zeit kommen, wo Männer wie Schack zu den Unbezahlbaren gehören werden."

Das Antlitz des Kaisers verfinsterte sich.

„Ihr meint," sagte er tiefsinnig, „daß die Pest bereits in Ungarn zu spucken beginnt, trotz der scharfen Quarantäne, die Wir angeordnet. Gottes Wille soll mich stets ergeben und gefaßt finden; aber dies hindert nicht, daß energische Maßregeln zur Bekämpfung dieses gräßlichen Uebels angewendet werden müssen. Wißt Ihr den letzten Fall mit den Todtengräbern von Oedenburg und Eisenstadt? Da steckt mehr dahinter, als bisher zu enträthseln war. Unsers Bruders Ludwig Emissäre mögen Genaueres darüber wissen; aber wie sie entdecken? Unsere Minister haben die gemessensten Befehle. Man wird mich vielleicht abermals hart und unbeugsam schelten, statt mich gerecht zu finden,

aber, ich ſchwöre es bei meinem Herrn und Schöpfer, läuft noch ein ſolches Unthier durch mein Land, ſo iſt das Henkerſchwert ſein Lohn."

„Euer Majeſtät meinen die Leichenſämänner."

„Leichenſämann! Schon bei dem Worte, läuft Uns ein kalter Schauer über den Leib. Gibt es denn noch Menſchen, welche ohne Erbarmen Tauſende ihrer Brüder vom Würgeengel hingerafft ſehen können, wenn ſie nur ihren Beutel mit Gold füllen!? Wir haben deßhalb ohne Nachſicht den Henkerstod über ſie verhängt, nicht weil Wir glauben, daß ihr fluchwürdiges Beginnen durch ihr Gaukelſpiel Früchte getragen, ſondern um des Beiſpieles wegen, das, wie Wir hoffen, andere Leichtſinnige behüten wird, in die Fußſtapfen dieſer Scheuſale zu gerathen. Uebrigens mag die Peſt entſtehen wie immer, es iſt Zeit vorzuſorgen, und Wir wollen die umfaſſendſten Befehle erlaſſen. Es iſt Uns daher lieb, daß ſo hochgelahrte, erfahrene Herren Uns ihre Dienſte anbieten. Wollt' alſo, Ihr Lieben, Uns baldmöglichſt ein Reſcriptum vorlegen, mit allen punctis, wie dem Uebel vorzubeugen und wie — im Fall es dennoch hereinbricht — zu helfen und zu retten ſei."

„Euer Majeſtät Befehl, werde ich ſchleunigſt genügen. Ich werde mit Doctor Schack das Nöthige berathen, er beſonders hat Erfahrung und iſt vornehmlich im Beſitze eines höchſt werthvollen Manuſcriptes, zu dem er in ſeltſamſter Weiſe gelangte. Die Peſt wüthete mehr als je in Conſtantinopel, die Aerzte berathſchlagten ſich vergebens über die Mittel um der Seuche Einhalt zu thun. Endlich

ſtimmten alle überein, daß dieſe Krankheit einen verborgenen Charakter habe, den nur die Section eines daran Verſtorbenen enthüllen könne. Dieſe Operation war unmöglich, denn es blieb entſchieden, daß der Arzt, der ſie vollbringe, in wenigen Stunden ein Opfer der Anſteckung werden müſſe, die ſo ſchnell dann wirken, ſo heftig ſein werde, daß an kein Gegenmittel zu denken ſei. Der traurigen Entſcheidung folgte Todtenſtille. Da ſtand ein Wundarzt auf, ein Mann in der Blüthe ſeines Lebens, doch berühmt ſchon wegen ſeiner Kenntniſſe und Erfahrung, und ſagte feſt entſchloſſen: „Sei dem ſo, ich weihe mich der Menſchlichkeit zum Opfer. Vor dieſer zahlreichen Verſammlung ſchwöre ich, daß ich morgen mit Tagesanbruch einen an der Peſt Verſtorbenen ſeciren und was ich während der Operation finde, ſogleich niederſchreiben will.“ — Der Edle verließ die Verſammlung, die ihn ebenſo bewundert als beklagt, indeß noch daran zweifelt, daß er ſein Vorhaben ausführen werde. Indeſſen handelt der unerſchrockene und fromme Arzt, von all' der Kraft begeiſtert, welche die Religion einzuflößen im Stande iſt, wie er es verſprochen. Er war unverheiratet, reich, und ſetzte daher ſogleich ſeinen letzten Willen auf, beichtete dann und empfing um Mitternacht die heiligen Sacramente. In ſeinem eigenen Hauſe war vor weniger als vierundzwanzig Stunden ein Mann an der Peſt geſtorben. Sobald der Tag anbrach eilte er in das Gemach wo die Leiche lag, mit Schreibzeug und Papier. Dort ſchloß er ſich ein. Voll Enthuſiasmus, aber auch nie gefaßter und entſchloſſener als eben jetzt, kniete er an dem Leichnam nieder und ſchrieb: „Modernde Ueber-

bleibsel eines menschlichen Wesens, nicht nur ohne Schauder, sondern sogar mit Freude und Dankgefühl kann ich auf euch blicken. Ihr werdet mir die Pforten einer ruhmvollen Ewigkeit öffnen. Indem ihr mir die verborgenen Ursachen der schrecklichen Krankheit, welche die Welt verwüstet, entdeckt, werdet ihr es mir möglich machen, irgend ein Heilmittel zu ergründen, um so mein Opfer meinem Nebenmenschen nützlich werden zu lassen. O Gott, Du wirst die Handlung segnen, zu der Du mich begeisterst!"

„Und so begann und endigte die Operation," fuhr Doctor Schack, die Erzählung Sorbait's aufnehmend fort, „und er schrieb während derselben seine chirurgischen Bemerkungen treu und ruhig nieder. Dann verließ er das Leichengemach, tauchte, was er geschrieben in ein Gefäß mit Weinessig, begab sich selbst in's Bett und in einer Stunde überkam ihn die Pest."

„Und was war's mit ihm?" frug hastig der Monarch.

„Gott wollte," sagte Doctor Sorbait, „daß des Arztes Bemühen und unaussprechliches Opfer belohnt werden solle. Während der Operation hatte der Arzt durch seine tiefen Kenntnisse die Bemerkung gemacht, daß der Grund der Form, den eine solche Krankheit annimmt — heiße sie Pest, gelbes Fieber, schwarzer Tod oder wie immer — mehr in den Säften des Körpers selbst liege, als daß er durch die Ansteckung entstünde, welche letztere vielmehr nur die gelegentliche Ursache zur Erscheinung der Krankheit ist, und daß die Ansteckung in demselben Krankheitsheerde blos nach Verschiedenheit der individuellen Dispo-

sition hervorgebracht wird. Er benützte daher die kurze Spanne Zeit nach der Operation, um das, nach seiner Meinung einzige Mittel in's Haus zu schaffen, und behandelte sich selbst sogleich damit, so daß er genas."

„Und würde der Mann das Mittel preisgeben?" fragte eindringlichst der Kaiser.

„Er hat es schon gethan," antwortete Doctor Schack. „Das Geheimniß der Heilung gegen jede Form dieses Uebels ist, als einzig wahres Specificum: Kaltes Wasser und Eis. Das Eis ist das wahre Antidot gegen Ansteckung jeder Art, und es ist nicht nur bei den schon erwähnten Uebeln, sondern auch bei Epilepsie, Typhen, gallenbösartigen, gastrischen und nervenen Fiebern von der sichersten und heilsamsten Wirkung. Freilich gehört dazu, daß der Arzt die Natur seines Patienten observire, denn die Empfänglichkeit ist nicht bei allen Menschen gleich."

„Und das Manuscript mit dem Sectionsbericht?" fragte der Kaiser, „wie kam dies in eure Hände, Doctor Schack."

„Ich habe es selbst verfertigt, Majestät," antwortete bescheiden der „türkische Chirurg."

„Wie? Ihr seid der großherzige Mann!" rief Leopold entzückt. „Ich biete Euch eine Stelle als Leibarzt und sichere Euch meinen kaiserlichen Schutz."

„Der letztere wird stets für mich die höchste Gnade sein, was aber das erste betrifft, die Leibarztstelle nämlich, so bitte ich, selbe ablehnen zu dürfen. Ich bin in jedem Falle Eurer Majestät zu Diensten, aber der Arzt, der

sich der Menschheit hat geweiht, muß unbeschränkt seinem Wirken obliegen können. Die Stunden der Gefahr werden mich auf dem Platze finden. Nur fürchte ich, daß es mir hier wie anderswo gehen wird, habe auch bereits die Probe gemacht; man glaubt nicht an die Heilkraft des kalten Wassers und wenn es zu spät ist, kann dieses auch oft nicht mehr helfen. Ein Quacksalber findet zumeist mehr Glauben, als hundert vernünftige Aerzte."

„Ihr habt leider Recht," erwiderte der Kaiser, „und es soll Unsere nächste Sorge sein, zur Verhütung mehreren Ansteckens und zur Weckung des Volkes, alle Quacksalber, Theriakskrämer, Bruchschneider, Wasserbrenner und dergleichen Hallunken, so man insgemein Alchymisten benamset, der Stadt und des Landes zu vertweisen, wo die Zeitungs-Sänger ihnen Gesellschaft leisten können, weil all ihr Thun und Kram dahin angestellt ist, daß sie mit Landfahren die unverständigen Leut mit falschen Briefen und Gemälden um's Geld betrügen und sich mit Faullenzen ernähren*). Euch aber, biedere Herren, bleiben Wir stets in Gnaden gewogen und hoffen, bald Euch wieder zu sehen; gewärtigen Uns auch eurer treufesten, menschenfreundlichsten Hilfe, wenn das gefürchtete Unglück über Unser Reich hereinbrechen sollte."

Die Doctoren küßten die ihnen wohlwollend dargereichten Hände und entfernten sich, gerührt von dem Empfange, der ihnen zu Theil geworden.

---

*) Wörtlich.

Eilftes Capitel.

Wie es damals in der Hofbibliothek aussah.

Als die beiden Doctoren entlassen waren, trat der Kammerdiener ein und meldete, daß der Bibliothekvorsteher, Herr Lambeck so glücklich zu sein wünsche, Seine Majestät zu sprechen. Leopold winkte und der Diener trat sogleich ab, um den Gemeldeten einzulassen. Derselbe erschien alsbald.

Peter Lambeck, nach der damaligen Sitte der Gelehrten, ihren Namen zu latinisiren, gewöhnlich Lambecius genannt, mit der wichtigen Stelle eines Directors der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien betraut, war zu Hamburg den 13. April 1626 geboren, erhielt daselbst den ersten Unterricht von seinem Vater, Lehrer der Arithmetik an der Jakobs-Trivialschule, kam im Alter von 18 Jahren nach Amsterdam, besuchte die Akademie zu Leiden, ging im Jahre 1646 nach Paris, wo er sich mit den Schätzen der dortigen Bibliothek bekannt machte und den ersten tüchtigen Grund zu seiner bibliografischen Gelehrsamkeit legte, endlich kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde daselbst Professor der Geschichte, 1660 Rector des Gymnasiums und 1662 durch mancherlei Verfolgungen, welche ihm Neid und Vorurtheile bereiteten, bewogen, auf den Rath der Königin Christine von Schweden, eine Reise nach Italien zu machen, wohin auch sie sich begeben wollte. In Wien angelangt, erhielt er den 16. Mai des genannten Jahres eine Audienz beim

Kaiser Leopold, in welcher er demselben einige seiner Werke überreichte und eine goldene Kette mit einer Medaille mit dem Brustbilde des Monarchen zum Geschenke erhielt. Bald darauf reiste er nach Rom, traf daselbst die Königin Christine und trat feierlich zur katholischen Religion über. Bei seiner Rückkehr nach Wien wurde er zum kaiserlichen Historiografen und Vicebibliothekar ernannt, mit der Aussicht auf die Nachfolge, wenn der Hofbibliothekar Rauchter seiner Stelle entsagen sollte, was bereits am 26. Mai 1663 geschah, wo Lambecius als Präfect der Hofbibliothek eintrat und die wichtigsten Dienste leistete.

Er ließ das Locale der Bibliothek, welches sich dazumal in jenem Flügel der Burg befand, welcher jetzt der Schweizerhof genannt wird, so viel als möglich verbessern, die Decke, durch welche in manche Zimmer nicht selten der Regen eindrang, herstellen, die Zimmer und Bücher reinigen und letztere, sowie die Manuscripte auf das Sorgfältigste ordnen, wodurch er sich das unbedingte Wohlwollen des Kaisers erwarb. Nach dem Tode des Erzherzogs Sigmund Franz von Tirol, begleitete Lambecius den Kaiser auf einer Reise nach diesem Lande und erhielt den Auftrag, die im Schlosse Ambras befindliche kostbare Bücherssammlung sorgfältig zu untersuchen und Alles, was in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien fehlte, auszuwählen und aufzuzeichnen. Das Gewählte wurde sofort in zweiundzwanzig Fässer und sechs Kisten verpackt, nach Wien geführt und der kaiserlichen Bibliothek einverleibt. 1665 wurde Lambecius vom Kaiser nach Ofen gesendet, welche Stadt damals noch in den Händen der Turken war, um

daſelbſt das Werthvollſte und Seltenſte, was die berühmte Bibliothek des Königs Mathias Corvin noch enthielt, entweder anzukaufen oder abſchreiben zu laſſen. Er erlangte jedoch nur mit großer Mühe Eintritt in das Büchergewölbe und man geſtattete ihm nur, aus den vorhandenen Manuſkripten drei auszuwählen und als Geſchenk mitzunehmen. 1667 ließ der Kaiſer die Bücherſammlung Lambeck's aus Hamburg nach Wien bringen (an 3000 Bände, worunter mehr als 200 ſeltene griechiſche, lateiniſche und deutſche Manuſcripte auf Pergament und Papier) und kaufte ſie, behufs Einverleibung in die kaiſerliche Bibliothek, von ihm um 23.000 Gulden. Sonſt wurde das Inſtitut durch ihn mit vielen unbezahlbaren Schätzen vermehrt. Es läßt ſich daher begreifen, daß Lambecius in höchſter Gunſt bei ſeinem Monarchen ſtand.

Lambecius trat in das Zimmer des Kaiſers. Er war ein ſchöner Mann von dreiundvierzig Jahren, einfach in ſchwarzes Tuch gekleidet, trug ein ſchwarzſeidenes Mäntelchen und an einer goldenen Kette die große goldene Medaille, das Ehrengeſchenk des Kaiſers. Sein eigenes, dunkles, langes Haar fiel glatt über die Schultern herab. Er war etwas fettleibig und ſein obſchon ziemlich fleiſchiges Geſicht ließ den Denker und geiſtigen Arbeiter wohl erkennen.

Kaiſer Leopold winkte dem Gelehrten huldvoll mit der Hand entgegen und ſagte in lateiniſcher Sprache: „Nun, mein lieber Lambecius, Ihr ſeht ſo zufrieden und heiter aus, als hättet ihr Uns angenehme bibliothekariſche Neuigkeiten zu vermelden?“

Lambecius, nachdem er sich von seinem eben nicht gar zu tiefen Bückling erhoben hatte, entgegnete: „So ist es auch, mein allergnädigster Gebieter. Die spanische Sammlung des Marchese Gabrega in Mailand ist gestern glücklich hier angekommen; es sind sämmtliche 2498 Bände bereits ausgepackt und zurecht gestellt, um von Eurer Majestät in Augenschein genommen werden zu können."

Der Kaiser war angenehm überrascht. Beifällig das Haupt neigend, sagte er: „Wir geben Euch Unsere Zufriedenheit zu erkennen; Ihr sorgt recht väterlich und eifrig für Unsere Bücherei, die Wir, wie Euch wohl bekannt, lieben, wie Unsern Augapfel. Wir werden auch nie aufhören, es Euch Dank zu wissen, daß Ihr Uns eure eigene Sammlung für den wirklich recht bescheidenen Preis abgetreten habt. Ebenso freuen Uns die einundzwanzig griechischen Manuscipte aus Venedig. Fahret immer so fort."

Bei diesen Worten klingelte Leopold und der Kammerdiener trat ein. Während dieser seinem Herrn eine Allongeperrücke aufsetzte, den Mantel umlegte und den kleinen dreigestülpten Hut in Bereitschaft hielt, nahm Lambecius Gelegenheit sich weiterhin auszusprechen.

„In der That," sagte er, „ist meine Wenigkeit auch so glücklich, Allerhöchstdenselben ankündigen zu können, daß die Unterhandlung um die Polyglottenbibel des Ximenes so gut als beendigt ist, und das seltene Werk, mit welchem Eure Majestät sofort alle vier berühmten Polyglotten besitzen werden, in wenigen Monaten sicherlich hier angelangt sein werde. Nicht minder ist, in Folge meiner Einleitung, die gegründetste Aussicht vorhanden, die sieben

persischen Codices in Constantinopel zu erwerben, und möchte ich unterthänigst bitten, daß Eure Majestät geruhen wollen, mein Tagebuch über alle diese und mehrere andere Acquisitionsgeschäfte einzusehen."

„Wir werden dies gerne bei nächster Gelegenheit thun," bemerkte der Kaiser in fröhlicher Stimmung, „um schon zum Voraus die edlen Merkwürdigkeiten zu genießen, um die Ihr für Unsere geliebte Bibliothek fort und fort werbet. Aber für jetzt wollen Wir, die Spanier zu betrachten, in Unsere Bücherei hinuntersteigen."

Die Hofbibliothek war damals in jenem Theile der Burg selbst, in welchem sich gegenwärtig die k. k. Schatzkammer befindet; dahin war sie wegen Mangel an Raum aus ihrem vorigen Locale im Minoritenkloster (1663) übersetzt worden. Auch jetzt wurde sie durch die ununterbrochenen, anschwellenden Vermehrungen schon zu enge; man hatte Mühe, sich zu behelfen und eine klare Anordnung zu beobachten. In der Mitte des Saales waren für die Besuchenden zwei lange derb gezimmerte Tische, an der Seite mit Kreuzfalzen versehen und mit Fußtrittleisten aufgestellt; an jedem zwei eben so lange, gleichfalls äußerst einfache Bänke ohne Lehne. Gewöhnlich waren, da die Bibliothek noch keine öffentliche war, nur zwei bis drei Gelehrte oder Literaturfreunde anwesend, sie trugen den Mantel umgehängt, den Degen an der Hüfte, die Hüte auf dem Kopfe, oder wandelten auch, das Buch in der Hand, im Saale umher, oder setzten sich beliebig auf irgend einen der hohen ledernen Lehnsessel. Sie machten es sich bequem, saßen da mit übereinandergeschlagenen Beinen, das Buch

auf einem Knie und nahmen sogar ihre Windhunde mit. So auch diesmal.

Heute saß noch an dem einen Ende dieser Tische ein Mann, der sehr vertieft in einem Quartanten las, häufig in einem daneben liegenden Wörterbuche nachschlug und dann auf einen Fascikel in Folio schrieb; es war augenscheinlich, daß er mit einer Uebersetzung sich beschäftigte. Der Mann war starknochig, hatte ein markiges, aber angenehmes, bedeutsames Gesicht, in welchem sich der würdigste Ernst mit der launigsten Schalkhaftigkeit ausprägte; er trug einen kurzen Schnur- und Knebelbart, sein geistlicher Habit war schwarz. Unsere Leser haben bereits früher mit dem Manne Bekanntschaft gemacht — der da saß, war der berühmte Pater Abraham a Sancta Clara.

Das Buch, aus welchem Pater Abraham übersetzte, war Prynnes „Histriomastix, the players scourge or actors tragedy, London, 1633." Die Arbeit fiel dem Manne sehr schwer, er zeigte sich oft ungeduldig und schien die Sache aufgeben zu wollen, ohne Zweifel, weil er der englischen Sprache nicht genugsam kundig war. Allein der Gegenstand, für den er begeistert sein mochte, zog ihn stets wieder an und so nahm sich, bei der Lebhaftigkeit seines Temperamentes, die Arbeit wie ein immerwährender Kampf aus. Eben wollte der mit überschwenglicher Einbildungskraft begabte Autor, nicht gewohnt eines einzelnen Wortes wegen erst ein Auskunftsbuch zu befragen, schier unwillig werden, als sich plötzlich beide Flügel der Eingangspforte öffneten und der Kaiser hereintrat.

Pater Abraham erhob sich schnell, sein Käppchen abnehmend; die drei anderen Gäste sprangen hastig von ihren Sitzen auf, rissen augenblicklich die mächtig breikrämpigen Hüte von den Allongeperrücken und zogen sich in tiefgebückter Haltung, so daß die Perrücken in Gefahr gerieten, vom Kopf zu fallen, und mit verschobenem Degengehäng in den Hintergrund zurück.

Leopold, von den Anwesenden keine Kenntniß nehmend, was nicht etwa aus Stolz geschah, sondern weil er dieselben nicht stören und sie sich selbst überlassen wollte, schritt, gefolgt von Lambecius und zwei Dienern, zwischen mehreren Kisten und großen Bücherpäcken, die auf dem Estrich lagen, hindurch zur großen Tafel, auf welcher die spanischen Werke aufgestellt oder aufgelegt waren. Er betrachtete sowohl die Autoren an und für sich, als auch die Beschaffenheit der Exemplare mit Kennerblick und machte mancherlei Bemerkungen hierüber.

Als die Musterung zu Ende war und der Kaiser seine volle Zufriedenheit geäußert hatte, sah er sich weiterhin um und gewahrte zuerst den Pater Abraham, der während der ganzen Zeit ruhig an seinem Arbeitsplatze geblieben war. Als dieser sah, daß Leopold ihn bemerke, wollte er auf ihn zuschreiten. Der Kaiser gab ihm jedoch ein Zeichen mit der Hand, zu bleiben und näherte sich ihm.

„Siehe da," sagte der Monarch im Tone der angenehmen Ueberraschung, „Unser lieber Hofprediger, tausendmal willkommen. Wir haben gestern bei der Tafel mit Vergnügen gehört, daß Ihr den stolzen schwedischen Gesandten, Grafen Strahlenheim, abgetrumpft. Wie ging

das aber zu, die Leute wußten Uns nichts Bestimmtes zu erzählen?"

„Ach, Eure Majestät, schon oft hab' ich von dem Stolz des Menschen g'hört. An mich hat er sich aber noch nit 'traut. Was fallt ihm vorgestern ein? Er laßt mir sagen, er will mich am nächsten Tag' predigen hören, ich sollt' aber was Appart's für ihn richten, nit gewöhnliche Floskeln für die deutschen Ferkeln. No, denk' ich mir, das kann Dir schon g'schehen. Er kommt gestern frub, es war das Evangelium von der Versuchung Christi. Am Ende meiner Predigt komm' ich auf die Länder z'sprechen, die der Satanas dem Erlöser dann geben wollt', wenn er vor ihm niederfall't und ihn anbet'. Da liegt Spanien, sag' ich, da Frankreich, hier Italien, dort Deutschland, hier Rußland, dort England und so weiter. Wähl' frei; Ein's von den Ländern steht Dir sammt allen Schätzen, die unter ihm im Schooß' der Erd' liegen, zu Gebot. Der Heiland schaut sich eine Weil' um und versetzt endlich: Schau, warum biet'st Du mir nit dort das schöne Schweden an, wahrscheinlich hast d'drauf vergessen? Ah, na, erwiderte der Teufel, das Landl kann i' Dir nit geb'n und wennst auch niemalen vor mir niederfallen wolltest. — Und warum denn nit? — Darum nit, weil's meiner Großmutter zum Witwensitz verschrieben is."

Der Kaiser lachte laut über diese Idee und sagte: „Nun, der Mann wird Augen gemacht haben. Geschieht ihm Recht, der leidige Hochmuth reißt anjetzo furchtbar ein."

„Und die Titelsucht. Ich merk's am Volk. Einer, der den Schulbuben die Böck' aus'n Exercitium treibt, Respect!

er ist kein Hauslehrer sondern ein Herr Hofmeister; die Küchenmagd, die vor einer Woche die Teller abg'spült hat, nún sie einen Schreiber geheiratet, Respect! sie heißt anjetzo Frau Secretärin; Eine, deren Vater unlängst ein Secretariat erhalten, Respect! bei Leibe darf man sie nit Jungfer nennen, sie heißt Fräulein. Ich glaub', wenn der Maulesel, auf dem der Prinz Absolon geritten, noch beim Leben sein sollt', prätendirt er den Titel: königliches Handpferd. Viel Leut' sein also vergafft und verafft in die großen Titul, daß man alles von ihnen verlangen kann, wenn man's wohl titulirt. Das wissen auch die Gassenbettler sehr wohl, welche den Mädeln mit ihren Preisnamen 's Geld aus'n Beutel locken. So weit ist's mit uns Deutschen kommen, daß keiner mehr Schuster heißen will, sondern Präfect eines Fußbekleidungsinstitut's, keiner mehr Schneider, sondern Kleider-Künstler, keiner mehr Bartschaber, sondern Doctor der Chirurgie erster Classʼ mit sechs Becken*). Ja, vor alten Zeiten, da war's noch besser, da hat man jede Sach' bei ihrem wahren Namen genannt, ein Wagen hat ein Wagen, eine Metze eine Metze, ein Schelm ein Schelm geheißen. Aber jetzt heißt ein Schelm ein Politiker, eine Metze eine Maitresse, ein Wagen eine Kalesche. Nun so nimm Du verfluchter Politiker deine Kalesche und fahr' darauf zum Teufel mit deiner Maitresse!"

„Ihr habt Recht, Pater, und besonders von Politikern, da hören Wir täglich von solchen, so daß Uns das Ohr

*) Pater Abraham dürfte eine solche Predigt noch heutzutage halten.

summt. Das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung fassen gar Wenige auf.“

„Und die Erklärung liegt doch schon im ersten Buchstaben des Wort's. Der Buchstab' schickt sich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formirt, ist er ein p, da man ihn umschlägt, ein q, dasselbe aufwärts wird es ein d geschaut; dafern man dieses umkehrt, wird es ein b, und solchergestalt soll vielleicht ein Politicus geartet sein, daß er sich fein in alle Modelle bequemen möchte.“

„Ihr seid und bleibt Unser geistvoller Prediger, dem Wir absonderlich gerne zuhören. Aber nicht allein Wir, auch Unsere Unterthanen verehren Euch, wie sobald keinen eures Amtes.“

„Nun ja; so lange ein Prediger eine schöne, zierliche, wohlberedte, eine aufgeputzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen unterspickte Predigt macht, da ist jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger! Ein wackerer Mann, ich hör' ihm mit Lust zu. Wenn er aber einen scharfen Ernst anfangt zu zeigen; wenn er anfangt, großen Herren die Wahrheit zu sagen, sie sollen doch einmal die Brillen brauchen, und nicht immer durch die Finger schauen, sie sollen doch mit der Justiz nicht umgehen, wie mit einem Spinnengewebe, wo die großen Vögel durchbrechen, die kleinen Mücken hangen bleiben; sie sollen doch nicht sein, wie die Destillirkolben, welche aus den Blumen die letzten Tropfen herausfaugen; wenn er anfangt, die Wahrheit zu predigen denen hohen Ministern und Räthen; wenn er anfangt den Edelleuten die Wahrheit zu predigen, daß sie den Barbieren zu sehr in's Handwerk eingriffen das Volk

zu scheeren; wenn er die Wahrheit sagt denen Geistlichen, daß sie gar oft seien wie die Glocken, welche andere in die Kirche läuten und sie selber bleiben daraus, daß sie sein wie die Nachteulen, welche das Oel bei nächtlicher Weil' aus den Lampen saufen und sich von den Kirchen erhalten und sonst nichts nützen; wenn er die Wahrheit sagt denen Soldaten, daß sie halsstarriger Meinung sind, als sei ihr Gewissen auch privilegirt; die Wahrheit den Obrigkeiten, daß sie gar oft seien wie die Spitalsuppen, worauf wenig Augen; die Wahrheit denen Mauthnern und Beamten, daß sie gar zu barmherzig sein, nicht zwar in Beherbergung der Fremdlinge, wohl aber des fremden Gut's; die Wahrheit den Zimmerleuten, daß sich bei ihnen zwar allezeit frische Späne, aber auch zugleich faule Gespäne finden; die Wahrheit zu Bäckern, daß sie zwar Mehl genug, aber zu wenig Teig zu den Semmeln nehmen; die Wahrheit den Bauern, daß sie sich gar einfältig stellen, aber so einfältig sein, wie die Schweizerhosen, die hundert Falten haben; die Wahrheit den Kindern, daß sie den Passauer-Klingen nicht nacharten, deren beste Probe ist, wenn sie sich biegen lassen; die Wahrheit den Frauenzimmern, daß sie gar zu viel ziehen an dem Schweif des Rock's, zu wenig um den Hals tragen; die Wahrheit den gemeinen Weibern, daß sie fast die Natur einer Uhr an sich haben, welche nicht ohne Unruh; wenn er auf solche Weise wird die Wahrheit reden, so bringt ihm solches Reden nur Rädern, so bringen ihm solche Wörter nur Schwerter, so bringt ihm solches Sagen nur Klagen."

„Und dennoch wirkt Ihr unermüdet fort, zum Besten

des Volkes. Daß Ihr Euch nicht ausruht und ergötzt! Seid Ihr, zum Beispiel, kein Freund von der edlen Musica?"

„Ach Gott, in den Orchestern wird statt dem Musiciren so arg geschwätzt, daß sie keine Ohr-Chester, sondern Maul-Chester sind; die Violinen sind Vieholinen, das Clarinett ist weder klar noch nett, die Flöten sind in Nöthen, spielt einer Clavier so klagen wir. Genug, alle Musicante spielen ihre Schande, das Notenpult allein ist ohne Schuld und der Di-rector ist ein Thier-Rector."

„Da habt Ihr, lieber Pater, zumeist nicht Unrecht. Wir selbst klagen gar manchen Tag darüber. Darum ergebt Ihr Euch auch der ernsteren Erholung. Wie Wir sehen, so hat es Unser Hofprediger mit einer Uebersetzung zu thun? Wie aber kann sich ein so fruchtbares Genie mit einer so mechanischen Function befassen? Welchem Werke gilt Euer Eifer?"

Pater Abraham ergriff sogleich den Quartanten des Prynne, schlug den Titel auf und wies ihn dem Kaiser vor.

Dieser stutzte.

„Wie," sagte er, „sogar Englisch, und den Prynne?" Bei diesen Worten sah er Lambecius wie fragend an. Dann fuhr er fort: „Was ficht Euch denn an, mein verehrter Pater? Ein so verrufenes Buch! Wißt Ihr wohl, daß selbes durch des Henkers Hand verbrannt wurde?"

Pater Abraham erschrack, zuckte die Achseln und sagte einigermaßen verlegen: „Eure Majestät, das ist mir nicht bekannt, ich bin auch bis jetzt auf Nichts gestoßen, was zu

einer so schreienden Verfahrungsweise Anlaß hätte geben können. Das Werk ist gegen das Komödienwesen gerichtet?"

„Uns sehr wohl bekannt," fiel der Kaiser ein, „aber mit einer solch' fanatischen Heftigkeit und ausschweifenden Uebertreibung, daß man die Unterdrückung nicht tadeln kann." Zu Lambecius gewendet, fuhr er fort: „Solch' ein Buch, als große Seltenheit, soll sich in einer Bibliothek, wie die Unserige, wohl allerdings befinden; es sollte aber eigentlich Niemanden zur Benützung mitgetheilt werden." — Nach einer kleinen Pause setzte Leopold rasch und mit einer freundlichen Kopfneigung zu Pater Abraham hinzu: „Niemanden, als einem Manne, wie unser werther Hofprediger. Ihr habt also vor, die Uebersetzung in Druck ausgehen zu lassen?"

„Nichts Anders, Eure Majestät," erwiderte Pater Abraham. „Und ich glaubte dadurch den guten Sitten einen wesentlichen Dienst zu erweisen, da nach meiner Ueberzeugung der Moralität, besonders der Jugend, Nichts so nachtheilig und zerstörend sein kann, als das profane Komödienzeug. Denn, wenn schon die jungen Kinder alle die Liebeshändel und Löffeleien, dann auf der andern Seite die Schlechtigkeiten der Menschen so anschaulich kennen lernen, was soll aus ihnen werden? Die Komödie ist eine Schule des leidigen Satans. Ich will von der Kanzel dagegen donnern, und hernach den Prynne im Auszuge mit Anmerkungen und Nutzanwendung, auch mit unterschiedlichen Kupferstichen herausgeben."

Pater Abraham holte jetzt Athem. Der Kaiser aber sagte: „Mein lieber Hofprediger, Ihr gerathet da in eine

wahrhaft mönchische Ereiferung. Wir sind weder mit dem Prynne, noch mit dem Pater Abraham einverstanden, wenn von der Komödie die Rede ist. Wisset, daß es Uns lieb sein werde, wenn Ihr von diesen Euren Donnerkeilen absteht. Ihr würdet ja selbst Uns Unschuldige versengen, die Wir die Komödie, die auch sehr viele Gründe für sich hat, nun einmal protegiren. Was sagt Ihr dazu?"

Pater Abraham verbeugte sich, schlug den Prynne und das Lexikon zu, nahm von dem Papierfascikel die zwei halbbrüchig beschriebenen Bogen ab und zerriß sie zweifach aber mit der größten Ruhe und Anständigkeit; dann legte er diese Fragmente dem Kaiser zu Füßen; Alles dies ohne ein Wort zu sprechen.

Leopold erhob sich und wendete sich im Fortgehen mit einem sehr huldvollen Blicke zu Pater Abraham mit den Worten: „Ich sehe, mein verehrter Hofprediger, Wir verstehen uns in All und Jedem. Lebet wohl!"

Zwölftes Capitel.

Der Todtentanz.

Wir befinden uns abermals in den Katakomben der Stefanskirche und zwar in dem Saale, welcher den Lanzettenrittern als Versammlungsort dient. Da dessen Einrichtung bereits aus dem Anfange unserer Erzählung bekannt ist, so bedarf es weiter keiner näheren Beschreibung.

Die Lanzettenritter waren vollständig versammelt, denn es hatte sie der Großmeister, seiner bereits damals gemachten Andeutung zu Folge, neuerdings entbieten lassen.

Es handelte sich diesmal um die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund und man erwartete die zu dieser Feierlichkeit festgesetzte Stunde.

Die Ritter ergingen sich gruppenweise plaudernd in dem schauerlichen Saale. Um die Leute zu kennzeichnen, welche da beisammen waren, wollen wir dem leise geführten Gespräche Zweier aus ihnen lauschen.

„Also mein lieber Bandoli," sagte der Eine, „Ihr habt Euer schönes Neapel verlassen und gedenkt hier in Wien Eure Heldenthaten auszuführen. Ich muß gestehen, daß ich die Brüder vor Euch gewarnt habe, denn ich halte es für unmöglich in dem berüchtigtsten der neapolitanischen Banditen eine dem Bunde bis zur Selbstaufopferung treu ergebene Seele zu finden."

„Da habt Ihr noch keinen Begriff von Banditenehre, mein lieber Rollo," antwortete gelassen der Angesprochene.

„Banditenehre?" hohnlachte Rollo. „Hört einmal, das wäre die neueste Specification des edlen Wortes, die sich mit dem Charakter eines Meuchelmörders — Ihr seht ich schmeichle unserm Bunde nicht — kaum in Verbindung bringen läßt."

„Ihr glaubt? Nun ich will Euch sagen, daß ich, der berüchtigtste aller italienischen Banditen, ich Cesare Bandoli, mehr Ehre im Leibe habe, als alle hier anwesenden Schurken — Ihr seht ich schmeichle dem Bunde ebenfalls nicht — mitsammen. Was sagt Ihr zu folgendem Vorfalle? Zwei vornehme Neapolitaner vereinigten sich dergestalt, daß Einer den Andern meuchlings ermorden lassen wollte. Ein jeder wendete sich an mich, der ich auch für fünfzig Pistolen

jedem meine Dienste zusagte und, in strengster Erfüllung meines gegebenen Banditenwortes, den, der mich zuletzt gedungen hatte, zuerst in's jenseits beförderte. Als ich mich in gleicher Absicht auch bei dem Andern einfand, meinte dieser — da er pränumerando gezahlt hatte, — ich käme blos, um mein verdientes Lob zu ernten, weßhalb er mich auch mit den entzückendsten Lobtiraden überhäufte. Ich hörte ihm natürlich wohlgefällig zu; als mein Client aber ausgeredet hatte, nahm ich das Wort und sagte: Herr, ich that nichts als meine Schuldigkeit, als Mann von Ehre, ich breche nie mein Wort und muß Ihnen daher offen gestehen, daß mir der Edelmann, bevor ich ihn niederstieß, gleichfalls fünfzig Pistolen baar ausgezahlt hat, um an Ihnen das gleiche zu thun. — Der gute Mann fiel auf die Kniee und bot mir viel Geld, um sein Leben zu erhalten. — Ich sagte aber trocken zu ihm, daß ich zwar von dem Todten nicht mehr zur Rede gesetzt werden könnte, wenn ich ihn am Leben ließe, daß mir aber mein, einem Manne von Rang gegebenes Wort zu heilig sei, als daß ich es um alles Gold der Welt brechen sollte, und — damit sank der Nobile von meinem Stilete durchbohrt todt zu Boden."

„Hört, das hätten wenige Eures Gleichen gethan. Wer weiß ob ich selbst eine Ausnahme machen würde. Es scheint demnach Euer Dolch eine Ehrenwaffe zu sein?"

„Im vollsten Sinne des Wortes, denn ich bediene mich keiner andern als der Ehrenwaffen, das heißt: des Stilets, Pistols und so weiter. Ich habe nach und nach circa achtzig Cavaliere meuchlings mit eigener Hand gemordet, aber mich wie gesagt dabei nur einer Ehrenwaffe,

nie des Giftes bedient, weil Giftmischerei, als zu leichte Arbeit tief unter der Würde des Banditen steht. Ich habe mich redlich nur von meiner Profession, das heißt vom bezahlten Meuchelmorde genährt und heiße daher nicht mit Unrecht im Volksmunde der große Bandit." *)

„Wenn Ihr aber so streng auf Eure Ehrenwaffen haltet," entgegnete Paolo Rollo, „wie kommt es, daß Ihr Euch herbeilaßt mit dem Peststoffe zu arbeiten?"

„Bruder, die Hauptsache bleibt die Lanzette, und die ersetzt hier das Stilet."

„Ihr seid sehr spitzfindig, wenn es darauf ankommt Eure Maxime zu vertheidigen, und wie es scheint erbarmungslos in deren Ausübung. Wie Genueser sind weniger empfindsam für das, was ihr Banditenehre nennt."

„Ihr seid ein Genueser?" rief Vandoli. „Dann mußt Ihr wohl schon vom Tode des Sängers Alessandro Stradella gehört haben?"

„Wie sollt' ich nicht, da ich selbst ihn umgebracht habe."

„Ihr? Ihr habt den „Apollo della Musica," wie man den Jüngling der Schönheit seines Körpers und seiner Werke wegen genannt hat, erdolcht? Wie ging das zu? Erzählt doch."

„Der musikalische Johannes, wie ich stets Stradella nennen hörte, war ein Neapolitaner, wo er auch seine Studien machte, ging aber dann nach Venedig, wo sich ein junges Frauenzimmer in ihn verliebte und ihm heimlich

*) Die Facten, welche über diese beiden weltberühmten Banditen hier erzählt werden, sind historisch.

nach Rom folgte. Darüber wurde der Vormund des Mädchens aufgebracht und reizte einen jungen Mann, dem sie zur Frau versprochen war, diesen Raub durch Stradella's Tod zu rächen. Der Bräutigam schwört es, geht nach Rom, mit in die Kirche, in welcher, wie er erfahren hatte, soeben Stradella sein wundervolles Oratorium San Giovanni Battista aufführt und ist fest entschlossen, an heiliger Stätte selbst den scharfgeschliffenen Dolch in des glücklicheren Nebenbuhlers Blute zu färben. Doch kaum hat er die Kirche betreten, die Musik, ja Stradella selbst singen und spielen gehört, so wandelt sich sein Rachedurst in die zarteste Rührung um. Er schreibt dem Vormunde, daß Stradella noch vor seiner Ankunft Rom verlassen habe und gibt diesem selbst Mittel an die Hand den weiteren Verfolgungen des erbitterten Vormunds auszuweichen. Im Carneval des gegenwärtigen Jahres erhält Stradella den Ruf nach Genua, um daselbst seine Oper „La Forza dell' amor paterno" in Scene zu setzen. Sie wird aufgeführt und erregte unbeschreiblichen Enthusiasmus, indeß kaum hatte Stradella die Vorstellung verlassen, um in seine Wohnung wiederzukehren, als er unterwegs von einem neugedungenen Mörder überfallen und niedergestoßen wird."

„Und dieser Mörder war't also Ihr, Rollo!"

„Ja, carissimo, der war ich. Man hat mir dafür hundert Pistolen bezahlt und mir wohlweislich gerathen abzuwarten, daß ich seine wundervolle Musik nicht höre und mich etwa durch die Macht seiner Töne davon abhalten ließe, ihn zu expediren. Ich habe meine Aufgabe erfüllt, gäbe aber gerne die ganze Summe darum, wenn

es jemand übernähme meinem schuftigen Auftraggeber desgleichen zu thun."

„Habt Ihr die hundert Pistolen bei Euch?

„Ja."

„So gebt sie her."

„Da. Was wollt Ihr aber thun?"

„Ihr habt nun den Dolchstoß an den Vormund bezahlt und könnt Euch darauf verlassen, daß der Kerl geliefert ist."

„Hört, ich bewundere Euch. Aber wie kommt Ihr dazu, den Tod Stradella's an dem schurkischen Vormunde des Weibes rächen zu wollen?"

„Warum ich den Tod rächen will? Weil ich jener Bräutigam bin, den Theresa um Stradella's Willen verließ und der bei Stradella's Himmelstönen geschworen, den Mann zu schützen oder zu rächen. Und den Schwur zu halten ist meine Banditenehre. Doch still, da kommt der Großmeister, die Ceremonie beginnt."

Die Lanzettenritter setzten sich auf die Stühle.

„Die Versammlung ist vollzählig," sprach dumpfen Tones der Großmeister, „die Aufnahme des neugeworbenen Lanzettenritters kann beginnen."

„Führt den Neophiten herbei!" rief ein Gast der Tafelrunde.

Ein Seitenpförtchen knarrte. Es war so kunstreich in einer Ecke angebracht, daß man es erst gewahrte, als es sich schnarrend in seiner Angel drehte.

Ein bleicher Mann erschien auf der Schwelle

Der Todtengräber Michael Unkner trat ein.

Die Haare standen ihm buchstäblich zu Berge, er zitterte sichtbar an allen Gliedern, Leichenblässe bedeckte sein sonst so gelbes Antlitz.

Der Großmeister erhob sich.

„Neophite," sprach er, „man wird Dir nun mehrere Fragen vorlegen, die Du mit bestem Recht und Gewissen zu beantworten hast. Hörst Du darauf?"

Mit schwacher Stimme lispelte Unkner ein: „Ja."

„Fragt ihn, Bruder „Tod."

Der also aufgeforderte Bündner erhob sich und legte dem Todtengräber mehrere Fragen vor, die dieser in nachfolgender Weise beantwortete.

„Wie kommt Ihr hierher unter uns?"

„Ein fremder Arzt, den ich unter dem Namen Prinz Dachem kennen lernte, wies mich an Euch."

„Zu welchem Zwecke?"

„Ich will Gold, viel Gold verdienen und Euch dafür helfen das große Sterben in Wien zu veranlassen."

„Weißt Du, wie dies von deiner Seite aus zu geschehen hat?"

„Ja. Ich muß ein Leichensämann werden."

„Willst Du dies ernstlich werden?"

„Ich bin bereit jeden Schwur darauf abzulegen."

„So vernimm den Schwur und spreche ihn nach. Strecke vorerst die rechte Hand hinab zur Erde."

„Es ist geschehen," stammelte der Todtengräber.

„So entblößt die Dolche!" befahl der Großmeister.

Ein Dutzend Dolche funkelte im fahlen Lichte des Todtenkandelabers.

„So ſpreche denn: Der Friedhof ſei fortan meine Heimat, der Tod mein Herr und König, die Peſt meine Geliebte! Ich will das große Sterben ſäen, hier wie überall, wohin mich die Lanzettenritter beordern und ginge der Weg über die Leiche meiner Eltern, meines Weibes, meiner Kinder! Mein Athem ſtocke, mein Blut gerinne zu Eis, das Fleiſch verdorre an meinen Beinen, meine Seele ſei verdammt durch alle Ewigkeit, wenn ich wanke im Gehorſam, wenn ich erlahme oder Verrath übe im Dienſte der Gruft! Von dieſer Stunde an trete ich alle Bande, welche die Menſchheit verknüpft, mit Füßen, denn ihre Feinde ſind meine Freunde, die Geiſter der Tiefe wurden meine Bündner, ihr Herr und Meiſter ward mein Abgott! In dieſem Glauben lebe ich, in dieſem Glauben will ich ſterben, ein Sämann des Todes, ein Schnitter lebendiger Garben, ein Winzer blutiger Thränen!“

Unkner ſank erſchöpft bei den letzten, von ihm nachgeſprochenen Worten in die Kniee.

„Erbärmlicher Schwächling!“ flüſterte der Bandit Ceſare Bandoli zu Rollo. „Dem Kerl traue ich nicht allzuweit und merke ich den mindeſten Anſchein von Verrath, ſo erwürge ich ihn, denn mit der Ehrenwaffe berühre ich das Scheuſal nicht.“

„Die Aufnahme iſt geſchehen, ſein Bundesname ſei „Leichenſämann,“ ſprach der Großmeiſter. „Laßt erſt den Mann ſich erholen, dann führt ihn in den Feſtſaal.“

Die Lanzettenritter entfernten ſich.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Unkner von zwei Dienern zu einem Nebenſaal geleitet, der gleich-

falls ganz mit Todtengebeinen ausgelegt war. An den Wänden befanden sich aus Schädeln und Knochen gebildete Sitze. Der Saal war leer und nur nothdürftig mit Lampen erhellt, welche ebenfalls aus Schädeln formirt waren.

Eine Weile herrschte Grabesstille, dann plötzlich näherte sich ein seltsames und unerklärliches Geräusch, welches aus oberen Stockwerken sich zu nähern schien. Es klang wie überirdische Musik, unter die sich Gekreisch und Gestöhn wie von gequälten Sterbenden mischte und die Töne alle waren von so grausigem Gelächter begleitet, als ob die Dämone der Hölle losgelassen wären.

„Die Todten der Stefansgrüfte sind aus ihren Gräbern erstanden!" murmelte zähneklappernd Meister Unkner.

Da sprang eine Seitenthür auf und ein bläuliches Licht verbreitete sich im Gemache. Darauf erschienen groteske Gestalten, in phantastische Gewänder gekleidet und jede mit einem Gerippe gepaart. Einige dieser gräulichen Wesen spielten auf Tamburinen, andere auf kupfernen Becken, und das Gemisch dieser Instrumente brachte eine schauerliche Musik hervor. Die Gesellschaft bestand aus allen Ständen. Es befand sich dabei ein Papst in seiner Tiara und hohenpriesterlichen Gewändern, ein Cardinal in Hut und Robe, ein Monarch mit dem Scepter in der Hand und den Insignien des Königthums bekleidet, eine gekrönte Königin, ein Bischof mit Mitra und Krummstab, ein Abt mit dergleichen, ein Herzog im Staatsgewande, ein Canonicus, ein geharnischter Ritter, ein Richter, ein Advocat, eine Magistratsperson, ein Arzt, ein Astrolog, ein Kaufmann, ein Soldat, ein Bettelmönch, eine Nonne,

zuletzt ein Geizhals, ein Spieler, ein Blödsinniger, ein Räuber, ein Blinder und ein Bettler, welche alle an ihrem Anzuge kenntlich waren und — den Todtentanz nach den Gemälden eines berühmten Malers bildeten.

Voran sprang eines der größten und scheußlichsten Gerippe unter ausgelassenem, gellendem Gelächter, auf eine kleine Trommel schlagend, die an einem schwarzen Bande an seinem Halse hing. Der Zug bewegte sich einige Male im großen Saale auf und ab. Unkner, dessen Aeußeres einem lebendigen Gerippe stark ähnelte, empfand bald ein Verlangen sich dem Maskenfeste anzuschließen; er entledigte sich seines Wamses, machte sich Arme und Beine bloß und mischte sich unter den Zug.

Fortwährend tönte dabei eine schaurige Musik, die aus einem oberen Stockwerke zu kommen schien. Nach einer Weile ging diese in eine Tanzmelodie über und nun begann ein Bacchanal, wie es so wohl noch nie zur Darstellung gekommen. Das Gerippe an der Spitze — die Maske bestand aus einem elastischen Anzuge von bleicher, leichenähnlicher Farbe — warf endlich die Trommel weg, ergriff eine Sense und ein Stundenglas und begann einen Solotanz, der an Schauerlichkeit und Ungeheuerlichkeit das Unerreichbarste bot.

In wilder Lust schwang sich alles durcheinander, die Gebeine rasselten, fortwährend dröhnende Glockenschläge betäubten die Ohren, ergriffen das Gehirn. Unkner befand sich mitten unter den Rasenden und wurde, wie von einem Wirbelwinde mit fortgerissen, Schaum hing an seinen Lippen, kalter Schweiß troff von seiner Stirne, die Kniee

brachen ineinander — da übertönten drei furchtbare Tamtamschläge die Orgie und Unkner sank ohnmächtig zu Boden.

Augenblicklich trat Todtenstille ein.

„Es ist Zeit das Possenspiel zu enden," rief die Stimme des Oberherrn. „Zieht dem Schurken die Kleider an und steckt ihm hundert Ducaten in den Rocksack, dann legt ihn vor die Thüre seines Häuschens. Die kalte Nachtluft wird ihn wohl zu sich bringen."

Man hob den Todtengräber auf und trug ihn fort.

„Nun laßt uns gehen. Sperrt die Gemächer und entfernt Euch nicht durch die Katakomben, sondern durch das Haus, in dessen Souterrain wir uns eben befinden. Binnen Kurzem beginnt unsere Wirksamkeit und dann — Adieu, Katakomben! Ihr werdet nur mehr die Leichen unserer Opfer zu empfangen haben."

Er ging. Die Bundesritter folgten ihm, nachdem sie ihre Verkleidungen abgeworfen hatten.

Einige Zeit darauf erwachte Unkner aus seiner Ohnmacht vor seinem Häuschen. Er lag auf dem Boden und als er sich erhob, fühlte er das Klingen der Goldstücke in seiner Tasche.

„Das nenne ich prompte Bezahlung," murmelte er vor sich hin. „Aber meine Herren Ritter, Ihr irrt Euch groß, wenn Ihr glaubt, daß diese Summe und wenn sie verzehnfacht würde, dem Geschäfte gleichkommt, was ich ohne Euch zu machen hoffe. Die Pest wollen wir nach Wien einberufen, aber damit diene ich mir selbst am besten. Ich werde mir die Erbschaften der guten Wiener aneignen, werde mir Magazine mit den Verlassenschaften anlegen

und das soll mir so viele Hunderttausende tragen als Ihr mir Gulden zu geben gedenkt."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, machte er noch eine Runde auf dem Kirchhofe und begab sich sodann zur Ruhe.

Und der Mann entschlief sanft, wie ein schuldloses Kind!

Die Seele des Menschen ist fürwahr das seltsamste Räthsel in der allmächtigen Schöpfung. Vor wenigen Augenblicken bis zu Tode geängstigt, vermag ein Nichts im Weltall sie in süße Ruh' zu wiegen. Auf wie lange aber!? —

Dreizehntes Capitel.

Das Ballet zu Pferde.

Der Tag des kaiserlichen Festes war herangekommen. Ein Ballet, welches keine Tänzer, sondern Reiter und Pferde aufführten, sollte weltberühmt werden und durch seinen Glanz das Herrlichste verdunkeln, was man bis dahin bei Lustaufzügen und Ritterschauspielen in Deutschland, ja in ganz Europa gesehen hatte. Der Monarch selbst beschloß an dem Ritte theilzunehmen und seine hohe Gemalin gedachte als oberste Schutzfrau die Preise bei dem Feste zu vertheilen. Da wir die Person des Kaisers hinlänglich geschildert haben, erübrigt uns hier noch einige Worte über die Kaiserin zu sprechen.

Kaiser Leopold I. war damals bereits zum drittenmale vermält. Seine erste Gattin, eine Tochter Philipp's IV., Königs von Spanien, hieß Margaretha Theresia.

Die Vermälung fand bald nach dem Regierungsantritte des Monarchen ſtatt und der jungen Kaiſerin zu Ehren ward bereits 1665 jenes berühmte Ballet aufgeführt, das nunmehr nach zwölf Jahren neuerdings in Scene gehen ſollte. Leopold's erſte Gemalin ſtarb im Jahre 1673. Ihr folgte die ſtolze Claudia Felicitas, eine Tochter Ferdinand Carl's von Oeſterreich-Tirol, eine Frau von großer Schönheit, prachtliebend, ſtarken und männlichen Geiſtes. Kaum drei Jahre ſaß ſie auf dem Kaiſerthrone, aber dieſe kurze Zeit war von tiefeingreifenden Wirkungen geweſen. Es iſt kaum zu zweifeln, daß Claudia es war, welche den Sturz des Oberſthofmeiſters Fürſten von Lobkowiz und ſeine Verbannung herbeigeführt hatte; mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß, wenn ſie länger gelebt hätte, ſie eine völlige Umgeſtaltung in den höchſten Kreiſen zu Wien herbeigeführt haben würde. Aber ſie ſtarb an einem unheilbaren Bruſtleiden und der Kaiſer ſelbſt hatte ſie während ihrer langen Krankheit und troz der Gefahr einer Anſteckung mit größter Sorgfalt gepflegt.

Bei ihrem Tode hatte Leopold nur eine einzige Tochter, die Erzherzogin Antonia, die ihm ſeine erſte Gemalin Margaretha geboren hatte. Die wichtigſten Staatsrückſichten heiſchten ſeine Wiedervermälung. Groß war die Bewegung, welche durch die Ausſicht auf eine neue Heirat des Kaiſers in den Wiener Hof gebracht wurde. Die mächtige badiſche Partei, den Markgrafen Hermann an der Spitze, hätte gern eine Prinzeſſin dieſes Hauſes auf dem Kaiſerthron geſehen. Graf Sinzendorf, Präſident der Hofkammer, arbeitete im Intereſſe einer däniſchen Prinzeſſin;

denn dieſe wäre mit ſeiner eigenen Gemalin, einer gebornen Prinzeſſin von Holſtein, nahe verwandt und dadurch, wie er meinte, ſein Einfluß für immer geſichert geweſen. Für dieſe Wahl ſtimmten auch die Spanier, denn ſie waren gegen die dritte Prinzeſſin, die in Vorſchlag gebracht worden war, Eleonore Magdalena Thereſia von Pfalz-Neuburg; ſie fürchteten den Einfluß ihres Vaters, eines hochbejahrten Mannes, der bekannt war, wegen ſeiner großen Erfahrung, ſeines durchdringenden Verſtandes und der Befähigung, ſeinen Anſichten und Wünſchen dort, wo er wollte, Eingang zu verſchaffen. Hierzu kam noch die große Anzahl Brüder, welche die Prinzeſſin beſaß und von denen man fürchtete, daß ſie, wie es ſpäter thatſächlich der Fall war, auf Koſten des Kaiſers oder doch durch ſeinen Einfluß verſorgt werden müßten.

Aber die Prinzeſſin Eleonore von Neuburg hatte gar mächtige Bundesgenoſſen am kaiſerlichen Hofe, welche ihr die Pfade daſelbſt zu ebnen ſuchten. Die höchſtgeſtellte Perſönlichkeit unter ihnen war die verwitwete Kaiſerin Eleonore von Gonzaga, die edle Stiefmutter Leopold's I. Seit ſeiner Jugend hatte ihr Leopold eine faſt ſchwärmeriſche Anhänglichkeit bewahrt; ſtets war er deſſen eingedenk, daß ſie zu einer Zeit, zu welcher Niemand ſeine dereinſtige Thronfolge ahnte und nur wenige am Hofe ſich um ihn kümmerten, ſich immer mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit ſeiner angenommen hatte. Als es ſich um Leopold's Kaiſerwahl handelte, ſoll Eleonore mit Aufopferung ihrer Erſparniſſe die Erreichung dieſes Zieles zu erleichtern getrachtet haben. Solche Dinge pflegte Leopold nie zu vergeſſen. Deßhalb

übte auch die Kaiserin Witwe einen so mächtigen Einfluß auf ihn, daß er dem Hofe von Madrid gefährlich schien und man ihn von dort aus durch Vermittlung der Kaiserin Margaretha (Leopold's erster Gemalin) zu bekämpfen suchte, ein Bestreben, das sich jedoch als nutzlos erwies, denn es vermochten weder die Spanier das Ansehen, in welchem die erhabene Witwe bei ihrem Stiefsohne stand, zu schmälern, noch sie selbst für ihre Plane zu gewinnen. Ihr Stolz war es, alle Bestrebungen, welche darauf hinzielten, stets zurückgewiesen zu haben. Man sagte von ihr, daß sie vorsichtig, zurückhaltend und wenig geneigt sei, sich in irgend etwas einzulassen; wenn sie aber einmal ihren Willen erklärt habe, so gehe sie nicht mehr davon ab, bis nicht das vorgesteckte Ziel wirklich erreicht sei.

Was nun die abermalige, dritte Vermälung des Kaisers Leopold betraf, so hatte Eleonore zwar erklärt, sie werde keinen Einfluß auf die Wahl ihres Stiefsohnes üben und jede von ihm Gewählte sollte ihre geliebte Schwiegertochter sein; aber dennoch wies sie nicht undeutlich auf die Prinzessin Eleonore von Neuburg hin, welche sie zur Taufe gehalten hatte und die deßhalb den gleichen Namen trug. Auch der vornehmste Rathgeber, welchen der Kaiser damals besaß, der Hofkanzler Hocher, wirkte in diesem Sinne, so daß sich Leopold für diese Prinzessin entschied und seine Wahl war allerdings weitaus die glücklichste, die er hätte treffen können.

Eleonore Magdalena konnte in den meisten Beziehungen als der entschiedenste Gegensatz zu ihrer Vorgängerin gelten. War Claudia stolz und herrisch, so war

Eleonore ſanft und demüthig, ſtrebte jene Einfluß über ihren Gatten zu gewinnen und ihn nach ihrem Willen zu leiten, ſo beſtand Eleonorens Wunſch einzig und allein darin, ihm zu gefallen und ihm zu dienen; jene war prachtliebend und eine Gönnerin der Künſte, dieſe aber einfach und prunklos, von einem faſt klöſterlichen Lebenswandel, nur mit der Sorge für ihren Gatten und ihre Kinder, und mit eifrigen Andachtsübungen beſchäftigt. Sie hatte von der ohnedies nur ſparſam eingerichteten Hofhaltung Alles zu entfernen geſucht, was einem überflüſſigen Prunke ähnlich ſah, trachtete nicht, wie Claudia, nach politiſcher Macht, denn ſie wußte wohl, daß ihr Gemal nicht liebte, wenn Frauen ſich zur Theilnahme an Staatsgeſchäften zu drängen ſuchten, daher ſie es vermied, ſich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mengen. Nur was die Vertheilungen der kaiſerlichen Gunſtbezeugungen betraf, hatte die Kaiſerin ein gewichtiges Wort mitzuſprechen; doch war ſie ſparſam damit und geizte mit ihrem Vorworte, um demſelben dann größere Macht zu ſichern, wenn ſie es für eines der Mitglieder ihrer Familie eintreten ließ, der ſie eine faſt leidenſchaftliche Anhänglichkeit bewahrte. Aber ſie hatte eine ſo glückliche Art, bei dem Kaiſer ihre Wünſche anzubringen, daß dieſer, indem er ihr willfahrte, doch den betreffenden Beſchluß immer aus eigenem Antriebe gefaßt zu haben ſchien. Indeß ließen ſich die ſcharfen Blicke der Hofleute über das wahre Sachverhältniß nicht täuſchen und ſie wußten wohl, wie mächtig das Vorwort der Kaiſerin und wie gut Derjenige daran war, dem ſie ihre Unterſtützung lieh; daher beſtrebte ſich Jeder, auch der einfluß-

reichſte Miniſter, ihre Gunſt zu erwerben, und nur wenn er derſelben gewiß zu ſein glaubte, hielt er ſich in ſeiner Stellung für geſichert.

Es bedurfte daher nur der Nachricht, Ihre Majeſtät werde die Schutzfrau des Turnieres ſein, um neugierige Zuſchauer und Schaaren ſich drängender Kämpfer herbeizurufen.

Zum Schauplatze diente der große, fünfthalbhundert Fuß lange Hof der kaiſerlichen Burg. Er war ringsum von Bauwerken eingefaßt, die ein kunſtreicher italieniſcher Architekt aufgeführt hatte. An beiden langen Seiten des Hofes erhoben ſich, mit Säulen und Pilaſtern geſchmückt, Logen und Sitze für die Zuſchauer. An der ſchmäleren Seite des Platzes gegen Oſten ſah man zwiſchen zwei großen Thoren ein hohes Prachtgebäude, deſſen Gipfel mit Wolken bedeckt war. Gegen Abend befand ſich zwiſchen zwei gleichen Thoren eine Bühne für die kaiſerliche Familie. In der Mitte ſtand der Thronſtuhl der Kaiſerin. Zweihundert Fenſter der ringsumlaufenden Burg, welche die Gerüſte nicht bedeckten, waren von prächtig geputzten Edelfrauen beſetzt. Man glaubte vor einer Blumenterraſſe zu ſtehen, Köpfchen drängte ſich an Köpfchen und jedes mahnte an eine Roſe, freilich zuweilen auch an eine übernächtige und darum etwas bleichere. Was aber an natürlichen Reizen fehlte, erſetzte gewählter Putz und funkelnder Schmuck.

Auch Comteſſe Charlotte Steineck war zugegen; an ihrer Seite ſaß das ungariſche Fräulein Elsbeth. Erſtere ſah unendlich reizend aus. Man denke ſich dieſe rührende Geſtalt in einem weißen Atlaskleide, die ſchlanke

Taille durch einen violettblauen Gürtel von Amethysten, welche Vergißmeinnichte bildeten, noch mehr hervorgehoben, um den Hals einen Schmuck von ähnlichen Blumen, aus denselben Steinen geformt tragend und in üppig wogenden Locken ein Diadem, welches dazu paßte. In der Hand trug sie ein Büschchen von natürlichen Vergißmeinnicht. Ihre Freundin Elsbeth trug eine köstliche Robe von Rosa-Atlas, auch hatte sie eine rothe Rose vor die Brust gesteckt.

Was das Volk anbelangt, so war demselben auf eigenen Gallerien der Tribunen Platz eingeräumt worden und schon vorzeitig erwiesen sich diese als überfüllt. Noch ärger war das Gedränge vor der Burg; man hatte in den benachbarten Straßen schwere Mühe auch nur zollbreit vorzudringen. Das fühlte insbesondere unser lustiges Kleeblatt Luftig, Meßytko und Kupreczky, das nicht vermochte bis an den Eingang zu der riesigen Schaubühne zu gelangen. Und wenn selbst dem starken Bärenhäuter die Kraft dazu erlahmte, was sollten die Uebrigen machen, welche ihm entgegen nur schwache Halme waren.

Da erschien unser Volkssänger Augustin.

„Herrlich, daß ich Dich treffe," flüsterte der Bärenhäuter dem Männlein zu, „dieses Blatt muß noch vor dem Feste in die Hände des Grafen Otto von Limburg-Styrum."

Augustin nahm das Papier und antwortete: „Hör', Du verlangst Dinge, die in's Bereich der Unmöglichkeit g'hören."

„Ich habe," fuhr Luftig leise fort, „dem häßlichen Abenteurer, als ich ihn auf der Hausflur in der Schenke

zum rothen Dachel zu Boden geworfen, ein Schreiben entwendet, das er, wie ich früher bemerkte, vor dem Eintritt in's Locale in seinem Wammse verwahrte. Leider war's in Ziffern geschrieben und leider hat's mein gelehrter Oheim, der Schullehrer, erst heut' früh enträthselt; zum weiteren Unglück verspäte ich mich in der Mühle und so dürfte das Blatt Papier, das nichts als eine flüchtige Warnung enthält, ohne deine Beihilfe kaum noch zur rechten Zeit in des Oberstlieutenants Hände kommen."

„Aber sag' einmal, wie soll ich durchdringen, wo Du, Goliath, nit hinein kommst!"

„Bei Dir ist's etwas anderes. Dich kennt die ganze Stadt und macht Dir freiwillig Platz."

„No, ich will mein Glück probiren. Wenn's aber nit g'lingt, bin ich nit schuld daran."

„Geh, und Gott segn Dich."

Augustin trat die bittere Reise an, wußte sich aber mit der Geschmeidigkeit eines Aales durch das dichte Gedränge zu winden, wobei er es, wenn man ihn nicht freiwillig durchließ, nicht an beißenden Schmähworten und treffenden Spruchweisen ermangeln ließ. So stieß er, zum Beispiel, einen kleinen kupfernasigen Schuster, der ihm absichtlich den Weg vertrat, in den Straßenkoth und rief ihm zu: „Der Frosch hupft wieder in den Pfuhl, wenn er gleich säß' im goldnen Stuhl!"

Nach unsäglicher Bemühung gelangte er schweißtriefend endlich, und selbst da nur durch die Dienstwilligkeit eines kaiserlichen Lakaien, der sich oft an seinen Liedern zu ergötzen pflegte, dicht an das Portal, wo die Cavaliere auf-

ritten, die beim Ballete zu figuriren hatten. Er fand auch seinen Lohn, denn der erste stattliche Ritter, welcher dem Volkssänger in die Augen fiel, war glücklicherweise der gesuchte Graf. Er rief ihn daher laut bei seinem Namen an und fügte ein Sprüchlein bei: „Verstand g'hört zum Rathen, Gott's Beistand zu Thaten!"

Der Graf, überdies ein sehr leutseliger Cavalier, wurde aufmerksam und ritt näher heran, den Volkssänger fragend, was er eigentlich wolle.

Augustin reichte ihm rasch das Papier, als aber Graf Styrum zu lesen begann, was darauf geschrieben stand, ertönten die Fanfaren, welche die Ankunft der Kaiserin verkündeten, weßhalb die Reiter eilen mußten, um nach der Schaubühne zu gelangen. Der Oberstlieutenant steckte daher das Blatt ungelesen zu sich und zugleich drängten die kaiserlichen Hatschiere Augustin zurück.

Ihre Majestät, Kaiserin Eleonore, bestieg den Thronstuhl. In ihrer Nähe befanden sich, außer den Hofdamen, noch die höchsten Würdenträger des Reiches. Man sah da den kaiserlichen Generallieutenant Herzog Carl V. von Lothringen, der nach Wien gekommen war, um sich mit dem Kaiser über die Verhältnisse in Ungarn zu berathen, den Grafen Raimund Montecucoli, Fürsten von Malfi, den alten ruhmgekrönten Feldherrn, den Radetzky seiner Zeit, Turenne's würdigen Gegner, vom Volke „der König der Waffen" genannt. Er lebte, seit er den wohlverdienten Ruhestand genommen, in Linz, von wo ihn das Gerücht von dem prachtvollen Feste nach der Kaiserstadt gelockt hatte. Einen ähnlichen Grund hatte die An-

weſenheit des Biſchofs von Wiener Neuſtadt, des eben ſo kriegsgewandten als frommen Grafen Leopold Kollonics; neben ihm befand ſich General Graf Ernſt Rüdiger Starhemberg und beide dachten ſicher noch nicht daran, daß ſie vier Jahre ſpäter, während der Türkenbelagerung, vereint die Retter und Erhalter der Chriſtenheit ſein ſollten. Weiter zeigten ſich: der Oberſtlandjägermeiſter Graf Khevenhüller, der Kanzler von Siebenbürgen Graf Bethlen, ein treuer Freund des Kaiſers, der niederöſterreichiſche Statthalter Graf Jörger, welcher ſich ſpäter durch die Einführung der Stadtbeleuchtung, geregelteren Polizeiwache u. ſ. w. verdient gemacht, und ſo noch viele Andere. Für die fremden Geſandten waren eigene Plätze aufbewahrt worden.

Nachdem nochmals die Fanfaren geblaſen wurden, ging das Ballet in Scene. Es begann zugleich eine rauſchende Muſik von vielen Inſtrumenten.

Es öffnete ſich ein Thor und es kam ein Schiff herein, das mit den Wellen, die es umgaben, ſich langſam fortbewegte. Es hatte einen Maſt mit ſchwellenden Segeln und war mit vergoldeter Bildhauerarbeit auf purpurfarbenem Grunde reich verziert. Die überall angebrachten Sterne und das goldene Vließ kündigte es als das berühmte, unter die Sterne verſetzte Schiff der Argonauten an. Schiffer und Helden in prächtigen Kleidern und Rüſtungen, eine Schaar von ſechzig Männern, befanden ſich auf dem Verdecke. Dreißig Tritonen, mit blauen und ſilbernen Schuppen bedeckt, mit Muſchelhörnern in den Händen, gingen neben dem Schiffe her. Als das Fahrzeug in der Mitte

des Platzes stille hielt, erhob sich auf dem Hintertheil Göttin Fama von ihrem Throne und verkündigte in einer italienischen Arie den Zweck der Ankunft der Argonauten. Sie seien, sang sie, mit ihrem Schiffe vom Himmel herabgekommen, um dem Gefechte beizuwohnen, welches den neuerlich entstandenen Streit zwischen Beherrschern der Luft und Wassers ihren Verbündeten, den Göttern des Feuers und der Erde entscheiden solle. Darauf erklärten die Argonauten in einem Chorgesange, daß sie dem Sieger das goldene Vließ zum Preise reichen wollten; die Fama aber meldete in einer zweiten Arie unter kriegerischer Musik die Ankunft der Ritter der Elemente, deren Trommeten man schon von ferne hörte.

Nun öffnete sich das zweite Thor, aus dem ein prachtvolles Geschwader von Reitern hervorkam, das unter dem Schalle von Trommeten und Pauken über den Hof zog.

Zuerst erschienen die Ritter der Luft. Im Jahre 1656 hatte sie der Herzog von Lothringen angeführt. Da er sich aber zur Zeit des eben stattfindenden Festes seit einigen Tagen unwohl fühlte, so hatte er den Grafen Otto Hermann von Limburg-Styrum zum Stellvertreter erwählt. Der Oberstlieutenant war ja der beste Reiter im ganzen österreichischen Heere.

Ein Stallmeister von vielen Lakaien umgeben, mehrere Handpferde, jedes von zwei Reitknechten geführt, und ein Trupp Trompeter mit einem Pauker zogen voraus. Alle hatten aurorafarbene, mit Silber durchwirkte und mit vielen Federn gezierte Kleider. Auch Styrum, der ihnen folgte, trug die Farbe der Luft, doch war der aurorafar-

bene Silberbrocat noch mit Stickereien von Gold und Edelsteinen besetzt, welche funkelnde Sterne und blasende Windköpfe vorstellten. An seinem Halsberge zeigte sich ferner eine blauweiße Schleife. Es waren die Farben seiner Herzensdame Charlotte, aus dem gräflichen Hause Steineck. An seinem Gürtel hing ein Schurz von Straußfedern, auf seinem Helme schwankte ein großer aurorafarbener Reiherbusch. Auch sein Pferd schimmerte von Gold und Edelsteinen. In gleicher Pracht folgten ihm die sieben Ritter seiner Partei, jeder von sechs Lakaien begleitet, in aurorafarbenen, mit Silber durchwirkten, mit Federn gezierten Zeug gekleidet, mit Blitzstrahlen in den Händen.

Als dieses buntschimmernde Geschwader um den Platz gezogen war, stellten sich, nachdem die Ritter die Kaiserin begrüßt hatten, jene vier großen Maschinen in einem Kreise um das Schiff der Argonauten und zu jeder gesellte sich ihr Gefolge. Nun erneuerten die Götter ihren Streit. Man erfuhr durch den Gesang des Neptuns und der Juno, daß er die Perlen betraf. Beide eigneten sich ihre Entstehung zu, jener, weil sie in den Muscheln seines Meeres wuchsen, diese, weil sie aus himmlischen, in das Meer fallenden Thautropfen erzeugt wurden. Bald nahmen auch die andern Götter Antheil. Vulkan war auf der Seite der Juno, Berecynthia auf der Seite des Neptun. Sie drangen auf die Entscheidung durch die Waffen. Selbst Iris, sonst die Botin des Friedens, rieth dazu. Endlich riefen alle Chöre: „Battaglia, Battaglia“. — Schon entfernten sich die Götter mit ihren Thronsitzen von dem Platze, um den

Kämpfern Raum zu geben, und nachdem Fama den Preis genannt hatte, welcher den Siegern zufallen ſollte, fuhr auch das Schiff hinweg, unter kriegeriſcher Muſik, wie unter den Geſängen der Argonauten, welche die Ritter zum Kampfe aufmunterten.

Als der Kampfplatz frei geworden, zogen ſich alle Fußgänger nach dem Rande desſelben zurück, die Ritter der Elemente theilten ſich in zwei Schaaren und das Gefecht konnte beginnen. Anfangs gingen nur die Anführer mit mancherlei künſtlichen Wendungen ihrer Pferde auf einander los, ſchoßen mit Piſtolen auf den Gegner und griffen ſich mit blanker Wehre an, alles unter dem Tact einer Muſik von kriegeriſchen Inſtrumenten. Dann befehdeten ſich auch die übrigen Ritter in gleicher Weiſe, anfangs nur wenige Paare, nach und nach aber immer mehr Kämpfer. Endlich ſtürzten ſie in ganzen Schaaren auf einander los, die Pferde wanden ſich durcheinander, die Piſtolen knallten, die Klingen blitzten. Der Kampf ſchien immer hitziger werden zu wollen, als er auf einmal unterbrochen wurde. Ein Blitz aus den Wolken auf dem Gipfel des Prachtgebäudes gegen Oſten erhellte den Kampfplatz, ihm folgte ein Donnerſchlag und der Ruf einer gewaltigen Stimme, welche den Kämpfern einzuhalten gebot. Aller Augen wandten ſich nach jenen Wolken. Dieſe öffneten ſich unter einer lieblichen Muſik und man ſah mit Erſtaunen hoch in der Luft einen großen, mit ſilberner Kuppel bedeckten, mit Statuen verzierten, reich von Gold, Marmor und Lapislazuli ſchimmernden Tempel ſchweben. Er bewegte ſich kurze Zeit vorwärts und ſank dann, von einigen Wolken

getragen, majeſtätiſch langſam zur Erde herab. Nun öffneten ſich die oberen Wolken, und man erblickte in einer lichten Glorie die Ewigkeit in einem weißen mit blitzenden Sternen beſtreuten Gewande.

Hinter ihnen bewegte ſich eine mit ſilberfarbenen Wolken bedeckte Maſchine langſam vorwärts. Die Wolken trugen ſcheinbar den mit Pfauen beſpannten Wagen der Juno; ein Gefolge von lichtblauen Nymphen umgab die erſte Göttin des Olymps. Ueber ihr wölbte ſich ein Regenbogen hin, auf dem hoch in der Luft die buntfarbige Iris ruhte. Neben dem Wolkenwagen gingen auf der Erde zwei Dutzend verlarvte Männer, goldene Hypogryphen vorſtellend, welche Blitzſtrahlen in den Klauen hielten.

Hierauf folgte der Zug der Ritter des Feuers, an Zahl der Reiter, Pferde und Fußgänger dem vorigen gleich, aber an Aufputz durchaus verſchieden. Alle Partiſane waren nämlich in feuerrothen, mit goldenen Flammen durchwirkten Silberzeug gekleidet. Einſt war Montecuculi ihr Führer geweſen, diesmal erſchien ſtatt des alten Haudegens der Feldmarſchalllieutenant Graf Franz Gondola. Er wie die ſieben Ritter, die er anführte, blitzten von Gold und Rubinen. Auf ihren Helmen lagen Salamander, überſchattet von hohen, feuerrothen Federbüſchen. Ihre Diener trugen künſtlich nachgeahmte Flammenbrände in den Händen.

Die Maſchine, die ihnen nachzog, ſtellte einen vom Feuer ausgebrannten und vom Rauche geſchwärzten Felſen vor. Durch große Oeffnungen ſah man im Innern desſelben die Cyklopen in ihrer Werkſtätte arbeiten. Auf

der Spitze des Felsens stand Vulkan mit seinem Schmiedehammer auf der Achsel, auf seinem schwarzen Schurz und Mantel loderten Flammen von Gold und Edelsteinen. Davon blitzten auch die Schürzen der vierundzwanzig halbnackten Schmiedeknechte, die neben dem Felsen hergingen.

Nun zogen die Ritter des Wassers daher. Ihr Gefolge zu Fuß und zu Pferde war in hellblauen, mit Silber durchwirkten, und mit Seegewächsen und Muscheln gestickten Zeug gekleidet. Die Ritter selbst und ihr Anführer, der Pfalzgraf Philipp von Sulzbach, trugen mit Perlen und Korallen verzierte Brustharnische von silbernen Schuppen. Die Helme stellten Delphinköpfe vor, geschmückt mit hohen meergrünen und weißen Federn. In der Rechten hielten sie, sowie ihre Diener, mächtige Dreizacke.

Die nunmehr erscheinende Maschine enthielt in einer Einfassung von Felsen grüne Meereswogen, die eine Menge schwimmender Tritonen und Seenymphen belebten, Neptun's Wagen, von Seepferden gezogen, schwammen in der Mitte; hier sah man auf einem hohen Tyrone den Beherrscher der Gewässer, zwei Dutzend leicht gekleidete, an Händen und Füßen, sowie am Rücken geflügelte Jünglinge, welche die Winde vorstellten, begleiteten das wandelnde Stück Ocean.

Endlich erschienen auch die Ritter der Erde, welche der kaiserliche Oberststallmeister, der Graf von Dietrichstein befehligte. Ihr Gefolge trug Kleider von grünem Silberzeug, reichlich mit künstlichen Blumen von Früchten aufgeputzt. Bei den Rittern war dieser Schmuck

aus farbigen Edelsteinen zusammengesetzt. Auf ihren Helmen zeigte sich eine Art Wald von Federn. Rauhe Waldmänner mit Schürzen und Kränzen von Laub und Blumen folgten, sie umgaben einen beweglichen, langsam fortrückenden Garten, der mit Blumenbeeten, Cypressen, Fontänen und Statuen verziert war, und selbst ein auf Säulen ruhendes Gartenhaus wies, zu dessen plattem Dache eine Treppe von vielen Stufen hinaufführte. Hier saß, von ihren Nymphen umgeben, die Göttin der Erde, Berecynthia oder Cybele, auf einem hohen Throne. Mit ihr schloß sich der Zug.

Nachdem dieser lange, aus mehr als dreihundert Menschenkindern bestehende Zug, dessen Glanz beinahe das Auge ermüdete, rund um den Platz gegangen war, hielt der Wagen des Ruhmes still, und zwar so, daß er der Kaiserin gegenüber zu stehen kam. Die Drommeten verstummten, und eine sanfte Musik ertönte, in die sich die Stimme der Göttin mischte. Sie forderte die Ritter der Elemente noch einmal auf, allen Streit zu vergessen, und mit den andern erlauchten Rittern zu Ehren der Kaiserin Eleonore, der schönsten Perle der Welt, ihre Pferde nicht zum blutigen Kampfe, sondern im fröhlichen Reigen zu tummeln. Diese Aufmunterung wiederholte der Chor der heroischen Tugenden, und unter seinen Gesängen fuhr der Wagen wieder in den Tempel der Ewigkeit. Der Platz ward nun freier, alle Fußgänger eilten an den Rand desselben, um rund umher einen Kreis zu bilden, und unter einer Symphonie, wobei außer den Drommeten und Blasinstrumenten über hundert Saiteninstrumente mit-

ſpielten, ſchickten ſich Reiter und Pferde zu ihren centauriſchen Tänzen an.

Der Kaiſer ſelbſt eröffnete den Ball, indem er ſein Pferd genau nach dem Tacte einer muntern Curante, courbettirend und nach mancherlei Wendungen in der Mitte des Platzes ſtillhalten ließ. Indeſſen ſetzten ſich auch die übrigen vier Dutzend Ritter nach und nach in Bewegung, bildeten nach dem Tacte der Muſik verſchiedene Touren und Kreiſe um den Kaiſer, wanden ſich in mancherlei Schlangen- und Kettenlinien durcheinander, und formirten eine große ſymmetriſche Figur, in der ſie eine Weile verharrten. Bei dieſer Pauſe des Tanzes ging die Muſik in ſanfte Töne über, und ſchien als ein fernes Echo zu verhallen. Plötzlich aber ertönte ſie wieder lauter, und Alles kam abermals in Bewegung, in neuen Kreiſen und Windungen trieben ſich der Kaiſer und die Ritter durcheinander, bis dieſe um Leopold als Mittelpunct eine neue Figur bildeten, und unter der ſanft verhallenden Muſik nochmals eine Weile ſtillhielten. Solche Figuren ſah man nach und nach zwölf entſtehen, und die Touren, welche als Uebergang von der einen zur andern dienten, waren jedesmal neu, von den vorhergehenden verſchieden.

Alle Tänze hatte der kaiſerliche Kammermuſikus J. H. Schmelzer geſetzt, und die ſämmtlichen übrigen Muſikſtücke und Geſänge der kaiſerliche Kapellmeiſter Antonio Bertalli componirt. Oft hatten dabei die vier Springpferde viel zu thun, da ſie gleichſam die Grotesketänzer bei dieſem Balle vorſtellten, wobei ſie durch ihre nach dem Tacte der Muſik vollbrachten Capriolen viel Bewun-

derung erregten. Einmal ging das raſche Spiel der Inſtrumente in das langſame Tempo einer Allemande über, und die Ritter wanden ſich in gravitätiſchem Schritte in mancherlei Zügen durcheinander. Dieſe Parthie des Balletes, wobei ſich auch die Fußgänger unter die Reiter miſchten, und wobei man die Letzteren gemächlich beſchauen konnte, ward vorzüglich ſchön befunden. In Bälde bliesen jedoch eine Menge Trompeter eine muntere Sarabande, alle Ritter kamen wieder in raſche Bewegung und Verſchlingung, daraus ſich mehrere nette Figuren entwickelten, bis endlich bei der letzten der Kaiſer an der Spitze ſeines zierlich geordneten Geſchwaders unter dem Balkon ſeiner Gemalin ſtill hielt.

Die Göttin erhob ihre Stimme, und gebot den Rittern in einem italieniſchen Geſange vom Neuen, den Kampf einzuſtellen. Jetzt, ſang ſie, müſſe aller Zorn und Streit verſchwinden, die ſchönſte aller Perlen, Kaiſerin Elenora ſei gefunden, der Beſitz derſelben beglücke den erhabenſten Monarchen. Daher würde ſein Genius und die Genien ſeiner Vorfahren, die in ihrem Tempel wohnten, erſcheinen, um ſich mit den Rittern des frohen Feſtes zu freuen, der Ruhm und die heroiſchen Tugenden würden ſie begleiten.

Als ſich die Wolken nunmehr wieder zuſammenzogen, und die Göttin verſchwunden war, richteten ſich alle Blicke nach dem Tempel. Hierauf öffnete ſich ein großes Thor und man ſah aus der inneren, von Gold ſchimmernden, und von diamantenen Säulen geſtützten Halle einen Zug hervorgehen, welcher den früheren, ſo glänzend er auch geweſen war, an Pracht weit überſtrahlte.

Selbſt die Lakaien, welche den voraus reitenden Stallmeiſter umgaben, waren in golddurchwirkten Silberzeug gehüllt. Auf den Decken der Handpferde zeigte ſich das öſterreichiſche Wappen, mit Gold und Perlen geſtickt. Von Gold und Silber ſchimmerten ferner die Trompeter, und noch mehr die kaiſerlichen Kämmerer, die ihnen folgten. Dieſe Letztern trugen glänzende Schilde und Schuppen von weißem Frauenglas, auf denen der kaiſerliche Adler in Gold prangte. Jeden begleiteten acht Lakaien, wie die vorigen gekleidet. Weitere zwei Dutzend Lakaien, in gleicher Tracht, gingen zwiſchen den Trabanten des Kaiſers, die auch in Silberzeug gehüllt waren und ſilberne Partiſane trugen, dem Monarchen voraus. Nun erſchien Leopold ſelbſt, umgeben von vierundzwanzig prächtig gekleideten Pagen, welche lange ſilberne Pfeile und ſtrahlende Schilde in den Händen ſchwangen. Die große Sonne von Diamanten auf dem Bruſtharniſche des Kaiſers, und die Juwelen, womit ſein Schurz beſetzt war, blendeten die Augen. In der Hand trug er einen goldenen Scepter, und auf dem Haupte die kaiſerliche Krone, unter einem hohen Buſche von Reiher- und Straußfedern. Sein braunes Pferd von ſpaniſcher Abkunft, von durchaus tadelloſer Schönheit, war an der Stirn mit einem Sterne aus Edelſteinen geſchmückt, über den ſich ein hoher Federbuſch erhob. Das mit Silberblech, Gold und Juwelen überzogene Pferdezeug blitzte bei jeder Bewegung des ſtolzen Roſſes. In ähnlicher Pracht folgten nunmehr zwölf Ritter, welche die Genien ſeiner Vorfahren vorſtellten, jeder mit Krone und Scepter geſchmückt, umgeben von einer Menge ſilberſchimmernder Lakaien und

Trabanten. An sie schloß sich ein großer von acht weißen Pferden gezogener, ganz mit vergoldeten oder lazurblauen Verzierungen bedeckter Wagen. Hier saß auf einem Throne, über welchem Genien den Fürstenhut des Hauses Oesterreich emporhielten, die Göttin des Ruhmes, die ein Chor von Heldentugenden umringte. Hinter dem Wagen folgten endlich zum Beschlusse, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Fußgängern, vier prächtig angeschirrte Springpferde, von ebenso prächtig gekleideten Bereitern geritten.

Nun rüstete sich Alles unter einem Marsche von Drommeten und Pauken zum Abzuge, die Fußgänger nahten und gesellten sich zu den Rittern, denen sie angehörten, hierauf bildete sich ein langer Zug von mehr als fünfhundert Köpfen, der alle Pracht in sich vereinigte, die man bei dem Aufzug des Kaisers und der Ritter der Elemente einzeln bewundert hatte. Dieser fast unübersehbare Zug bewegte sich, den Kaiser an der Spitze, majestätisch langsam, in einer Schlangenlinie über den Platz, und zog endlich zum Thor des Tempels der Ewigkeit hinein.

Donnernder Beifall der Zuschauer erdröhnte. Man war zweifelhaft, welchem Aufzuge des Schauspieles der Vorzug zu geben sei; man fand die Gesänge, die Gefechte und die Tänze gleich vortrefflich. Indessen schienen doch die Letzteren die meiste Bewunderung erweckt zu haben, nicht blos, weil sie etwas Neues und Ungewöhnliches waren, sondern auch weil der Kaiser und die Ritter die von ihrem Balletmeister Carducci angegebenen sehr künstlichen und verwickelten Touren mit einer Gewandtheit und Genauigkeit ausgeführt hatten, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Man hatte den Ritter schon bei der ersten Aufführung vor zwölf Jahren aus Florenz, wo er Kammerjunker des Großherzogs war, eigens zu diesem Feste verschrieben. Er wurde in den Freiherrnstand erhoben, und erhielt ein Geschenk von zwanzigtausend Gulden. Alle Stimmen vereinigten sich übrigens wie gesagt vorzugsweise zum Lobe der ausübenden Künstler, die sich als wahre Meister der Reitkunst erwiesen.

So endete das berühmte Roßballet. Es war der erste Theil des Festes.

Vierzehntes Capitel.

Ein Unfall beim Turniere.

Dem Roßballet folgte ein Ringstechen, dann kam ein Turnier. Den Beschluß sollte ein großer Hofball nebst Mummenschanz machen.

Die Cavaliere, welche an dem Ringelrennen Theil nehmen wollten, saßen ab und bestiegen dann frische Pferde. Graf Limburg-Styrum, der während des Roßballets einen Schimmel, das Leibpferd des Herzogs von Lothringen, geritten, warf sich auf seinen eigenen Hengst, einen prachtvollen Rappen. Es war ein feuriges, aber längst rittiges, verläßliches Thier. Heute schien es jedoch besonders ungestüm dahinzubrausen, und der Oberstlieutenant hatte Mühe, den edlen Hengst in gewohnter sicherer Weise nach der Stechbahn zu tummeln.

Das Ringelrennen begann. Es war ein schweres Stück Arbeit der edlen Turnkunst. Der Pfahl, an dem der Ring

hing, stand beinahe auf dem letzten Dritttheil der Rennbahn. Das erste Drittel mußte im Galopp, das zweite im Carrierelaufe zurückgelegt und der Ring mußte im Vorübergehen mit der Spitze der Lanze herabgestochen werden. Der Schaft der Lanze durfte zudem den Leib nicht berühren, er mußte wagrecht, mit hoch über den Kopf erhobenem Arme festgehalten werden. Der Rest des Kampfplatzes wurde im Trab durchritten.

Graf Styrum auf seinem Rappen war der gewandteste Reiter, den man sehen konnte, auch handhabte er die Lanze so sicher, daß er den Ring fast nie verfehlte. Sein einziger ebenbürtiger Nebenbuhler war der Pfalzgraf von Sulzbach. Auch wurde Letzterer an dem heutigen Tage vom Glücke begünstiget, denn der Rappenhengst des Grafen wurde immer unruhiger und so kam es, daß der Pfalzgraf, als nur mehr drei Ringe übrig waren, bereits zwei Reife mehr an seiner Lanze trug, als der Obristlieutenant. Demungeachtet drohte sich das Blatt noch einmal zu Gunsten des Letzteren zu wenden, denn der Pfalzgraf verfehlte die letzten Ringe dreimal nacheinander und Graf Styrum, seinen wilden, störrischen Renner mit übermenschlicher Anstrengung bemeisternd, hatte noch zwei Reife herabgestochen. — Gewann er den letzten übrig gebliebenen Ring, so war der Sieg errungen. Alles blickte daher mit der größten Aufregung nach dem Kampfplatze. Die schöne Gräfin Charlotte starrte in wahrer Seelenangst nach dem verwegenen Reiter.

Der Graf gedachte der Warnung des Volkssängers Augustin, denn der Rappenhengst wurde immer unruhiger

und nur die vollendete Reitkunst des Obristlieutenants vermochte ihn in den Schranken des Gehorsams zu erhalten. Styrum hatte jedoch keine Zeit, das Sattelzeug seines Rosses näher zu untersuchen, denn die Trommeten gaben das Zeichen zum letzten Ringelritte. Es hieß also das störrische Thier noch einmal fest zwischen die Beine zu nehmen, um nicht etwa während des Speerstoßes nach dem Ringe bei einer unvorhergesehenen Wendung des wilden Gaules im Sattel zu schwanken, das Ziel zu verfehlen, oder wohl gar unsanft den Boden zu küssen.

Styrum schloß daher voll Jugendkraft die Schenkel. In diesem Augenblicke wieherte der Rappe schmerzhaft auf, machte ein paar ungeheure Sätze, brach aus der Bahn und wäre trotz der eisernen Faust des Grafen bald über die Schranken unter die erschrockenen Zuschauer gebraust, hätte nicht ein riesiger kaiserlicher Leibtrabant, herzuspringend, die Zügel des rasendes Thieres ergriffen und festgehalten. Der Sieg im Ringelrennen blieb somit unentschieden.

Graf Styrum leitete, als man die Thore der Schranken geöffnet, sein Pferd nur mit Mühe aus der Rennbahn; das sonst so folgsame Thier bäumte sich auch während des Absitzens in grauenerregender Weise. Der Graf griff in sein Wamms und zog das Blatt Papier hervor, das ihm der Volkssänger überreicht. Seltsam! Es enthielt blos die Worte: „Untersucht das Sattelzeug, edler Herr!" — Dies geschah. Da zeigte sich denn ein feiner, überaus spitziger Stift, der unbemerkt und künstlich in die rechte Satteltasche gedrückt worden war. Der spitzige Stahl drang während des stürmischen Rittes immer tiefer durch

das Lederzeug, ſtachelte das arme Pferd blutig und brachte ihm endlich, als Styrum vor dem letzten Ritte die Schenkel ſchloß, eine nicht unbedeutende Verletzung bei. Der Graf ſchäumte vor Wuth.

Der kaiſerliche Oberſtallmeiſter, Graf Dietrichſtein, der gleichfalls herbeigeeilt war, befahl eine ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen. Dieſe führte jedoch zu keinem entſcheidenden Ergebniſſe. Man erfuhr blos, daß ſich zur Zeit, als die Reitknechte mit den zum Ringelrennen beſtimmten Pferden in der Nähe der Rennbahn erſchienen, auch ein paar Roßmäkler unter den Zuſchauern befanden, die ſich unter lärmenden Lobſprüchen in die Nähe des edlen Roſſes drängten. Kein Reitknecht aber wollte ſie kennen, man konnte daher keine Spur der verdächtigen Leute auffinden. Der Graf meinte, vor Unmuth vergehen zu müſſen.

Die Trommeten, welche das Beginnen des Turniers meldeten, erklangen bereits zum dritten Male. Der verwundete Hengſt war aber als gänzlich kampfunfähig abgeführt worden, auch ſtand dem Oberſtlieutenant kein weiterer Renner zur Verfügung. Sämmtliche noch vorhandenen Roſſe waren bei dem Ballete abgemüdet worden. Styrum gab ſich für geſchlagen. Das Turnier nahm ſeinen Verlauf. Sieben bis acht Cavaliere brachen mit wechſelndem Glücke ein paar Lanzen. Plötzlich ertönte eine neue Fanfare. Ein fremder Ritter ſprengte mit geſchloſſenem Viſir in die Schranken. Er war in eine ſchwarze Rüſtung gehüllt. An ſeinem Helmgitter raſſelte ein eiſernes Schloß, wie es in der Vorzeit die irrenden Paladine hielten, denen ein Gelübde die Lüftung des Viſirs verbot. Keine Schärpe

ſchmückte ſeinen Panzer, kein Zierath glänzte an ſeinen Gewaffen; ſelbſt auf ſeinem Schilde war kein Wappen zu ſehen, nur ein Cypreſſenkranz und ein ruhender Löwe prangten auf deſſen Felde.

Der Herold trat dem ſchwarzen Kämpen fragend entgegen.

„Was iſt euer Begehr, edler Ritter?“

„Die todten Helden der Vorzeit haben mich ausgeſendet, zu erkundigen, ob ihre Enkel noch mannhaft und ihrer werth, ob ihre Enkelinnen noch reizend ſind wie die Blumen, die weiland das Leben der Ahnen verſchönten.“

„Seid Ihr turnierfähig?“

„Ja.“

„Euer Wappen?“

„Ein Löwe, der da trauert um die verſunkene glorreiche Zeit.“

„Euer Name?“

„Den will ich Euch in's Ohr raunen.“

Der ſchwarze Ritterésmann neigte ſich flüſternd zu dem Herold nieder. Dieſer eilte zu den Kampfrichtern, erſtattete eben ſo leiſe die nöthige Meldung und öffnete, als er eine bejahende Antwort erhalten hatte, dem fremden Paladin die Schranken der Stechbahn.

Die Neugierde und Schauluſt der Zuſchauer wuchs mit jeder Secunde.

Charlotte allein glaubte auf glühenden Kohlen zu ſtehen.

Das arme Kind beklagte ernſtlich das Mißgeſchick ihres Verlobten, auch hatte Charlotte gar wohl bemerkt, daß

ihr Vater sehr zufrieden vor sich hinlächelte, als sich das Gerücht verbreitete, Graf Styrum werde und könne nicht nochmals in der Stechbahn erscheinen. Auch gab es noch einen geheimen Schrecken.

Der schwarze Ritter starrte in seltsamer Weise nach der schönen Gräfin. Eine geheime Ahnung sagte der besorgten Charlotte, daß der Sieg dieses Mannes von bösen Folgen für das Heil ihrer Liebe sein dürfte. Die Gräfin blickte daher trauernd zum Himmel empor.

Das Kampfspiel begann aufs Neue. Der fremde Ritter erwies sich als trefflicher Kampfgeselle. Sämmtliche Cavaliere, die bisher sieghaft aus so manchem derben Zusammenstoße hervorgegangen, mußten sich vor seiner schweren Lanze beugen. Auch schickten sich die Kampfrichter bereits an, den unbekannten Kämpen als Sieger zu erklären.

Charlotte fühlte ihr Herz erbeben. Ihr Vater rieb sich dagegen wohlgefällig die Hände.

„Habe Geduld, erwarte die Zeit,
Das Unglück kommt nach, es ist nicht weit!"

Also rief unten an den Schranken der Stechbahn eine in ganz Wien wohlbekannte Stimme. Ihr Eigner war der Volkssänger Augustin. Ein Leiblakai des Kaisers hatte ihn durch eine Hinterpforte unter die Zuschauer geschmuggelt.

Alles lachte. In diesem Augenblicke erdröhnte abermals eine Fanfare. Ein neuer Kämpe ritt in die Schranken. Es war Graf Limburg-Styrum.

Charlotte jubelte im Stillen, ihr Vater biß sich unmuthig in die Lippe. Auch der schwarze Ritter schien sich des neuen Gegners nicht zu freuen. Man sah es an

seiner schwankenden Haltung, er sei etwas aus der Fassung gekommen.

Es gab jedoch keine Zeit zum Ueberlegen. Die Trompeten erklangen. Die Zuschauer wagten kaum zu athmen. Alle Welt fühlte, es werde sich ein heftiger Kampf entspinnen. In der Luft schwebte scheues Bangen. Die Ritter sprengten vor. Graf Styrum fing den Stoß seines Gegners mit dem Schilde so spielend auf, als berühre der Stab eines Hirtenknaben seine Tartsche, und doch hatte der fremde Paladin so mannhaft gestoßen, daß seine Lanze in tausend Splitter ging. Der Obristlieutenant dagegen hatte seinen Speer nach dem Helmkamm des Gegners gerichtet. Dieser Stoß ist weit schwieriger, aber im Falle des Gelingens von unwiderstehlicher Wirkung. Dies war auch diesmal der Fall. Der schwarze Ritter wurde wie ein Ball aus dem Sattel geschleudert, überschlug sich dreimal und bekam jedesmal die Hände voll Staub und Sand. Gleichzeitig sprang der Reif des Helmes, und dieser letztere flog bis an die Schranken der Stechbahn.

„Der Franzose!"

„Gott sei gelobt, daß er am Boden liegt."

„Hoch, Graf Limburg-Styrum!"

Also ertönte es von allen Seiten. Der besiegte schwarze Ritter war der Franzose Roger Acacia. *) Der alte Graf Steineck erbleichte vor Aerger. Charlotte sprach im Stillen ein inniges Dankgebet. Graf Limburg-Styrum wurde einstimmig als Sieger erklärt.

*) Wir müssen nachträglich hier bemerken, daß der Name dieses Mannes Akakia ausgesprochen wird.

Wie kam er zu dem neuen Renner?

Der wackere Bärenjäger Luftig sah, daß der Obristlieutenant das Blatt Papier, welches die nöthige Warnung enthielt, ungelesen in sein Wamms steckte, ahnte sohin böse Folgen für den armen Rapphengst; er sah im Geiste das arme Thier bereits blutend und kampfunfähig aus den Schranken führen. Zum Glücke stieß er im Gedränge auf den Perchtholdsdorfer Schnellläufer Au. Dieser junge Bursche besaß bekanntlich unermüdliche Beine. Luftig bewog ihn daher leicht zu einem eiligen Botengange. Au begab sich in großer Hast nach der Kaserne, darin die Baireuth'schen Dragoner im Quartier lagen, und veranstaltete daselbst die gehorsamste Meldung, der Herr Obristlieutenant habe befohlen, man solle augenblicklich eines seiner besten Rosse, vollkommen gerüstet und gezäumt, nach dem Hof der kaiserlichen Burg senden, da er dasselbe bei dem Turniere zu reiten gedenke. Der Befehl wurde natürlich hastig in Vollzug gesetzt. Graf Limburg-Styrum traute kaum seinen Augen, als er, im Momente der höchsten Trübsal, einen seiner Dragoner mit einem Handpferd daher sprengen sah. Das übrige ist dem Leser bekannt.

Fünfzehntes Capitel.

Der Sterndeuter auf dem Hofballe.

Den Beschluß des im vorigen Capitel geschilderten Festes bildete ein großer Hofball nebst Mummenschanz. Zahlreiche Gäste in dem glänzendsten Costüme schritten

durch die Prunksäle der kaiserlichen Burg. Heitere Zuschauer fanden in dem Maskengewühle gar oft Veranlassung zu herzlichem Gelächter. Es gab hochkomische Scenen. Hier verfolgte ein seufzender Türke, die angeborne Gravität, wie die morgenländische Vorliebe für weibliche Körperfülle vergessend, eine schlanke Waldnymphe, aber die Leichtfüßige tauchte in dem wogenden Menschenmeere bald hier bald dort auf, und als er endlich dennoch in ihre Nähe gelangte, kam er gerade recht um sie bei einem zärtlichen Zwiegespräche zu stören, das sie mit einem ungarischen Rittersmann führt, welcher dem Muselmann zornig den magyarischen Wahlspruch: „ne bántsd a' magyart" zurief, was auf deutsch soviel bedeutet, als: „Beleidige den Ungar nicht!" Dort ging eine Indianerin mit Ferdinand Cortez Arm in Arm, Blick in Blick versunken; hier küßte ein ehrwürdiger Derwisch einer schönen Dirne aus den steirischen Bergen zärtlich die Hand; England und Frankreich waren dicke Freunde geworden, ein Lanzelot vom See lag der Pucelle d'Orleans zu Füßen. Ein chinesischer Mandarin schwatzte mit einem italienischen Dottore, und der Begleiter desselben, die Zierde der Condottieri, Graf Carmagnoli, unterhielt sich mit dem Räuber Aufschring, der Waldteufel geheißen, über die Eigenthümlichkeiten ihres gegenseitigen Berufes.

Doch nicht blos die heitere Laune, auch die Liebe fand sich heimisch in dem dichten Menschengewühle. Ein Sprichwort sagt: man sehe den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ein Mummenschanz, eine Redoute, wie man eine Maskerade heutzutage nennt, erinnert sehr lebhaft an

dieſen alten deutſchen Wahlſpruch. Man ſieht vor Menſchen den Menſchen nicht. Man befindet ſich im bunteſten Getümmel in der tiefſten Einſamkeit. Darum wählt Liebe ein derlei Labſal auch ſo gerne zur Schauſtätte eines zärtlichen Stelldichein.

Glückliches Liebespaar! Graf Styrum und Gräfin Charlotte ſchwelgten in Seligkeit. Als Sieger bei dem Turniere konnte Styrum den Abend, oder beſſer geſagt die Nacht über, jede Dame, die Kinder des Kaiſerhauſes ausgenommen, als ſeine Gefährtin beim fröhlichen Reigen erwählen. Er benutzte dies köſtliche Vorrecht, um mit dem Mädchen ſeiner Wahl ungeſtört koſen zu können. Zwei Herzen zürnten freilich darüber. Graf Steineck wie die Dame Elsbeth grämten ſich über den Sieg des Grafen. Selbſtſucht, Eiferſucht hießen die Beweggründe.

Der alte Graf Steineck folgte ſeiner Tochter raſtlos wie ein Schatten, der nicht eingehen darf zur ewigen Ruhe. Die verſchiedenen Maskenzüge häuften ſich aber derart, daß der alte Herr wie ein Schwimmer, der in einen Strudel gerieth, nicht weiter vorzudringen vermochte. Als ſich der Menſchenknäuel endlich löſte, war das liebende Paar ſchon längſt verſchwunden, und er wußte nicht einmal anzugeben, nach welcher Richtung ſeine Tochter geflüchtet.

Auch fand ſich bald ein neues Hemmniß.

Ein Sterndeuter, ein Aſtrolog, in ein Coſtüme gehüllt, wie es weiland der berühmte Wahrſager Seni im Schloſſe des Friedländers getragen, trat ihm mit großem Pathos entgegen.

„Stehe Wandersmann," sprach er, „Du bist bereits am Ziele!"

„Was willst Du damit sagen?" frug der Graf erbleichend.

Er glaubte der Sterndeuter verkünde ihm sein nahes Ende.

„Fürchte nichts," fuhr der Astrolog fort, „dein Stern neigt sich noch lange nicht zum Untergang."

„Das klingt erfreulich!"

„Mars droht Dir zwar Gefahr, aber seine alte Gegnerin Pallas Athene, die Göttin kriegerischer Vorsicht, steht Dir als Bündnerin zur Seite. Sie trägt die dreifärbige Schärpe."

„Doch nicht weiß, grün, roth?" stammelte Steineck.

„Ja, es sind die ungarischen Landesfarben," flüsterte der Sterndeuter.

„Seltsam."

„Muth, nur Muth."

„Daran soll es nicht fehlen! Jetzt aber laß mich Freund Astrolog meinen Gang fortsetzen. Es handelt sich ja eben um jene drei Farben."

„Stehe Wanderer, Du bist bereits am Ziele!"

„Erkläre Dich doch deutlicher!"

„Wünsche Dir Glück! der Mann den Du fürchtest, verläßt noch heute die Kaiserstadt."

Damit verlor sich der Sterndeuter im Gedränge.

Graf Steineck schüttelte erstaunt das Haupt.

Edelfräulein Elsbeth hatte mittlerweile ein ähnliches Abenteuer erlebt. Auch die stolze Ungarin verfolgte die

Liebenden mit eifersüchtiger Angst, aber es wollte ihr gleichfalls nicht gelingen, zu ihnen durchzudringen, oder doch wenigstens wachsam ihrer Fährte zu folgen. Sie trug die Tracht einer Zigeunerin, was eine thörichte Wahl gewesen. Masken aus aller Welt Enden und Ecken drängten sich ja mit der Bitte an sie, die Zigeunerin möchte ihnen doch aus der flachen Hand wahrsagen, und wo möglich etwas Schönes und Liebes prophezeien.

Elsbeth hatte schwere Mühe, den zudringlichen Bittstellern zu entgehen. Es währte auch geraume Zeit, ehe es ihr gelang nach einem Nebengemache zu entkommen. Die eifersüchtige Dame überlegte daselbst, ob es nicht gerathen sein dürfte in die Garderobe zu eilen, und die auffallende Zigeunertracht mit dem bescheideneren Costüme irgend einer Freundin zu vertauschen. Sie fand aber gleichfalls ein neues Hemmniß.

„Wie spät an der Zeit ist es?" frug plötzlich eine dumpfe Stimme.

Elsbeth wendete sich überrascht um.

Ein alter Druide, ein Heidenpriester stand hinter ihr.

„Wir stehen in der zwölften Stunde," antwortete das Fräulein nach einigem Zögern.

„Und dann?" frug der Heidenpriester.

„Dann beginnt die Geisterstunde."

„Und wen erwartet die Tochter des Ostens?"

„Ungarns Moses!" flüsterte Elsbeth kaum hörbar.

„König Arpad naht!" murmelte der Druide.

Gleichzeitig lüftete er die Maske. Elsbeth erblickte ein herrischsehendes bleiches Männergesicht.

„Sie hier," rief das Fräulein, „ich dachte" — —

„Meine Schultern sind nicht aus Wachs gegossen," sprach der Heidenpriester, der Niemand anderer war, als der Franzose Roger Acacia, „mein Sturz soll fürchterlich gerächt werden. Hüte Dich, Graf Styrum! Acacia zertritt, was seine Pfade zu kreuzen wagt!"

Elsbeth erbebte unwillkürlich.

„Und was fordert Arpad?" frug sie nach einer Pause.

„Er bedarf eines verläßlichen Kundschafters in beiden Lagern. Elsbeth muß bereits mit dem nächsten Morgen auch Ungarn aufbrechen."

„Nach Ungarn? Und Er?"

„Was uns flieht," erwiderte Acacia mit bitterem Lächeln, „findet man am sichersten dort, wo man es gar nicht zu suchen wagte."

„Ich gehorche."

Elsbeth entfernte sich. Acacia versank in wache Träume. Schwarze Pläne reiften in seiner Seele. Plötzlich legte sich eine schwere Hand auf seine Schultern. Der Sterndeuter stand vor ihm.

„Hast Du den alten Narren beruhigt?" frug Roger.

„Es ist geschehen," versetzte der Astrologe.

„Ich danke Dir, Ultasob! Doch komm', folge mir! Wir haben noch Wichtiges zu sprechen."

Beide verließen das Gemach.

Graf Styrum hatte mittlerweile Charlotte nach einem offenen, abgelegenen Gange geleitet, den man in unseren Tagen zweifelsohne als Seitenstück zu der sogenannten Seufzerallee in dem Redoutengebäude bezeichnen würde.

Dort waren keine Lauscher zu fürchten.

Man konnte keine schönere Stätte zu einem zärtlichen Stelldichein finden. Die Aussicht ging nach einem kleinen Ziergarten der kaiserlichen Burg. Es war zudem eine heitere, lauwarme Nacht. Die Nebel des Abends waren schon lange verschwunden, der Mond stieg am Horizont empor, die Blumen dufteten stärker und würziger, die Nachtigall begann zu schlagen, ihr Lied verhallte später in bezaubernden Tönen, als habe es eben eine ganze Weltgeschichte von Glück erzählt.

Gleichzeitig sank auch ein Stück Himmel für jene zwei verliebten Menschenkinder herab, mitten in jenen alten Bogengang fiel es hinein und der Mond warf all seinen Schimmer auf das schweigsame Mauerwerk, immer dichter und dichter, auf daß die in seinem mächtigeren Glanze erblassenden Sterne nichts zu erlauschen, nichts zu verrathen vermöchten, und nun kam für jenes zärtliche Paar jene selige Stunde, wo man an dem Munde seiner Liebe den nächsten Weg zu dem verschollenen Paradiese findet und es Lüge nennt, Gottes Engel hätten dasselbe nach dem Sündenfalle am Apfelbaum liebend nach einem fernen Gestirne getragen.

Eine solche Stunde verstreicht wie eine Secunde.

Styrum und Charlotte hatten sich so manches zu sagen gehabt, was durchaus mitgetheilt werden mußte, aber der Glückliche hat keine Zeit, an die Zukunft zu denken, und so versäumt er oft den einzigen Augenblick, wo er

seine Seligkeit trotz dem wechselnden Geschicke sicher hätte stellen können für eine lange Reihe von Jahren.

So erging es auch den Liebenden.

Die Stunde war um, ehe sie es vermeinten. Das Wiehern eines Pferdes weckte sie aus ihren goldenen Träumen. In dem kleinen Hofe hinter dem Ziergarten erschien ein Reiter. Mann und Roß schienen in Schweiß gebadet zu sein.

„Was gibt es?" frug der kaiserliche Pförtner.

„Wichtige Kunde aus Ungarn," versetzte der Reiter, „führt mich hastig zu Seiner königlichen Hoheit, dem Herzog von Lothringen!"

„Das ist ein Bote aus dem Heerlager!" flüsterte Styrum.

Man hörte die Sporen des Reiters auf der Hintertreppe klirren.

Ein paar Minuten verstrichen.

Der Graf hielt es für rathsam, Charlotte in den Tanzsaal zurückzuführen. Dort mengten sie sich unbemerkt unter die zahlreichen Masken. Bald darauf stießen sie auf den alten Grafen Steineck. Styrum schüttelte nun seinerseits erstaunt das Haupt. Was mochte vorgefallen sein? Steineck äußerte keine Silbe über die lange Abwesenheit seiner Tochter. Heiterkeit thronte auf seiner Stirne, ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen.

„Was soll das bedeuten?" dachte Styrum.

Er hatte keine Zeit, länger über das neue Räthsel nachzudenken. Ein Astrolog kam herbeigeschritten. Steineck lächelte noch freundlicher. Der Sterndeuter trat zu dem

Grafen Styrum. „Rasch in den Sattel, edler Ritter!“ sprach er, „die Drommete erklang bereits zum dritten Male!“

„Ein Sterndeuter als Herold!“ versetzte Styrum mit verächtlicher Geberde.

„Auch in den Sternen liest man zuweilen Schlachtberichte.“

Ein Stabsofficier, der so schnell herbeieilte, als es das Gedränge erlaubte, unterbrach das seltsame Gespräch.

„Komm', Styrum,“ rief er, „Herzog von Lothringen verlangt nach Dir.“

Der Graf warf Charlotte noch einen zärtlichen Blick zu, dann folgte er seinem Waffenbruder. Carl von Lothringen erwartete sie mit Ungeduld. Seine königliche Hoheit befand sich offenbar in sehr aufgeregter Stimmung.

„Schlimme Nachrichten aus Ungarn,“ sprach er, „ich gedenke, bereits morgen Nachmittag nach dem Heerlager aufzubrechen, doch benöthige ich eines schnellen Reitersmannes, um ein paar dringende Befehle noch früher nach dem Hauptquartiere gelangen zu lassen. Graf Styrum ist doch der Mann, einen zweiten Wunderritt zu wagen?“

„Graf Styrum steht zu Befehl!“

„Also rasch in den Sattel! Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Der Graf entfernte sich mit schwerem Herzen.

„Verdammter Sterndeuter!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Sechzehntes Capitel.

Ein Volksfest in Wien.

Wir führen unsere Leser nach Hernals, einer hart an Wien gränzenden Ortschaft, welche eines Lieblingsgetränkes, des „Heurigen" (diesjährigen Weines) wegen, noch jetzt sehr besucht ist.

Wie oder wann Hernals seinen Namen erhalten, geht uns weniger an. Eine abgeschmackte Meinung war es lange, den Namen von den Tempelherren an der Als herzuleiten; wir sind längst darüber einig, daß dieser berühmte Orden keine Spur seines Daseins bei uns zurückgelassen hat, wie in der Periode der Romantik so vielseitig behauptet wurde. „Herin der Als," d. i. diesseits der Als, das wäre eine zweite und allerdings wahrscheinlichere Deduction. Dem sei wie ihm wolle, es gab vom 12. Jahrhundert angefangen ein Rittergeschlecht, deren „von der Als", welches sich sogar bei den Kreuzzügen betheiligte. Ein solcher Crociate kam ganz gräcisirt aus dem Morgenlande zurück und empfing den Beinamen: der Grieche (Graecus), welcher Beiname fortan dem Geschlechte blieb. Noch im Jahre 1385 werden die Griechen von der Als erwähnt, später schwebt, um mit Matthisson zu reden, vor ihrem Thatenglanze die Wolke der Vergessenheit. Dafür erscheint das Geschlecht der Roggendorfe, dessen letzter Rejeton erst in neuer Zeit im Banat wieder aufgetaucht ist (wir erinnern an den diesfälligen Vertrag des kaiserlichen Rathes Bergmann in der Akademie) als Besitzer von Hernals. 1529 legten die Osmanen den Ort in Asche.

Die Ruinen der verbrannten Hütten verkaufte Wilhelm von Roggendorf an den Herrn von Geyer. Somit tritt Hernals in das interessanteste Stadium seiner Geschichte.

Die Herren von Geyer waren eifrige Anhänger jener welthistorischen Bewegung, die aus der engen Zelle eines sächsischen Augustinermönches mit unaufhaltsamer Gewalt bis in die entferntesten Winkel Europa's drang. Schon hatte Kaiser Max II., der toleranteste aller Habsburger vor Joseph, dem österreichischen Adel gestatten müssen, auf seinen Schlössern den Gottesdienst nach der augsburger Confession einzurichten. Schaarenweise kamen die Ansuchen an Luther und seine Amtsnachfolger von Seite der österreichischen Edelleute, ihnen lutherische Prädikanten zuzusenden. Nach Hernals kamen ihrer drei, Muglender, Ambros Ziegler und der nachmals so berühmt gewordene Reisende Salomon Schweiggers. Der Ruf dieser in ihrer Art wirklich ausgezeichneten Männer drang in die weitesten Kreise. Schon 1577 blieb dem Kaiser Rudolf II. kein anderes Mittel, als die Hernalser Kirche schließen zu lassen, um die Wiener am Besuch der lutherischen Prediger zu hindern. Zugleich ließ er das Verbannungsurtheil über die Prädikanten ergehen. Da öffneten die Herren von Geyer einen Saal ihres Hauses zum Betsaal und ließen aus Kagran (bei Eipeldau, im Marchfelde) einen berühmten Prediger holen. Dieser befeuerte das versammelte Volk in seinem Vortrage zu einem außerordentlichen gewaltsamen Schritte. Die Menge erbrach die Pforten des geschlossenen Gotteshauses und trug den Pastor auf seinen Schultern zur Kanzel.

Noch bedenklicher wurden diese Verhältnisse, als der mächtige Helmhart Freiherr von Jörger Besitzer der Herrschaft Hernals wurde. Die erste der drei protestantischen Kirchenvisitationen in Oesterreich wurde da zu Hernals gehalten. Der Superintendent Dr. Höe aus Plauen im Voigtlande (ein geborener Oesterreicher) predigte auf Trinitatis 1609 unter dem ungeheuersten Zulaufe. Ihn unterstützten noch drei Pastoren unter dem Vorsitze des Oberpredigers Dr. Thum.

Den Gipfel erreichte dieses Treiben, als die Jörger in völliger Verkennung ihrer Stellung sich vermaßen, dem Kaiser Ferdinand II. den Huldigungseid zu verweigern. Die zähe Energie, welche dieser merkwürdige Herr den Drohungen und selbst den gewaltsamsten Maßregeln der österreichischen Hugenotten entgegensetzte, fand ihren Lohn. Nach der Schlacht am weißen Berge wendete sich das Blatt. Die Elite der geistlichen Armee, die Väter aus der Gesellschaft Jesu, erhielt die umfassende Aufgabe, die der alten Mutterkirche völlig entfremdeten Gemüther der Bevölkerung wieder für die vorigen Zustände zu gewinnen. Wie überall, haben sie auch in Hernals diese Aufgabe auf eine bewunderungswürdige Weise gelöst.

Die fähigsten Köpfe wurden natürlich dahin entsendet, wo das Kraut der „Ketzerei" am stärksten gewuchert hatte. Für Hernals traf die Wahl den Jesuiten Johann Baptist Labbe (auf seinem Epitaph heißt es: vir potens opere et sermone), der am Bartholomäustage 1625 zum ersten Male wieder in der Kirche eine katholische Predigt hielt. Ihm folgte Carl Mussart aus demselben Orden. Durch

die Bemühungen dieſer und ähnlicher energiſcher Männer war das altkirchliche Gefühl bereits wieder ſo erſtarkt, daß die Mittel zur Errichtung eines großartigen Calvarienberges (80.000 fl., für damalige Zeit eine erſtaunliche Summe) in kürzeſter Zeit unter den Gläubigen geſammelt waren. 1639 wurde dieſer Calvarienberg durch den nachmaligen Kaiſer Ferdinand III. und ſeinen Bruder Leopold eingeweiht. Der Stationsweg nach Hernals ſoll genau ſo weit ſein, als die via dolorosa in Jeruſalem ſelbſt! Die Bußproceſſionen dahin, in der Marterwoche, wobei die Theilnehmer ſchwere hölzerne Kreuze trugen, gehörten zu den merkwürdigſten kirchlichen Schauſpielen des vorigen Jahrhunderts. Auch Maria Thereſia beſuchte Hernals oft, hauptſächlich wegen des daſelbſt aufgeſtellten wunderthätigen Bildes der heiligen Maria Czenſtochau. Der Zudrang zu dieſen kirchlichen Feſten wurde endlich ſo groß, daß die dort anſäßigen Prieſter die geiſtliche Obſorge nicht mehr verſehen konnten. Da beſchloß die Bruderſchaft der 72 Jünger Chriſti, eine fromme Corporation im Schooße der Wiener Bürgerſchaft, die Eremiten des heiligen Paulus nach Hernals zu berufen. Ein frommer Schneider, Eiſenhut mit Namen, ſchenkte ſein Haus zu ihrer Wohnung her. (Dieſes Haus, welches 1717 in eine ſchöne geräumige Reſidenz umgeſchaffen wurde, iſt das heutige Gebäude des Officierstöchter-Bildungsinſtitutes.)

Ueber den Wein, welcher noch jetzt den größten Anziehungspunct der Ortſchaft bildet, „Heuriger" (diesjähriger Wein) genannt, hat der Dichter Johann Nepomuk Vogl folgenden höchſt pikanten Schwank gedichtet:

Der Tod beim Heurigen.

Vor Kurzem kam gewandert
Durch's Dorf Hernals der Tod,
Daß er die Sense schwinge,
Wie's ihm der Herr gebot.

Da hörte er ein Lärmen,
Ein Toben und Geklirr',
Von Clarinett und Geige,
Ein schauderhaft Gewirr'.

Hm, dachte er mit Grinsen,
Da gibt's für mich zu thun,
Da wird wohl meine Sense
Nicht allzulange ruh'n.

Vor'm Hause schwankt ein Reisig,
Da tritt er rasch hinein,
Von Krämpenhut und Mantel
Verhüllt sein nackt Gebein.

Hilf, Himmel, welche Menge
Welch' Jubel und Gebraus,
Für all' die durst'gen Brüder
Ist fast zu eng das Haus.

Das ist ein Schrei'n und Singen,
Ein Rufen rings nach Wein,
Ei, denkt er sich: das muß doch
Was ganz apartes sein!

Will einmal selbst versuchen
Wie solch ein Krüglein schmeckt,
Bevor nach einem Burschen
Sich meine Sense streckt.

Darauf nach einem Winkel
Hinſchleicht er ſich ganz ſacht;
Daß ſolch' ein Gaſt im Hauſe
Hat Niemand wohl gedacht.

Voll Frohſinn und Behagen
Iſt ringsum Alt und Jung,
Als wüßte Kein's vom Knöchler
Und ſeiner Hippe Schwung.

Der aber ruft: „He, Schenke,
Auch mir vom gold'nen Naß!“
Und klappert mit den Beinen,
Und denkt: Das iſt ein Spaß!

Doch als darauf ihm dieſer
Gebracht was er begehrt,
Wie hat er da ſo ſchnelle
Das Krügelchen geleert.

Und wieder ruft den Schenken
Der ſpindeldürre Gaſt,
Und wieder heiſcht und wieder
Nach Wein er, ohne Raſt.

So ſchlürft er Eins um's And're
Hinab im raſchen Zug,
Doch trinkt er nun und nimmer
Des ſüßen Trank's genug.

Da wird's im hohlen Schädel
Mit einmal ihm ſo ſchwül,
Und halbbenebelt taumelt
Er plötzlich auf vom Pfühl.

Und rennt davon und zetiert:
„Beim Styx! das laß' ich ſein,
Anſtatt daß ich wem kriegte
Bekäme mich der Wein!“

Eine Haupteigenthümlichkeit von Hernals bildete seiner Zeit das Volksfest „der Eselritt", welcher daselbst jährlich am Tage des Kirchweihfestes, welches immer am Sonntag nach Bartholomäi eintritt, abgehalten wurde und in einem sehr possierlichen, auf die Volkslust berechneten Festzug bestand.

Einige Chronikschreiber geben diesen Ortsfesten einen historischen Ursprung. Es soll nämlich den glücklichen Entsatz der Hauptstadt Wien von der zweiten Belagerung durch die Türken im Jahre 1683 und die schmähliche Flucht der Muselmänner andeuten.

Richtiger dürfte die Annahme sein, der Hernalser Eselritt, der bis zu den Zeiten Josef II. Brauch und Sitte blieb, sei schon viel früher Sitte, ein Ueberbleibsel der berüchtigten Narrenzüge und Eselfeste des Mittelalters gewesen, und habe erst zur Zeit der besagten Belagerung einen politischen Charakter, eine geschichtliche Färbung erhalten.

Ein paar Historiker gehen ebenfalls weiter zurück und behaupten, der Eselritt zu Hernals stamme noch aus dem Jahre der ersten Berennung von Wien durch die Türken her, und sei nichts weiter als eine berittene Satyre auf den schimpflichen Abzug, zu dem sich Sultan Solymann Anno 1529 nach langem vergeblichen Stürmen anschicken mußte. Auch diese Angabe ist glaubwürdig. Wir wenigstens zweifeln nicht an ihrer Wahrheit.

Im Jahre 1678 mußte das Kirchweihfest zu Hernals des ewigen Regenwetters halber bis in die Zeit der Weinlese verschoben werden. Auch wirkten noch andere damalige

Zeitumstände mit; kurz es fand eine Verzögerung von mehr als zwei Monaten Statt. Die Sonne machte endlich ihre Rechte geltend, die Schläuche des Himmels versiegten, der Tag der Kirmeß kam.

In Hernals herrschte reges Leben und Treiben Schon in der ersten Stunde des Nachmittags fanden sich alle Dorfburschen im Gemeindehause ein, dessen Thore dann geschlossen wurden, damit kein neugieriges Auge erspähe, was darin vorgekehrt werde. Die Burschen wählten die abenteuerlichsten Vermummungen und suchten sich nach Möglichkeit unkenntlich zu machen. Endlich erdröhnte die sogenannte Haltertrompete. Nach dem dritten Trompetenstoß begann der Ritt.

Eine türkische Musikbande, wobei Dudelsäcke und Maultrommeln nicht fehlten, ging an der Spitze des Zuges. Dieser trommelnden, pfeifenden und bogenstreichenden Schaar folgte paarweise eine Anzahl Christensclaven in zerlumpter Kleidung, mit Ketten belastet, ihnen zur Seite schritten wachehaltend grimmig blickende Janitscharen mit langen Bärten. Die armen Sclaven hielten den Umstehenden mit bittender Miene armselige Nothbüchsen entgegen, und entlockten durch ihren kläglichen Jammer den Taschen der Zuschauer so manche, mitunter sehr verschwenderische Gabe. Sorgfältig aber wichen die Dirnen dieser Abtheilung des Zuges aus; denn gelang es einem der Sclavenwächter, eine ländliche Schönheit zu erfassen, so war sie mitgefangen, oder sie mußte sich mit einem Kusse von der Sclaverei loskaufen.

Nach der Sclavenschaar erschien eine Abtheilung bewaff-

neter anderweitiger Türken, denen ein Baſſa folgte, deſſen ſchwerfällige, dickbäuchige Perſönlichkeit, im vollen morgenländiſchen Schmucke prangend, zur Zielſcheibe des allgemeinen Geſpöttes wie tauſendfältiger Neckerei herhalten mußte. Dieſer wahre Schach Wampum ritt auf dem größten und ſtärkſten Eſel, den man aufzutreiben wußte; der dicke Beherrſcher der Gläubigen hielt ſich nur mit Mühe aufrecht, denn er ſetzte trotz dem Koran wacker dem Weine zu, der ihm aus den Häuſern, an welchen der Zug vorüber ging, gar reichlich geſpendet wurde.

Ein Gefolge berittener Muſelmänner und ein Gewühle nacheilender jauchzender Zuſchauer machten den Beſchluß. Als der Feſtzug alle Gaſſen von Hernals durchtobt hatte, begab er ſich wieder in das Gemeindehaus, wo die Dorfburſchen nach Zurücklegung der Preiſe für den beſten Läufer, Kletterer, Klopffechter und Ringer das erhaltene Geld theilten, um es ſpäter, wie es bei ſolchen Volksfeſtlichkeiten gewöhnlich zu geſchehen pflegt, mit ihren ſchöngeputzten Dirnen in den Wirthshäuſern des Ortes mit Tanz und Schmauſereien durchzubringen. Die Schenkſtuben konnten die Menge der Gäſte auch kaum faſſen.

Wir fügen hier noch bei, daß ſich ein Nachhall bis auf den heutigen Tag erhalten hat. An den Kirchweihfeſten wird nämlich noch jetzt nicht blos in Hernals, ſondern auch in den Nachbardörfern Ottakring und Dornbach von den Burſchen ein Umzug gehalten, wobei es an wehenden Fahnen, an Sang und Klang nicht zu fehlen pflegt.

Der Eſelritt war vorüber.

Es hatte ſich hiebei nichts ſonderlich Neues ereignet,

nur bemerkte der Anführer der Janitſcharen, der als beſter Ringer im Dorfe galt, daß ihn ein ſtädtiſch gekleideter Herr nicht aus den Augen ließ, und wie ein Schatten an ſeiner Ferſe geheftet blieb.

„Was mag der Mann von mir wollen?“

Mit dieſen leiſe geflüſterten Worten verließ der ſtarke Dörfler Job, nachdem er ſein Gewand als Anführer der Janitſcharen abgelegt hatte, das Gemeindehaus, um ſich nach dem Wieſenplan zu begeben, wo das Wettlaufen, Ringen und ſonſtige Turnübungen ſtattfinden ſollten.

„Was ich von Dir will? Das ſollſt Du ſogleich erfahren!“ ſprach jener ſtädtiſche Herr.

Die Antwort ward in ebenſo leiſem Tone wie die Frage ertheilt.

Job betrachtete den Fremden mit verwunderter Miene.

„Du wirſt heute einen ſchweren Stand haben, Job,“ fuhr dieſer kaltblütig fort, „der Bärentödter Luſtig befindet ſich auf dem Wieſenplan, und ich glaube kaum, daß ihm der Preis entgehen dürfte.“

„Luſtig ſoll freilich ein furchtbarer Ringer ſein,“ verſetzte Job mit ebenſo großer Ruhe, „aber meine Knochen ſind gleichfalls von Eiſen. Ich fürchte kein Menſchenkind auf Erden.“

„Deſto beſſer! Hier haſt Du ein Goldſtück. Ich wette auf Dich. Noch zwei Ducaten ſind dein, wenn Du den Bärentödter alſo auf den Rücken legſt, daß er ein paar Stunden über auf das Aufſtehen vergißt.“

„Wäre mir ſelbſt erwünſcht!“

„Thue alſo dein Beſtes!“

Damit verlor ſich der Fremde unter den Zuſchauern.

Job ſchüttelte abermals verwundert das Haupt.

„Dies Mal,“ murmelte der Fremde im Weiterſchreiten, „ſoll mir dieſer ungeſchlachte Müllerburſche keinen Stein des Anſtoßes in den Weg ſchleppen.“

Dieſer Fremde war der Prinz Dachem.

Auf dem Wieſenplan hatten mittlerweile die Spiele begonnen. Die Dorfburſchen von Hernals wurden an jenem Nachmittag hartnäckig vom Mißgeſchicke heimgeſucht. Den Preis im Schnelllaufen gewann der Perchtholdsdorfer Au, und zwar in ſpielender Weiſe. Alle Welt hatte dies vorausgeſehen, denn ſeine Schnellfüßigkeit war ſprichwörtlich geworden.

Nun kam es zum Klettern.

Hiebei ſiegte der Ziegeldecker Reßſtytko. Ein paar Burſchen aus Hernals erkletterten zwar gleichfalls den glatten Feſtbaum, der oben mit einer Plattkugel geſchmückt war, aber der Ziegeldecker benützte dieſen Plattknauf, um ſich mit dem Kopf darauf zu ſtellen, ein Kunſtſtück, das ihm keiner der Nebenbuhler nachzumachen wagte.

Auch bei dem Klopffechten ward Hernals aus dem Felde geſchlagen. Mathias Gaſteiger, Rottenmeiſter der Wiener Stadtguardia, ein Mann von vierzig Jahren, ging als Sieger aus dem Handgemenge hervor.

Hierauf begann das Ringen.

Der ſtarke Job leiſtete hiebei faſt Unglaubliches an Stärke und Gewandtheit. Die Dörfler von Hernals jubelten laut auf, vor befriedigtem heimiſchen Stolze. Wer ſich heranwagte, ward nach kurzem Kampfe wie ein

Ball zu Boden geworfen. Job mußte den Preis davontragen. So hofften wenigstens die Hernalser, es war auch die Ansicht sämmtlicher Zuschauer.

„Schade, daß ich anderweitig versagt bin!"

Also sprach der Bärentödter, der sich zur großen Verwunderung seiner Kumpane unter die Zuschauer gemischt. Auch sein Nachbar, der Ungar Kupeczky, bedauerte insgeheim, daß er als halber Knabe jenem Recken aus Hernals nicht gewachsen sei.

„Luftig," grollte er, „laß doch den Prahlhanns nicht den Preis davontragen!"

„Geht nicht, Bruderherz," raunte ihm der Bärentödter in's Ohr, „ich muß noch zur Weinlese in Grinzing hinüber. Ich fürchte, man spinnt neue Ränke gegen den Grafen Styrum."

„Der ist ja in Ungarn!"

„Aber seine Braut weilt im sogenannten Schlosse zu Grinzing."

Luftig machte auch Miene, den Wiesenplan zu verlassen.

In diesem Augenblicke erschien Prinz Dachem. Der Bärentödter konnte ihn nicht gewahren, da er sich hinter den Rücken des Müllerknechtes geschlichen. Job hatte gerade seinen letzten Gegner niedergeworfen, und blickte mit herausfordernder Miene nach Luftig herüber. Dieser bewahrte seine gleichgiltige Miene.

Der Prinz hielt ein Goldstück empor. Job verstand diese Pantomime. Als ihm daher der Ortsrichter den Preis zusprechen wollte, versetzte er mit bitterem Hohne:

„Es gibt auch Wiener Stadtkinder hier, die ſich rühmen den Teufel im Leib zu haben. Das ſind aber nur Feiglinge. Keinen rothen Heller gebe ich für einen Burſchen, der einen plumpen Bären von rückwärts beſchleicht, aber nicht Muth genug hat, ſich im offenen Kampfe mit einem gewandten Manne zu meſſen."

Das war zu viel für den Bärentödter.

„Prahler ſind ſchlechte Zahler," rief er, „merke Dir das, Sohn einer Wachspuppe."

Gleichzeitig eilte er auf den Ringplan.

„Komm an, Mehlritter," grollte Job, „ich will Dich mahlen lehren!"

Ein furchtbarer, doch kurzer Kampf entſpann ſich.

Job ſtrengte alle Kraft ſeiner Muskeln an, erkannte aber bald, daß er kaum ſchlimmer gefahren, wenn er in die Umarmung eines leibhaften Bären gerathen wäre.

„Herr des Himmels, er bricht ihm das Kreuz ab!" riefen entſetzt die Zuſchauer.

Dies geſchah zwar nicht, aber Luſtig preßte ſeinen Gegner ſo unſanft an ſich, daß Job Athem und Beſinnung verlor. Noch ein halb zermalmender Druck, dann wurde der Dorfburſche von Hernals ſo unſanft auf den Raſen geſchleudert, daß der Boden bei ſeinem Sturze erzitterte.

„Nimm dies als Denkzettel für deinen Hochmuth," donnerte Luſtig.

Die fremden Zuſchauer jubelten laut auf. Die Bewohner von Hernals blickten aber mürriſch vor ſich hin.

Der Bärentödter hatte durch ſeinen Sieg mehr verloren als gewonnen. Sein Gang nach Grinzing wurde zu

Waſſer. Luſtig mußte als König der Ringer zuerſt einen Becher Wein leeren, dann mit den übrigen Siegern den Reigen eröffnen. Alle Welt trank ihm zu, die Schönen aus der Umgebung drängten ſich zu ihm heran, ja ſelbſt die ſchwächere Hälfte der Bevölkerung von Hernals begann mit dem bildſaubern Müllerknecht zu ſchmachten, welcher als Sieger aus dem Ringkampfe mit dem ſtarken Job hervorgegangen. Stunde um Stunde verſtrich. Der Mond war längſt aufgegangen. Der Gang nach Grinzing mußte auf den nächſten Tag verſchoben werden.

In Grinzing wurde an jenem Tage Weinleſe gehalten, Der Ritter von der Rebe, der Noahide Wein, feierte ein glänzendes Feſt. Die Umgebungen Wiens galten mit Recht als ein Stapelplatz edlen Weines. Die vielen ſonnigen Hügel, die natürliche Bewäſſerung verſprechen auf den erſten Anblick reiche Früchte der Rebenwirthſchaft. In der Zeit da unſer Roman ſpielt, erfreute ſich der öſterreichiſche Wein noch keines weit verbreiteten Rufes. Es war das Renommée einer Provinzſchönheit, auf den Umfang einiger Meilen in der Nachbarſchaft der erwähnten Weingebirge beſchränkt. Die Weinleſe blieb demungeachtet wie geſagt ein heiteres Feſt. Halb Wien eilte dem Saume des Kahlenberges zu.

Mehrere hundert Dörfler beiderlei Geſchlechtes beſchäftigten ſich mit dem Leſen der Trauben. Man ſah es an ihren vergnügt lächelnden Geſichtern, daß die Beere weich, der Saft ſüß ſei. Das Gedränge der Fußgänger ward noch von den vielen Karren vermehrt, auf denen ein großes Faß ruhte, welches von einem mächtigen Gaule

aus den Preßhäusern nach dem Dorfe geführt wurde. Das Faß war von dem überfließenden Moste rosig gefärbt, ebenso das Antlitz des Fuhrmannes, so daß man nicht wußte, ob dies Gesicht von altgewohnter Wonne oder vom jungen Weine strahle, obgleich letzteres wahrscheinlicher erschien, falls man den schwankenden Gang des Rossebummlers einer genaueren Prüfung unterzog.

Alle Höhen waren belebt, Spaziergänger kletterten aufwärts, neben ihnen trotteten Weingärtner mit den schweren Butten auf dem Rücken, um die Trauben zusammenzutragen. Auf den Kreuzwegen standen große Fässer aufgestellt, bis zum Rande mit schwellenden Trauben angefüllt, darauf ein paar Buben nach damaliger Sitte lustig herumtraten, um sie zu zerquetschen und den Saft fließen zu machen. Diese kleinen Arbeiter wurden natürlich von vorübergehenden Stadtkindern höchlichst beneidet, denn jene barfüßigen Jungen brauchten sich ja nur zu bücken, um so viel Traubensaft zu naschen, als sie eben vertragen mochten.

Zwischen den grünen und gelben Blättern der Weinstöcke hörte man jauchzen und johlen; zuweilen knallte auch ein Schuß, denn die Winzer hatten Vergunst erhalten, Schlüsselbüchsen und Pöller abfeuern zu dürfen. Städter, die gleichfalls in den Weinbergen ein Stück Grund besaßen, mochte das Besitzthum groß oder klein sein, luden ihre Freunde zur fröhlichen Lese, und sorgten im dürftigsten Falle durch früheren Ankauf bei den benachbarten Weingärtnern für den nöthigen Korb voll Trauben.

Auch in dem sogenannten Schlosse zu Grinzing gedachte

man das Fest der Weinlese glänzend zu feiern. Es sollte, wie gesagt, prachtvoll in die Scene gehen, denn es gehörte ein weitläufiger Park und zahlreiche Weinberge zu dieser umfangreichen Besitzung des Grafen Steineck. Der alte Herr war aber nicht daheim, da er Tags zuvor in dringenden Familienangelegenheiten nach Linz verreisen mußte. Charlotte schaltete und waltete daher als Herrin vom Hause.

Viele Gäste hatten sich eingefunden.

Noch mehr Dörfler und Dörflerinnen schwangen im Dienste des Tyrsusstabes zierliche Körbe, und aus jeder Kehle tönte ein weithinschallender Gruß des Bewillkommnens, als die schöne Herrin des Schlosses im Geleite ihrer Gäste die heiteren Gruppen durchwanderte.

Es war seltsam, wie sich Charlotte anließ. Bald schien sich die Gräfin der tollsten Laune hinzugeben, bald flog es wie eine Wolke ängstlichen Trübsinnes über ihr Angesicht. Die Erklärung dieses Räthsels wußten nur wenige Bewohner des Schlosses.

Charlotte gedachte die mehrtägige Abwesenheit ihres strengen Vaters zu einem geheimen Ausflug zu ihrer Base zu benutzen, die in Preßburg wohnte. Dort hoffte die sorgende und bangende Braut, nach einer brieflichen Mittheilung des Grafen Styrum, der ein paar Tage Urlaub erhalten, mit dem Gegenstande ihrer Liebe zusammenzutreffen. Niemand durfte natürlich von diesem Ausfluge wissen.

Der Plan hiezu ward mit großer Meisterschaft entworfen. Schlauheit und List thaten auch Noth, denn die

Gräfin hatte seit Längerem Gewißheit erhalten, alle ihre Schritte würden von Kundschaftern des verliebten Franzosen Acacia belauscht. Derlei Spione pflegten sich in Schenkstuben an die Diener des gräflichen Hauses Steineck zu drängen. Charlotte ließ deßhalb durch einige vertraute, diesmal selbst getäuschte Lakaien das Gerücht ausstreuen, sie gedenke am Tage nach der Weinlese sich nach Wien zurückzubegeben, und die Zeit der Abwesenheit ihres Vaters bei dessen hochbetagter Schwester im Kloster der Ursulinerinnen zuzubringen, wo Letztere seit Jahren als Aebtissin das Scepter der Herrschaft führte. So hoffte Charlotte den allenfallsigen Argwohn des Franzosen einzuschläfern, oder doch wenigstens abzulenken. Die Karten waren wie gesagt vortrefflich gemischt.

Demungeachtet lief es am Tage des Winzerfestes oft eiskalt über den Rücken der Gräfin, obgleich sie alle Mühe aufbot, sich heiter und ruhig dem allgemeinen Frohsinn hinzugeben. Namentlich richtete sie mitunter besorgte Blicke nach dem Schlosse, als ahne sie, daß ihr von dorther Gefahr drohe.

Diese Ahnung log leider nicht.

In der Nähe des Schlosses war nämlich eine zwar nicht bedrohliche, aber keineswegs geladene Erscheinung zu schauen. In dem Laubwerk des dichten Lindenbaumes, der in der Nachbarschaft der Gemächer der Gräfin zum Himmel ragte, wiegte sich nämlich ein Bauernjunge, zu dessen sonntäglicher Tracht das über die Gebühr gebräunte Gesicht durchaus nicht recht zu taugen schien. Dies mochte auch die Ursache gewesen sein, weßhalb er den runden schwarzen

Hut tief in die Stirn drückte, falls er vor dem Erklimmen des Lindenbaumes auf einen der Diener im Schlosse stieß. In Lumpen gehüllt, hätte ihn jeder für ein Prachtexemplar eines Zigeunerknaben erklärt.

Der Junge lag offenbar auf der Lauer.

Seine Aufgabe mochte jedoch eben nicht sehr schwierig sein, denn nach wenigen Minuten verließ er seinen luftigen Lugort, kletterte an der Linde herab und schlug vorsichtigen Schrittes den Weg nach den gräflichen Stallungen ein.

Was mochte der braune Kundschafter vorhaben? Wir werden es später erfahren.

Gräfin Charlotte näherte sich mittlerweile dem entferntesten Rebenhügel, auf dem sich ein Schwarm kleiner Dorfdirnen schaarte, offenbar des Erscheinens der schönen Herrin harrend, um dieselbe festlich zu beschenken, wie es die zierlichen Körbchen voll der süßesten Trauben an ihrem Arme verriethen.

Eine Dirne allein, deren Antlitz dieselbe fast mohrenhafte Färbung, wie das Gesicht des Jungen auf dem Lindenbaume wies, näherte sich geräuschlos einer tiefen Schlucht, die vom Gebirge herab am Schlosse vorbeilief und sich in vielfachen Krümmungen weiter in das Thal hinabschlängelte. An dieser Schlucht blieb die erwähnte Dirne stehen, lautlos, ruhig, achtsam lauschend. Bald wurden rasche Fußtritte hörbar. Der kleine braune Kundschafter kam so hastig herbeigelaufen, daß er die spähende Dirne bald niedergerannt hätte.

„Nun, wie steht es?“ frug die Letztere.

„Sibylla ist im Rechte,“ versetzte der Knabe.

„Wie so?“

„In den Gemächern der Gräfin liegt allerei Reisezeug, wie es das blanke Volk bei größeren Fahrten mit sich zu führen pflegt.“

„Ist das Alles?“

„Auch habe ich den Leibkutscher der Gräfin, den alten Paul in den Stallungen leise klagen hören, daß er um den Rest Weinlese betrogen worden sei. Er müsse gleich nach dem Scheiden der Gäste die vier ungarischen Rappen einspannen. Die Fahrt geht nach Preßburg.“

„Du hast recht. Ich habe Eile.“

„Sei klug! Dir ist die schwerste Aufgabe zugefallen.“

„Du sollst mit deinem Schwesterlein zufrieden sein, János!“

„Nicht zu früh, noch weniger aber zu spät!“

„Eile mit Weile, sagt das weise Menschenvolk.“

„Ja, so lautet ihr Sprichwort.“

„Wirst Du mich aber später nicht im Stiche lassen?“

„Sorge Dich nicht! Die Blanken sollen glauben, der Teufel sei los gekommen. Die Schwärmer in meiner Ledertasche werden lustig versprühen.“

„Also vorwärts!“

Nach diesem wunderlichen Zweigespräche begab sich die Dirne hastigen Laufes nach dem früher erwähnten Rebenhügel, während Bruder János eben so schnell an den Rand der Schlucht eilte.

Charlotte erschien auf dem Hügel.

Eine anmuthige Idylle ging in die Scene. Die kleinen Dirnen, festlich gekleidet, boten der geliebten Herrin die

Körbchen voll der schönsten und schmackhaftesten Trauben, und gleichzeitig thürmten eben so viele Bauernjungen, in ihren Sonntagsstaat gehüllt, mittelst grüner Rebengewinde eine Laube aus dem Stegreife, derart gebildet, daß sie rings um die schlanke Gestalt der schönen Grafentochter aus der Erde zu wachsen schien. Niemand bemerkte bei der allgemeinen lauten Heiterkeit, daß sich der Junge, der aus der Schlucht herbeigeschlichen, unter die jubelnden Kinder gewagt habe. Charlotte nahm nun, ein paar Silberlinge auswerfend, die Gaben des Bachus entgegen. Die Aermste stand bei den Liebkosungen der Kinder wie auf Kohlen.

Die Dirne mit dem mohrenhaften Antlitze war eine der Letzten, die sich der Gräfin zu nähern wagten. Sie nahte mit gebücktem Haupte, und schien zu dieser Beugung des Kopfes durch die Mühe bewogen, die ihr das Enthüllen ihres mit einem buntfärbigen Tuche bedeckten Körbchens verursachte. Endlich kam sie damit zu Stande.

Eine neue Ueberraschung fand Statt.

Das Körbchen war statt mit Trauben, mit frischen, in dieser Jahreszeit nur in Treibhäusern blühenden Blumen gefüllt. Charlotte sog freudig erstaunt den süßen, holden Duft ein.

Darauf folgte ein gellender Schrei.

Die Gräfin sank wie vom Blitze getroffen zu Boden.

Das allgemeine Entsetzen zum panischen Schrecken zu steigern, begann in demselben Augenblick ein heilloses Feuerwerk auf dem Rebenhügel. Schwärmer und Speiteufel fuhren unheimlich zischend und knisternd durch die herbeieilende Menge. Allgemeine Bestürzung! Rings um-

ber Angſtgeſchrei, zornige Flüche! In dieſem gräulichen Wirrwar verſchwanden der kleine Kundſchafter János und ſein Schweſterlein ſo ſpurlos, als habe ſie der Nordwind davongetragen, der ſeit der letzten halben Stunde etwas froſtig von der Donau herüber zu brauſen begann.

Siebzehntes Capitel.

In einer Schlinge gefangen.

Ein Monat war ſeit dem Winzerfeſte bei Grinzing verfloſſen. Man ſtand mitten im Spätherbſte. Das Wetter war übrigens anhaltend ſchön, ja die Sonne ſendete ihre Strahlen oft ſo ſengend zur Erde hernieder, als wolle der Sommer, der über die Alpen gezogen, nach Norden zurückkehren.

Die Sonne hatte leider nicht viel freundliche Dinge zu beſcheinen, namentlich galt dies an dem ſchwer heimgeſuchten Ungarlande. Ein Waffenſtillſtand zwiſchen den Kaiſerlichen und den Malcontenten beendete zwar für einige Zeit die langwierige Fehde; auch ſchien die Gefahr eines Türkenkrieges, dank diplomatiſcher Thätigkeit, abermals auf ein paar Jahre beſeitigt; aber Kuruzen und Labanezen lagen ſich fortwährend in den Haaren, der Landmann wurde darüber zum Bettler, auch mehrten ſich die dunklen Gerüchte, daß das ſündhafte, fluchwürdige Leichenſäen, wie wir es im erſten Capitel dieſes Romanes beſchrieben und weiter noch näher beſchreiben werden, faſt zum Gewerbe geworden ſei und an vielen Orten ganz ungeſcheut

ausgeübt werde. Fremdes Gold besoldete die Sämänner des Todes. Die Pest sollte um jeden Preis aus Ungarn nach Wien geschmuggelt werden.

Der kaiserliche Heerführer, hievon unterrichtet, theilte zwar nicht den Aberglauben der großen Menge, er wußte, daß sich die Pest auf viel leichtere Weise verschleppen lasse; doch hielt er es für seine Pflicht, die Uebelthäter zu überwachen und durch ihre Verhaftung nähere Kunde über die geheimen Ränkeschmiede zu erhalten, welche als Emissäre Frankreichs die Leichtgläubigkeit ungarischer habsüchtiger Todtengräber auszubeuten suchten. Hiezu brauchte er einen verläßlichen Kundschafter, nebstbei einen Mann, klug und verständig genug, um nöthigen Falles nicht blos als Ankläger der Missethäter, sondern auch als Vollstrecker des Gesetzes auftreten zu können.

Der Herzog von Lothringen hegte noch eine weitere Besorgniß. Im kaiserlichen Heere herrschte große Verstimmung. Die Cavallerie drohte zur Reiterei zu Fuß zu werden. Pferdekrankheiten aller Art, wie Druse, Roß, Wurm, Kolik, Strengel, Durchfall, Koller, Mauke und Dampf nahmen in furchtbarer Weise überhand, und auch hier schienen die Hände fremdländischer Unruhestifter überaus thätig im Spiele zu sein. Mangel an Reiterei mußte in einem Lande wie Ungarn, so reich an endlosen Ebenen, die kaiserliche Machtentfaltung bedrohlich hemmen; Ersatz war dringend nothwendig geworden. Die ungarischen Pferdemärkte wurden jedoch immer spärlicher besucht; nur drüben in jenen Städten und Dörfern, welche der Halbmond auf den Minarets als türkisches Territorium

bezeichnete, gab es Ueberfluß an trefflichen, feurigen Rennern. Abhilfe war nur von dorther zu erwarten. Wer sollte sich aber hinüber wagen? Der Retter in der Noth blieb jedoch nicht aus.

Es war am Morgen eines heiteren Spätherbsttages, als die geräumige Ebene bei Ofen, die jetzt unter dem Namen „Generalwiese" als Exercirplatz dient, von Gewieher und Hufschlag so geräuschvoll widerhallte, als sei sie der Standplatz eines Lagers gewaltiger Reitergeschwader.

Die Zeit des großen Pferdemarktes war gekommen. Auf der Generalwiese gab es daher ein Drücken und Drängen, Reisen und Feilschen, Fluchen und Lärmen, wie es sonst auf türkischen Handelsplätzen durchaus nicht Herkommen und Sitte zu sein pflegt. Die Scene bot übrigens einen sehr anziehenden Anblick dar.

Die feurigen ungarischen, siebenbürgischen und türkischen Pferde, die scheuen und zornig schnaubenden Thiere schaarten sich gegen den Wassergraben, welcher die Generalwiese halbförmig abschließt, mit den Köpfen nach Innen, aber aufmerksam um sich blickend, kurz wie es eine Roßheerde auf den Pußten zu halten liebt, die Front nach rückwärts formirend, um die Wölfe, falls sie dennoch anzugreifen wagen sollten, ausschlagend mit einem tödtlichen Willkommen zu begrüßen. Es bedurfte daher aller Erfahrung und Verwegenheit der Csikosen und Treiber, um diesen oder jenen Renner nach dem Wunsche des Käufers zur näheren Besichtigung herbeizutreiben. Die Güte der Pferde, wie der eben nicht übertriebene hohe Kaufpreis, verlockte so manchen Zuschauer, als handelnde Person auf-

zutreten und um diesen oder jenen pfeilschnellen Gaul zu handeln.

Das Gelüste hiezu verstummte aber nur zu rasch, denn ein hochgewachsener Mann mit gewaltigem schwarzen Vollbarte, angeblich ein Roßkamm- oder Pferdemäkler, der im Auftrag des befreundeten Grafen Tököly nach der Türkenfestung Buda oder Ofen gekommen, stach gar bald alle seine Mitbewerber aus und brachte weniger durch die Höhe seines Angebotes, als durch die Masse des Ankaufes die Mehrzahl der besten zugetriebenen Wildfänge in seinen rechtmäßigen Besitz.

Es hieß nun die scheuen, angekauften Thiere aus der Menge Stück für Stück herausholen, einfangen und koppeln. Dies gab ein schweres, doch hübsches Stück Arbeit. Roßhirten verstehen sich übrigens auf dieses Kunststück.

Das interessante Schauspiel lockte eine neue Masse von Zuschauern nach dem Pferdemarkte bei Buda, eine Neugierde, welche dem Manne mit dem schwarzen Vollbarte durchaus nicht zu behagen schien, wie er denn überhaupt seine hohe und breite Pelzmütze tief in das Antlitz gedrückt hatte, und jegliche nähere Besichtigung seiner über die Gebühr gebräunten — weil absichtlich gefärbten — Züge zu vermeiden suchte.

Unter den Zuschauern befand sich auch ein alter Derwisch mit schneeweißem Barte, dem auch das Auge bereits die früheren Dienste zu versagen begann, wenigstens ließ er sich von einem munteren Knaben nach dem Pferdemarkte leiten. Letzterer hätte der ritterlichen Scene wohl gern bis zum Schlusse beigewohnt, der Alte ward jedoch des Schau-

ſpieles bald überdrüſſig und humpelte zum großen Verdruſſe des Kleinen nach der Bergſtraße, welche zu der Feſtung hinaufführte. Als das wunderliche Paar um die erſte Windung oder Krümmung dieſer Straße gebogen, richtete ſich dieſer alte, tiefgebückte Derwiſch plötzlich kerzengerade auf, und drohte mit geballter Fauſt nach dem Pferdemarkte auf der Generalwieſe hinüber.

„Es iſt wirklich Graf Limburg-Styrum," murrte er, „Acacia's Pläne, die er im Beinhauſe zu St. Stefan ſo prahlend rühmte, ſind noch vor der Ausführung zu Waſſer geworden, und wenn nicht Dame Elsbeth ſo gut unterrichtet geweſen wäre, und mich noch rechtzeitig nach Ungarn beſchieden hätte, ſo würden wir zweifelsohne die Rechnung ohne Wirth gemacht haben, und mit langer Naſe abziehen müſſen. Sie iſt ein Teufelsweib!"

„Gedenkt Ihr, gnädiger Herr Prinz," ſprach der Knabe, „den Grafen an den Paſcha zu verrathen?"

„Schweig, nenne meinen Namen nicht!"

„Die Sache ließe ſich aber leicht machen."

„Geht nicht! Eine Hand wäſcht die andere. Das Fräulein räumt uns den Nebenbuhler aus dem Wege, dafür will ſie ihn in ihre Gewalt bringen. Es ſcheint, Elsbeth hat ſich gleichfalls in dieſen gewaltigen Haudegen vergafft. Meinetwegen! Sie ſoll ihn haben. Ihre Arme ſind auch eine Art Feſſeln, daraus man nicht ſo leicht loskommt. Höre mich, János!"

„Ich höre!"

„Du biſt ein Zigeuner, nebſtbei ein ausgelernter Dieb und Gaukler, alſo ein würdiger Zögling der Wahrſagerin

von Sanct Ruprecht. Begehe daher keine Dummheit und ſchaffe mir das bewußte Ding im rechten Augenblicke, keine Minute früher oder ſpäter, bei Seite, ſonſt erſetzt er den Verluſt auf dem Bazar in der nächſten Bude, und es ſetzt mehr blutige Köpfe als mir lieb ſein möchte."

„Es wird ſchwer halten."

„Weßhalb."

„Der Graf iſt ſehr vorſichtig."

„Nimm deine pfiffige Schweſter mit. Sie trägt ja gleichfalls Knabenkleider, und kann in dem entſcheidenden Augenblick als wandernder ungariſcher Krämer in den Khan treten, und ihre Waare an den rechten Mann bringen."

„Trefflich ausgedacht!" meinte János.

Der Derwiſch würdigte den Knaben keiner weitern Antwort, er humpelte nach dem Thore der Feſtung, während der angebliche Neffe der weiſen Sibylle ſein Schweſterlein aufzuſuchen eilte. Prinz Dachem hatte das würdige Geſchwiſterpaar mit nach Ungarn genommen, da es der Landesſprache mächtig war, und daher vortreffliche Dienſte als Kundſchafter zu leiſten vermochte. Wir werden übrigens bald noch einen alten Bekannten treffen. Begeben wir uns nach der Generalwieſe zurück.

Auch dort war ein geheimes und leiſes Zweigeſpräch auf dem immer leerer werdenden Roßmarkte und zwar zwiſchen dem Manne mit dem ſchwarzen Barte und ſeinem erſten Roßwärter, einem überaus ſtämmigen und handfeſten Burſchen geführt, der bei dem Einfangen der wilden Pferde eine bewundernswerthe Stärke an den Tag gelegt und einen Wildfang faſt ganz allein aus der Herde heraus-

gerissen hatte. Es war der Bärentödter Andreas Luftig. Hier ließ er sich Andor nennen.

Wie kam er nach Ungarn? Luftig hatte bei einem wilden Gelage in Hernals seinen uns genügend bekannten Rivalen, den er bereits bei dem Ringen nach dem Eselritte besiegte, in einem neuen Raufhandel den Schädel blutig geschlagen. Er mußte daher Fersengeld geben, und nach Ungarn flüchten. Der Hernalser genas zwar trotz seiner gewaltigen, lebensgefährlichen Verwundung, Luftig erfuhr es aber erst, als er bereits im Hauptquartiere zur kaiserlichen Fahne geschworen. Graf Styrum ernannte den handfesten Burschen zu seinem Leibknappen. So kam Luftig nach Ofen.

„Der Abend wird in Kürze hereinbrechen," begann sein Herr, der angebliche Roßtauscher, mit sorgfältig gedämpfter Stimme, „es ist also die höchste Zeit zum Aufbruche."

„So denke ich auch."

„Ich befürchte zwar kein Mißgeschick, aber der Vorsicht wegen mag der Transport die Brücke über die Donau überschreiten und die Richtung gegen Waitzen einschlagen."

„Bei der obern Furt," sprach er weiter, „die mir ein alter ungarischer Roßdieb gegen blankes Gold gewiesen, führe Du jedoch sämmtliche Pferde an das rechte Ufer zurück, und suche so schnell als möglich die Straße nach Raab zu gewinnen. So laufen wir nicht die geringste Gefahr, falls man uns irgend einen Hinterhalt gelegt haben sollte."

„Und der Herr Graf?"

„Ich folge in ein paar Stunden, auch gedenke ich noch einen bedeutenden Umweg zu machen, da ich in den ersten kaiserlichen Dörfern nachsehen will, was es mit dem fluchwürdigen Leichensäen auf sich habe. Vorderhand muß ich auch mit meinen christlichen Zunftgenossen aus Ungarn und Siebenbürgen, soll meine Weigerung anders nicht Verdacht erregen, dem üblichen Halfterschmaus beiwohnen. Ein langweiliges Gelage! Wollte, es wäre schon vorüber!"

„Nehmt Euch in Acht, wir sind in Feindesland!"

„Ich weiß es und bin auf meiner Hut."

„Man pflegt oft den Wein mit Mohnsaft und anderem Teufelszeug zu versetzen."

„Sorge Dich nicht, mir reicht man keinen Schlaftrunk!"

Mit jener wohlgemeinten Warnung und dieser vermessenen Antwort trennten sich der Graf Styrum und Andor Luftig. Letzterer setzte seine Caravane in Bewegung, und zog dann gemächlich über die fliegende Rothbrücke, welche damals bei Ofen die beiden Donauufer verband.

Styrum begab sich hingegen nach einem Khan, der in der Nähe des Blocksberges gelegen war, und den christlichen Roßmäklern zum Unterstand, zur jeweiligen Herberge diente.

Der Halfterschmaus begann. Der verkleidete Roßtäuscher überzeugte sich bald, daß der Schenkwirth zu ehrlich, wohl auch zu dumm sei, um Arges im Schilde zu führen; demungeachtet blieb er auf seiner Hut, prüfte Becher wie Naß, und vermied es, irgend eine Sorte Wein zu verkosten, die ihm nicht von einem gänzlich unverdächtigen Zechgesellen vorgetrunken war.

Der Graf hatte einen ſchweren Stand. Der Rauchtabak, der noch 1610 in Conſtantinopel durch einen Ferman verboten worden, hatte in den letzten ſiebzig Jahren allgemeinen Beifall in der Türkei wie in den Nachbarlanden Ungarn und Siebenbürgen gefunden. Alle Welt rauchte; Tabakspfeife und Tabaksbeutel galten namentlich unter den Reitern und Roßkrämern als unerläßliches Attribut eines wackern Mannes. Graf Styrum mußte daher den eifrigen Raucher ſpielen. Er fand übrigens nach wenigen Tagen Uebung, ſelbſt Geſchmack an dem Duft des Tabaks, und pries ſich glücklich, daß er es bereits zu einiger Ausdauer im Rauchen gebracht, denn in dem Khane herrſchte ein Qualm, der jeden, welcher nicht ſelbſt ſchmauchte, zu erſticken drohte. Das Gelage ward immer luſtiger.

Mittlerweile traten zwei ungariſche Knaben, die ſich jedoch nicht zu kennen ſchienen, in kurzen Zwiſchenräumen in die Herberge. Der erſtere bat die Gäſte um die Erlaubniß, ſie mit ſeinen Gaukelkünſten unterhalten zu dürfen, während der andere ſeinen Kramladen ruhig bei Seite ſtellte, wie um zu warten, bis die Reihe an ſeine Wenigkeit kommen werde. Der Graf kümmerte ſich wenig um die beiden Spitzbuben.

Der kleine Zauberer erſchöpfte ſich in allen den Kunſtſtücken, welche griechiſche und ſonſtige Gaukler in den Khans und Cafébuden der Türkei vorzuführen pflegten. Der Beifall war ſtürmiſch. Der Knabe ſchien davon gerührt zu ſein, insgeheim aber haftete ſein Auge unverwandt auf einer abgeſchoſſenen ſeidenen Schnur, die aus Styrum's Ledertaſche kaum Zoll lang heraushing.

Als er ſpäter Geld ſammeln ging, genügte ein Moment, um die erwähnte Schnur zu faſſen, und ſie mit dem Gegenſtande, der daran befeſtigt war, unbemerkt in den Falten ſeines bauſchigen Gewandes verſchwinden zu machen.

Der Dieb verließ bald darauf die Herberge.

Auch Styrum hieß nunmehr ſein Pferd vorführen, und ſchickte ſich an, den Khan zu verlaſſen.

„Teufel," rief er plötzlich, „wo iſt denn mein Tabaksbeutel hingekommen?"

„Den hat ſicher jener Gaukler geſtohlen," meinte ein ſiebenbürgiſcher Roßmann.

„Ein Diebſtahl in meinem ehrlichen Hauſe!" rief entſetzt der Schenkwirth.

„Hat nicht viel zu ſagen," ſprach der Graf, „es war ein alter türkiſcher Tabaksbeutel, kaum ein paar Piaſter werth! Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt Tabak herbekommen könnte?"

Bei dieſer Frage trat der kleine Hauſirer beſcheiden mit ſeinem Kramladen herbei. Der Junge kam dem Grafen wie gerufen. Styrum, welcher auf ſeinem Ritte mehrere türkiſche Poſten paſſiren mußte, wollte nicht ohne den nöthigen Attribut eines echten ungariſchen Roßkammes erſcheinen. Er griff daher haſtig nach dem fein geſchnittenen Tabak des Hauſirers. Dann warf er ſich eilig in den Sattel. Der Hauſirer verfolgte mit triumphirendem Blick ſeinen ſtürmiſchen Ritt.

Es war eine ſchöne und heitere Nacht. Der Mond ging eben auf und goß ſein freundliches Licht auf die

ſchmale und ſteinige Straße, die anfangs hart an der Donau hinlief, und ſich dann in nordweſtlicher Richtung nach den Bergen hinſchlängelte.

Es waren in dieſer Gegend ſchon damals viele blutige Kämpfe zwiſchen Türken und Chriſten geſchlagen worden. Auch der Graf hing, als er die letzte Türkenwache paſſirt hatte, kriegeriſchen Träumen ſo tiefſinnig nach, daß er ſich allmälig in den ſonderbaren Zuſtand wachen Delirirens, halb Schlaf halb Wirklichkeit, mehr als billig hineingedacht zu haben glaubte, und ſich daher ernſtlich Mühe gab, aus den Banden der Betäubung loszukommen. Vergebliche Anſtrengung! „Verdammter Tabakdampf,“ murmelte Styrum, „er duftet ſo betäubend!“

Der Tabak war auch mit Opium verſetzt worden. Die Gedanken des Grafen verwirrten ſich immer mehr, ſeine Augen ſchloſſen ſich ſchlaftrunken, ſein Kopf ſank nach vorwärts, der Hufſchlag ſeines zuletzt im Schritt dahinſtolpernden Roſſes tönte immer undeutlicher in ſeinen Ohren. So gelangte er in den bekannten Wald, ungefähr eine Stunde oberhalb Ofen gelegen. Die Straße ward immer ſchmäler, ja zu einer förmlichen Gebirgsſchlucht.

Plötzlich wurde Pferdegetrabe vernehmbar. Styrum hörte es nur ſchwach und leiſe, wie im Traume, wie aus der Ferne. Gleichzeitig fiel es auf ihn wie eine Fangſchnur oder ein ſchweres Riemzeug. Ein peinliches Zerren und Schnüren an ſeinen Gliedern folgte.

Der Graf verlor das Bewußtſein.

Andor Luſtig war glücklicher.

Er gelangte mit ſeinem Transport Pferde unange-

fochten in die Nähe von Raab; dort erwartete er, seiner Weisung gemäß, die Rückkehr des Grafen Styrum. Stunde um Stunde kam und ging, jedoch Tag auf Tag verrann, aber der tapfere gräfliche Haudegen, welcher der Warnung seines treuen Dieners zu wenig Gewicht beigemessen, wollte nicht wieder erscheinen.

So verstrich eine Woche. Luftig zog mit blutendem Herzen nach dem kaiserlichen Lager. Der Herzog von Lothringen, über den reichen Zuwachs von Pferden erfreut, widmete dem Andenken des verschollenen Grafen, der zweifelsohne unter türkischen Mörderhänden sein Leben geendet, zwar eine warme Thräne der Theilnahme; der fürstliche Heerführer hatte jedoch nicht viel Zeit, um seinen Gefühlen als Mensch Raum zu gönnen; seine Pflicht als Feldherr nahm ihm bald jede Stunde des Tages in Anspruch, ja sie raubte ihm sehr oft die stärkende Ruhe bei Nacht.

Die Pest war in der That auf türkischem Boden ausgebrochen. Das ergrimmte Volk der Christen in Ungarn, das bald darauf gleichfalls von der morgenländischen Seuche heimgesucht wurde, zerriß zwar ein paar Todtengräber, welche in den Verdacht des Leichensäens gerathen waren, in Stücke, oder verbrannte sie bei lebendigem Leibe; aber das Unglück konnte dadurch nicht rückgängig gemacht werden, und die Pestjungfrau, Kuruczen und Labanczen gleichmäßig in ihrer tödtlichen Umarmung erstickend, zog, alles Leben vor sich niedermähend, als Schnitter des Herrn sieghaft von Gespannschaft zu Gespannschaft.

Achtzehntes Capitel.

Leichen zu säen.

Die Aufregung, welche in Wien zu Ende des Jahres 1678 herrschte, war keine geringe. Es rückte die Pest immer näher an die Gränze. Das kaiserliche Heer hatte sich wohl in drei Abtheilungen zersplittert und bildete einen riesigen Cordon an der Gränze von Oesterreich und Ungarn; aber man wußte recht wohl, daß Habsucht und Krämersinn der weisesten und strengsten Vorsichtsmaßregeln zu spotten pflege.

Im schlimmsten Verdachte standen die Juden. Sie waren wohl schon im Jahre 1669 aus Wien verwiesen worden, erhielten aber bereits 1676 wieder die Erlaubniß zur Rückkehr nach der Reichshauptstadt und ihr Kleinhandel, der sie wie früher nach den türkisch-ungarischen Provinzen führte, die Fremdlinge denen sie Obdach gaben, der Umstand, daß nur die ärmsten Christen unter ihnen in gleichem Schmutze lebten: alles dies mußte nothwendig Anlaß zu dem bangen Glauben geben, daß die Pest, falls sie nach Wien gelangen sollte, zuerst im untern Werd ausbrechen dürfte.

Gräfin Charlotte, welche nach dem verhängnißvollen Feste in Grinzing durch den Geruch der Blumen erkrankt war, weßhalb ihre Fahrt nach Preßburg hatte unterbleiben müssen, befand sich wohl wieder gesund, aber sie verlebte traurige Tage in Wien an der Seite ihres Vaters. Furcht vor der Pest war jedoch der letzte Schrecken, der ihr

zärtliches Herz beklemmte; der Gram um das unerklärliche Verschwinden ihres Bräutigams allein drohte die Jugendfrische ihres Antlitzes welken zu machen. Dazu kam noch der Umstand, daß Roger Acacia seine Brautwerbung nunmehr offen erneuerte, und dabei von dem alten Grafen Steineck kräftig unterstützt wurde. Nur die Angst vor dem Herannahen der Pest hielt den unerbittlichen Vater ab, das Jawort seiner Tochter zur Verlobung mit dem ränkevollen Agenten durch Strenge zu erzwingen.

Die Pest ließ übrigens nicht lange auf sich warten.

Es war in der vorletzten Decembernacht des Jahres 1678; das Wetter wies sich trübe und unfreundlich.

Im Hause des Todtengräbers Unkner herrschte eine ähnliche Stimmung. Der Mann saß kummervoll auf dem gewohnten Platze hinter dem Ofen, kaum die Scheltworte beachtend, die ihm seine Ehehälfte, die häßliche Leichenwäscherin, zubelferte.

„Was nützt all' dein Lärmen," rief der Todtengräber, „wir nagen zwar noch nicht am Hungertuche, aber das Gold, das ich von den Lanzettenrittern erhielt, geht zur Neige, die saubere Tafelrunde in den Katakomben scheint sich aus dem Staube gemacht zu haben, läßt nichts mehr von sich hören, und die Stunde, in der sie mich zum reichen Manne zu machen versprochen, dürfte wohl erst am jüngsten Tage schlagen."

„Da irrst Du!" so grollte die Stimme eines eintretenden Mannes.

Unkner sprang halb freudig, halb erschrocken auf.

Prinz Dachem stand vor ihm.

„Hoher Herr!“ rief der Todtengräber.

„Ich sagte Dir's ja!“ sprach sein Weib.

„Die Stunde ist gekommen,“ fuhr der Abenteurer fort, „die Lanzettenritter erwarten von ihrem Bundesmitgliede, daß es seine Schuldigkeit thue.“

„Befehlt! Was fordert man von mir?“

„Vorderhand nichts weiter, als daß Ihr Euch Beide draußen auf dem Freithofe auf die Lauer legt und Niemand den Zutritt zu dieser Stube gestattet, der Euch nicht die richtige Losung in das Ohr flüstert. Diese lautet: Schönen Gruß von der Pestjungfrau!“

„Wir gehorchen.“

Die Eheleute entfernten sich.

Prinz Dachem trat nun an die, der Thüre gegenüberliegende Wand, schrieb dort ein paar Worte an die Mauer, doch war es keine Kohle, was er in der Hand führte, auch zeigte sich keine Spur eines Buchstaben an der weißen vom Lichte beschienenen Fläche.

Er lächelte dann höhnisch vor sich hin.

„Nun ist's gethan,“ murmelte er, „morgen sollen anderweitige Gaukelkünste den Einfaltspinsel von einem Todtengräber zu dem Glauben verhelfen, er sei wirklich ein Leichenfämann gewesen.“

Es vergingen einige Minuten. Dann trat ein vermummter Mann in die Stube.

„Schönen Gruß von der Pestjungfrau!“ sprach er.

„Du bist der Erste, Bandoli? Hast Du die Lanzette bei Dir?“ versetzte Prinz Dachem.

„Allerdings.“

„Nun, da ist die Scheide dafür."

Prinz Dachem reichte ihm eine Pistole.

Der Lanzettenritter wollte sich entfernen.

„Halt, wo dienst Du?"

„In der Leopoldstadt!" lautete die Antwort.

„Also morgen Nachts."

„Ja, morgen, bei Nacht und Nebel."

Der Vermummte verließ die Stube.

Diese schaurige Scene wiederholte sich noch zehnmal.

Die schwarzen Bündner hatten den Peststoff erhalten.

„Mein Werk ist vollendet!" jauchzte der angebliche Prinz.

Nach diesen Worten blies er das Licht aus und verließ mit hastigen Schritten die Stube.

Unkner kehrte mit seinem Weibe zurück. Die Letztere stieß einen Schreckensruf aus und auch der Mann begann zu zittern.

Auf der Wand, der Thüre gegenüber gelegen, stand in großen Flammenlettern zu lesen:

„Leichensämann! Das Sterben soll beginnen! Rasch ans Werk! Morgen in der Neujahrsnacht, wenn die zwölfte Stunde verklungen, hast Du Leichen zu säen!"

Auf dem Tische lag ein Beutel mit Goldstücken, den natürlich das Ehepaar erst getwahrte, als Licht gemacht worden war. Die Flammenlettern waren verschwunden.

Der einunddreißigste December verging friedlich; nichts ereignete sich, was Verdacht erregen konnte. Im Gegen-

theile wurde die Stimmung in Wien heiterer, man feierte fröhliche Sylvesterabende, da sich plötzlich — man wußte freilich nicht woher — die willkommene Nachricht verbreitete, es sei in Ungarn die Pest im Abnehmen begriffen, ja in der Nähe des Cordons fast als erloschen zu betrachten; ein Gerücht, das die Lanzettenritter mit Vorbedacht ausstreuten, um die Wachsamkeit der Behörden einzuschläfern.

Die Nacht vom letzten December auf den ersten Jänner des Jahres 1679 kam. Der Himmel bedeckte sich abermals mit dichten Wolken, man sah kaum auf ein paar Schritte Entfernung, denn die Beleuchtung der Stadt war noch eine terra incognita. Die Hinterlist der Bündner trug zudem böse Früchte, denn die Rumorwache versah ihren Dienst nachlässiger denn je.

Nach zehn Uhr herrschte Todtenstille in ganz Wien.

Aus einer abgelegenen Kneipe in der Leopoldstadt trat ein Mann, der als Packknecht in einem Handelshause der inneren Stadt diente, aber der billigeren Miethe wegen in der damals noch unschönen Vorstadt Leopoldstadt wohnte.

Der Mann war furchtbar angetrunken, er konnte kaum auf den Füßen stehen und suchte daher in mühsamer Weise nach seiner benachbarten Behausung zu gelangen, ehe er vollends fertig geworden.

Als er um die nächste Straßenecke bog — es war beim Hause zum scharfen Eck — fiel ein stämmiger Bursche, dessen Züge in Folge der Finsterniß nicht auszunehmen waren, räuberisch über ihn her und schleuderte den

Trunkenbold unsanft zu Boden, worauf dieser mörderisch nach der Rumorwache schrie.

Der Unbekannte gab jedoch sogleich Fersengeld und lief, als hätte er Flügel an den Füßen.

„Glücklicherweis bin ich noch mit heiler Haut davongekommen!“ stammelte der Trunkene und erhob sich vom Boden. Es war ihm auch weiter nichts Schlimmes widerfahren, bis auf einen kleinen blutigen Riß an der linken Hand nämlich; doch vermochte der Packknecht sich nicht zu entsinnen, ob die Verletzung von einem scharfen Steine herrühre, auf den er gefallen, oder ob sie ihm durch ein spitziges Mordwerkzeug war beigebracht worden.

Am nächsten Tage war das Gerücht verbreitet, es seien im Laufe der verflossenen Nacht mehrere Personen in der Leopoldstadt auf offener Straße angefallen worden, aber dank einem plötzlichen, unerklärlichen, panischen Schrecken der Wegelagerer nicht beraubt, sondern nur leicht verletzt worden.

In der Neujahrsnacht hatte sich auf dem Stefansfreithofe eine noch weit grauenhaftere Scene ereignet.

Der Todtengräber Unkner saß, wie gestern, zagend auf der Ofenbank. Sein Antlitz war fahl, wie das Gesicht eines Sterbenden. Sein Weib schien gefaßter, obgleich auch sie ein leises Zittern nicht bemeistern konnte, das zeitweise durch Seele und Körper lief. Wie das engelhafte Weib auf dem Pfade der Tugend, so hat das böse auf dem Wege der Sünde meist viel mehr Muth, als der kräftigste Mann; dies lehren uns mehrere Beispiele aus der Geschichte.

Die Mitternachtsstunde kam. Vom Stefansdome herab hallten dumpfe Glockenschläge.

Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — zehn — eilf — zwölf!

Die Gnadenfrist war verronnen.

Das große Sterben sollte beginnen; der Todtengräber mußte die Stube verlassen — um Leichen zu säen.

Michael Unkner sank in die Kniee und der Angstschweiß trat in schweren, kalten Tropfen auf seine Stirne.

Kling, kling, kling!

Die Leichenwäscherin ließ die Goldstücke im Beutel tanzen.

Michael ermannt sich — er eilt hinaus — die Nacht ist dunkel und schweigsam — der Todtengräber breitet sein Schurzfell auf dem Freithof aus — das Käuzlein wimmert hoch oben am Thurme — ein ferner Windstoß mahnt an das Seufzen eines Sterbenden — der Todtengräber erhebt die erste Schaufel voll geweihter Erde —

Schauerlicher Spuck!

Ein blaues Flämmchen taucht an dem nächsten Grabe auf — es erhebt sich in die Luft — es flattert über die Mauern des Freithofes — verlischt in der Ferne — das Käuzlein wimmert abermals hoch oben am Thurme — der Wind stöhnt leise, er mahnt wieder an den letzten Seufzer eines Sterbenden — eine neue Schaufel voll geweihter Erde — ein neues Flämmchen — abermals derselbe Spuck —

Das Schurzfell des Leichensämannes ist gefüllt.

Er erhebt sich mehr todt als lebendig.

Er wankt zum Thore des Freithofes hinaus um Leichen zu säen.

Das Weib folgt ihm mit einem Topfe Wasser.

Die Glocken verkündeten die erste Stunde nach Mitternacht — man kann bereits das Jahr 1679 schreiben.

Am ersten Jänner des eben eingetretenen Jahres findet man den Stefansplatz wie die benachbarten Straßen stellenweise mit einer Schichte schwarzer, übelriechender, feuchter Erde bestreut. Der Tod ward gesäet, aber Niemand beachtete es — denn Entsetzen über Entsetzen — über die Donau kommt in erster Frühe die Nachricht — sie läuft wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Alles ruft mit bleichen, krampfhaft zuckenden Lippen:

„In der Leopoldstadt ist die Pest ausgebrochen."

Neunzehntes Capitel.

Eine arme Familie im „Fischtrühel."

Das kleine, ein Stockwerk hohe und mit einem schönen zierlichen Garten versehene Haus „zum Fischtrühel" an der Donau steht gegenwärtig noch immer unansehnlich da, zumal es von den zwei Neubauten des Dianabades (Nr. 9) und des prächtigen, mit drei Höfen versehenen Zinshauses (Nr. 11) die Nummer 10 tragend eingeschlossen ist.

Die Benennung „Fischtrühel" gab nicht der Schild des gleichnamigen Gasthauses, welches sich in dem Hause befindet, sondern die alte Bezeichnung stammt vom Hause selbst her und wahrscheinlich von einem Frescogemälde, welches ober dem Eingangsthore angebracht war und den gesegneten Fischzug Petri vorstellte. Da dieses Haus nahe an der Donau und mit der Fronte gegen Westen steht, so wurde die Malerei bald unsichtbar, nur ein vom Gesimse geschütztes „Fischtrühel" (ein mit Luftlöchern versehener hölzerner Fischbehälter), aus dem eine Menge der vom großen Fischzug nicht unterzubringenden Fische wieder herausfielen, blieb zu sehen übrig, und hiervon erhielt es die Benennung.

Die Darstellung des großen Fischzuges Petri auf einem Frescogemälde dieses Hauses war übrigens keine zufällige. Der erste Erbauer desselben war der „wohlehrenveste Herr Simon Schmidt, der verwitweten römischen Kaiserin Eleonore*) wie auch Ihrer hochfürstlichen durchlauchtigsten Erzherzoge zu Oesterreich Hoffischermeister und Richter am untern Werd," mit Eva, seiner ehelichen Hausfrau, welche Beide zu Ehren Sct. Peters, des Patrones der Fischerinnung, das Gemälde anfertigen ließen, obwohl sie dieses Haus nie bewohnten, sondern in ihrem zweiten Hause (in der Leopoldstadt, Herrngasse, heute Nr. 179), wo auch Herr Schmidt das Gericht hielt und wo die Kanzlei war, sich stets aufhielten.

Die Fischerinnung verdankt dem Hoffischer Schmidt

---

*) Kaiser Ferdinand's II. zweite Gemalin.

die gänzliche Aufhebung einer drückenden Verordnung, welche wohl gemildert, aber oft noch, wenn sie der Stadtrath in Erinnerung brachte, beobachtet werden mußte. Es war dies die strenge Verordnung des Herzogs Albrecht von Oesterreich (ddo. 23. Juli 1340), „daß die Fischer ohne Mantel und Hut, mit bloßem Kopfe auf dem Markte, so lange sie ihre Waare feil haben, in jedem Wetter, in jeder Jahreszeit, stehen müssen, um daß sie sich mehr beeilen und den Kunden besseren Kauf geben.“ Theils aus eigener Pietät, theils aus Dankbarkeit für diese Aufhebung ließ Schmidt im untern Werd (heutige Leopoldstadt) ein Kreuz als Monument errichten, welches, sehr kunstvoll gearbeitet, viele Kriege und Stürme zu überstehen hatte. Es befindet sich noch heute Anfangs der Augartenstraße.

In dem vorerwähnten Hause „zum Fischtrühel“ lebte zur Zeit unserer Erzählung in einem ebenerdigen Gemache, in Noth und nackter Armuth zurückgezogen und unbeachtet, Frau Adelheid Lahrenbecher und ihre emporblühende Tochter Ludmilla. Doch des Mangels gewöhnliche Kennzeichen: Unordnung und Unsauberkeit, trug ihr niederes Stübchen nicht zur Schau. Man athmete, der Reinlichkeit sicherer Bürge, in dem engen Raume dennoch gesunde Luft, nicht erstickenden Qualm ein. Auf sorglich gefegtem Fußboden stand der wenige alte, aber blank gescheuerte Hausrath an den kahlen Wänden umher. Das einzige ärmliche, fast verschlissene Bette bedeckte ein wohlgeglätteter, fleckenloser Ueberzug und durch spiegelhelle Fenster sah man in des Hauses emsig gepflegtes Gärtchen.

Kurz die ganze Einrichtung lobte den genauen Ordnungssinn und die Häuslichkeit derjenigen, die in dem beschränkten Gevierte so weniger Schritte walteten.

Dem Innern der Wohnung entsprach auch die schmucklose Kleidung der Bewohnerinnen; wie in dieser standen auch hier der grobe, abgetragene Stoff mit der möglichsten Nettigkeit im gleichen Gegensatze. Allein auf der gefurchten Stirne der Mutter und den nicht immer gerötheten Wangen der lieblichen Tochter war mit leserlicher Hand der Sorgen drückendste — Nahrungssorge — eingegraben, und man sah es Beiden leicht an, wie oft sie sich ohne Abendessen zu Bette legten, wie oft sie ohne Morgenimbiß an die Arbeit gingen.

Frau Adelheid war sehr betriebsam, aber mit all ihrer Regsamkeit, all ihrem Fleiße war kein Glück verbunden. Ihr verstorbener Mann, ein Fischer und Schiffer, hatte einige Thaler hinterlassen; sie versuchte einen kleinen Handel und verlor diese wenige Baarschaft. Auf den Ertrag eines unsichern Erwerbes beschränkt, spann sie sich jetzt mit ihrer Tochter, einem guten, holden, gehorsamen Kinde, die Hände wund, verdingte sich umher zu jeglicher Arbeit, half kochen und braten, wenn bei Hochzeiten und Festschmäusen das Gesinde nicht genügen konnte; verrichtete, was man ihr auftrug mit unermüdlichem Eifer und mühte sich ab, von Sonnenaufgang bis spät in die Nacht; und doch war der erworbene Lohn so dürftig, als unfreundlich die Behandlung und die Art, mit der er gereicht wurde, wie denn das gegen den Armen damals so ziemlich hergebrachte Sitte war.

Ob nun fast immerdar Meister Schmalhanns an Frau Adelheid's Tische Küchenmeister war, und sich kaum jeden Tag ein Gericht mager geschmalzener Hülsenfrüchte auf demselben vorfand, so war doch eines Tages ausnahmsweise das Mittagsmahl besser als sonst bestellt. Sparsamkeit und Entbehrung hatten einige Groschen erübrigt und erlaubten es, der Tochter Geburtsfest wenigstens mit einem Scheine des einstigen Wohllebens und der Behaglichkeit von ehedem, wo noch der geschickte Vater gelebt, zu begehen. So war denn auch im December des Jahres 1678 für den Festtag weißes Brod gekauft und ein wohlschmeckendes Zugemüse bereitet worden, auf dem sogar einige dünne Fleischschnitten prangten. Man erwartete nur einen lieben Gast, den Bindergesellen Franz Schenfellner, um den Tisch zu beschicken.

Ein braver, rechtlicher Jüngling war Franz, dem Biederkeit und Treue aus den frischen, blauen Augen lachten, und Ludmilla wußte genau, mit welcher inniger Liebe er ihr zugethan war, eine Leidenschaft, die sie nicht unerwidert ließ. Allein, für jetzt konnte er dem Mädchen nichts bieten, als sein schlichtes unverdorbenes Herz, denn das Schicksal hatte ihm, wie so vielen Guten und Würdigen, nur schwere Arbeit und kargen Unterhalt als seinen Antheil bei der ungleichmäßigen Vertheilung der Erdengüter zugeworfen.

Der Erwartete erschien, man setzte sich zu Tische, dankte Gott und genoß der seltenen Erquickung mit einem Vergnügen, das nur Jener zu empfinden vermag, der, mit ewigem Mangel ringend, einen solchen Tag als Glanz-

punct in seinem Leben betrachtet, und wenigstens auf dessen kurze Dauer sich seinen glücklicheren Mitmenschen gleichstellen darf. Frohes Gespräch, ja selbst manche unschuldige Scherzrede, würzte den genügsamen, für den Augenblick glücklichen drei Menschen das Mahl; goldene Luftschlösser, die der harmlose Sinn der beiden jungen Leute schon sich verwirklichen sah, umgaukelten beseligend die heitern von Hoffnung und Lust aufgeregten Gemüther und ließen sie für eine kurze Stunde der in Mühe und Drangsal zu verlebenden Monde, die drohende Gefahr von Krieg und Pest gänzlich vergessen.

„Möge Gott Euch das geringe Mahl gesegnen," sprach endlich die Mutter, die Hand der Tochter und die des anzuhoffenden Schwiegersohnes ergreifend, „und mein heißes Gebet doch einmal erhören, das ich täglich unter bitteren Thränen, nicht um Reichthum und Ueberfluß, sondern nur um das Nothwendige, um ein mäßiges Auskommen zu ihm schicke. Wenn ich Euch Beide so ansehe, in eurer kraftvollen üppigen Jugendfrische, mit euren arglosen aufrichtigen Seelen, wie für einander geschaffen, und blos durch die Armuth noch getrennt, so bricht mir das Herz. Allein wollte ich selbst mich gerne in das fügen, was Dürftigkeit Hartes, und im Auge des Reichen Verächtliches hat; nur euch möchte ich noch vor meinem Ende vereint, und in einer sorgenfreien Lage erblicken. Wahrlich, um diesen Preis wäre mir nichts zu schwer, würde ich Alles wagen."

„Was haben wir zu wagen?" entgegnete bescheidenen Tones Franz, „was dürfen wir wagen? — Nur unser einziges Gut, das nackte Leben, und das nur dann, wenn

wir einst selbst, oder der Nächste in Gefahr sind. Ein Wagstück anderer Art, um unserem Bedürfnisse abzuhelfen und unsere Wünsche zu fördern, dürfte eher vom Ziele ab, als ihm näher führen. Das habt Ihr wohl nicht recht bedacht, und eure Liebe zu uns — verzeiht, traute Mutter — hat Euch ein vorschnelles Wort auf die Zunge gelegt, von dem euer Herz nichts wußte."

„Mag sein, Sittenprediger," erwiderte lachend Frau Adelheid, „böser Sinn lag nicht in meiner gutgemeinten Rede. — Nun, geh' an deine Arbeit, meine Tochter, der neue Flachs muß diese Woche noch gesponnen werden. Ich selbst habe einen Gang in das nächste Stadtviertel. Sei fleißig mein Kind, bald bin ich wieder hier."

Mit höflicher Danksagung von der Mutter, mit einem warmen Händedruck von der Tochter, beurlaubte sich Franz und ging, wie Frau Adelheid, seinem Geschäfte nach.

Frau Adelheid kehrte gegen Abend wieder heim.

Da begegnete ihr Frau Martha, die Nachbarin. Obschon beinahe auf die nämlichen Erwerbszweige, wie Frau Adelheid beschränkt, lächelte doch jenem Weibe ein günstigerer Stern bei Allem, was sie unternahm; wenigstens deutete der fast neue Leibrock, das wenig getragene Mieder, mit silberner Spange zierlich zusammen gehalten, und das frische gesunde Aussehen Martha's nicht auf Kummer und große Entbehrung.

Freundlich begrüßten sich die beiden Frauen, und bald waren sie über ehemals und jetzt, über böse Zeiten und Sitten in ein eifriges Gespräch verwickelt.

„Mein Gott!“ klagte endlich Frau Adelheid, die ihr Herz durch Mittheilung erleichtert fühlte; „wir Beide treiben einerlei Gewerbe; wie macht Ihr es doch, daß Euch Alles ſo wohl geräth und reichlicher Gewinn eurer Hände Arbeit lohnt? Ich, nicht minder rüſtig und thätig als Ihr, quäle mich Tag und Nacht und kann kaum genug aufbringen, um das elende Leben zu friſten. Jeden Frühling ſchneidet Ihr das Ergebniß eures winterlichen Fleißes, das ſchönſte Stück Linnen, von der Bleiche; ich jedoch muß den eben geſponnenen Flachs eilig für geringen Gewinn hingeben, um dem Hunger zu wehren. Helft Ihr bei einem Gaſtgebot in der Küche, wie ich es auch bisweilen thue, wenn mir die Gelegenheit winkt, ſo vermögt Ihr den reichen Abhub von Braten und Backwerk im knarrenden Deckelkorbe kaum nach Hauſe zu ſchleppen, während ich mit ein paar Groſchen und einem derben Stücke Brod abgeſpeiſt werde, ob ich auch Stunden lang am glühenden Heerde geſchmort und das Meine redlich geleiſtet habe.“

„Ja ſeht,“ entgegnete Martha mit wichtiger Miene, „das iſt nun einmal ſo der Welt Lauf. Es gibt glückliche Menſchen, es muß auch unglückliche geben. Leider iſt nur die Anzahl der Letztern, gegen die der Erſteren gehalten, gar zu unverhältnißmäßig groß. Wahr iſt es, man muß nichts verſäumen und die Hände tüchtig rühren, denn dem Läſſigen fliegen die gebratenen Tauben nicht ſo leicht in den Mund. Aber das iſt lange nicht genug, es liegt — wie ſoll ich es Euch nur erklären — an einer Gnade des Himmels, die nicht Jedem in gleichem Maße zu Theil

wird, die unserem Schaffen erst Gedeihen bringt und Geld, Gut und Gottesgabe jeder Art gewaltsam herbeizieht — mit einem Worte: Schrein und Truhe müssen einen gesegneten Boden haben."

Das gesprächige Weib ahnte nicht, wie sehr die unschuldige Rede, hinter der doch gar kein besonderer Sinn verborgen sein sollte, mißverstanden worden wäre, und welchen unauslöschlichen Eindruck die letzten Worte hervorgebracht hatten. Frau Martha wandte sich zum Gehen und ließ die betroffene, arme Nachbarin, von einem neuen, seltsamen Gedanken heftig ergriffen, allein stehen.

„Einen gesegneten Boden?" wiederholte Frau Adelheid sinnend. „Was will sie damit sagen, daß der Kasten, damit er sich fülle, einen gesegneten Boden haben müsse? Also dies ist das Geheimniß! Jetzt ist mir Marthens Wohlhabenheit und mein Elend begreiflich. Erfolglos werde ich mich lebenslang abquälen, wenn ich nicht auch zum Besitze dieses wunderbaren Magnetes gelange. Doch was ist, worin besteht er? — Wenn ich Martha frage, wird sie nicht säumen, mich mit einem Mährchen zu äffen! Die Wahrheit sagt sie mir nimmer; solche Dinge behält man gerne für sich. Vielleicht bereut es die Geschwätzige jetzt schon, mir so viel ausgeplaudert zu haben. — Unlängst sah ich, wie sie ein Körbchen mit Erde heimtrug. — Zwar hat sie Blumen vor den Fenstern. — Ich hab's! — Es war geweihte Erde. — Darin besteht das Geheimniß. — Aber wäre das nicht Mißbrauch, nicht unchristlich!?"

Unter derartigen Grübeleien und von tausend widersprechenden Gefühlen bestürmt und geängstigt, begab sie sich langsam nach Hause.

Der Charakter von Frau Adelheid war kein ganz gewöhnlicher; in ihrem Busen schlief, ihr selbst unbewußt, ein unternehmender Geist, der in dem gealterten Leibe sein Jugendfeuer und — auch seinen Jugendleichtsinn nicht verloren hatte. Was sie einmal erfaßte, das erfaßte sie mit der ganzen Gewalt ihrer Seele und konnte leicht, ohne eben Böses zu beabsichtigen, hingerissen werden, den leidenschaftlichen Wunsch ihres Herzens durch Mittel zu verwirklichen, deren Wahl kühn und unvorsichtig, ja — nach Ansicht des Beurtheilers — höchst frevelhaft war.

Wenn auch frommen und gottesfürchtigen Herzens, wie tadellosen Wandels, war sie doch jedem Aberglauben der Zeit ergeben, die sie gebar, und bei Krankheiten und anderen Unfällen stets geneigter zu Wunderkuren und mystischen Sprüchen, mit denen Einfalt und Unwissenheit sich und Andere täuschen, ihre Zuflucht zu nehmen, als den Arzt oder die gesunde Vernunft zu Rathe zu ziehen. Auf diese Art konnte man aber bei der Denkungsart des damaligen, noch immer finsteren und unduldsamen Jahrhunderts, welches oft bei den natürlichsten Dingen satanische Einwirkungen sah, früher oder später in den bösesten Verdacht und in die gefährlichsten Berührungen kommen, die zum gewissen Verderben, ja zumeist zum schmachvollsten Henkerstode führten.

Ihre Tochter und deren Bräutigam beobachteten von dem Tage des frohen Mahles an mit tiefer Besorgniß,

daß die Mutter im Gespräch und Benehmen in jeder Weise durchaus geändert war. Es wollte der sonst so emsigen Frau die Arbeit nicht mehr von der Hand gehen; sonst hatte man halbe Nächte lang das Mädchen der unermüdeten Spinnerin knarren gehört, nun erfolgten lange und immer längere Pausen. Die Hände in den Schooß herabgesunken, schien sie über etwas, das ihr ganzes Gemüth erfüllte, nachzusinnen und mit sich einen schweren, schweren Kampf zu kämpfen. Alle theilnehmenden Fragen der bekümmerten Tochter, ihr und des wackern Franz zärtliches Drängen, um Enthüllung eines Geheimnisses, das die gute Mutter zu erdrücken drohte, wurden gar nicht, oder ausweichend beantwortet.

Ach, hätte sie sich den Kindern anvertraut; es wäre — wie wir bald sehen werden — maßloser Jammer und großes Elend der Familie erspart worden.

So vergingen mehrere Tage. Plötzlich schien Frau Adelheid gefaßter und beruhigter; sie schien ihrer Ungewißheit entledigt und einen Entschluß ergriffen zu haben. Die Geschäfte und Arbeiten der beiden Frauen gingen im alten Geleise. Adelheid wurde wieder mittheilender und das unheimliche Brüten über einen unbekannten Gegenstand verlor sich allmälig. Die beruhigte Tochter dankte Gott, aber Franz, der unter die Leute kam, dort von Zeitereignissen reden hörte, die beunruhigenden Gerüchte mit seinen Genossen besprach, schüttelte über manches Ungewöhnliche, das er in der Mutter ganzem Wesen noch immer zu bemerken glaubte, bedenklich den Kopf. Was ihn am meisten stutzen machte, waren ihre häufigen Besuche

auf den Kirchhöfen der Stadt, und zu verschiedenen Zeiten des Tages begegnete er ihr in der Nähe des einen oder des andern. Dies erregte sein Mißfallen, denn, wenn er auch nicht im Entferntesten daran dachte, die bekannte, brave Matrone mit der Sage der Leichenfämänner in Verbindung zu bringen, war er doch innerlich überzeugt, daß Frau Adelheid die Friedhöfe nicht aus Frömmigkeit oder Andacht besuche, sondern daß ein anderer, wohl abergläubischer Grund vorhanden sei, den zu enträthseln ihm aber trotz anhaltenden und oftem Nachdenkens nicht gelang.

Eines Tages, es war der letzte des Jahres 1678, hatte Frau Adelheid, wie auf's Neue von ihrem früheren Gemüthszustande ergriffen, den ganzen Tag in sichtbarer, innerer Bewegung zugebracht. Unruhig, wie von bösen Dämonen von einem Orte zum andern herumgetrieben, nahm sie bald diese bald jene Arbeit vor, um sie, als ob sie vergäße, was sie beginnen wolle, sogleich wieder bei Seite zu legen. Lange Unentschlossenheit bezeichnete jeden ihrer Schritte und die Angst ihrer Seele schien mit dem nahenden Abende zu steigen. Ludmilla hatte auf ihr liebevolles Forschen, ob der guten Mutter irgend etwas fehle, eine verkehrte, ja selbst barsche Antwort erhalten und schwieg gekränkt stille.

Der Abend kam heran. Frau Adelheid näherte sich ihrer Tochter, küßte sie auf die Stirne und sagte mit gepreßter Stimme: „Ich bin auf heute Nacht in des Bürgermeisters Küche verdingt und kehre erst gegen Morgen heim. Lebe wohl, mein theures Kind, vergiß dein Abendgebet

nicht und gedenke auch deiner Mutter, wenn Du dein Herz zu Gott erhebst. Verschließe deine Thüre wohl."

Mit diesen Worten trat sie aus dem Hause und entschwand der ihr am Thore kummervoll nachspähenden Tochter. Diese konnte dem Drange nicht widerstehen, den kurzen Weg nach der Stadt und nach dem Platze zu des Bürgermeisters Wohnung zurückzulegen, um sich womöglich dort von der Anwesenheit der Mutter zu überzeugen, weil es ihr mit dem Abendschmause bei dem Bürgermeister von Wien, Herrn Daniel Lazarus Springer, der nicht im Rufe stand, geräuschvolle Feste zu lieben, nicht ganz richtig schien. Todesschweigen umgab das Stadthaus, das im Schatten der einbrechenden Dunkelheit mit den todten Fenstern keiner Herberge froher Gäste ähnlich sah. Kein lebendes Wesen gewahrte man durch den halbgeöffneten Thorflügel in dem öden Hofe und es zeigten sich nirgends Anstalten zu einem Bankette.

Trostlos kehrte Ludmilla heim und beruhigte, nach der Mutter Weisung beim Abschiede, in etwas ihr höchst sorgenvolles, bewegtes Herz durch ein inniges Gebet. Aber die lange Nacht über wälzte sie sich doch schlaflos im Bette umher. Düstere Vorstellungen quälten ihre aufgestörte Einbildungskraft und stellten ihr das Schrecklichste als die Ursache des seltsamen Gemüthszustandes ihrer Mutter vor. Sie ließ alle Möglichkeiten an ihrer Seele vorüberziehen, welche diese außerordentliche Veränderung hervorgebracht haben konnten und fand keine, durch welche die Ungewißheit aufgehellt und das Unbegreifliche erklärt worden wäre. Ihr braver Franz, der Einzige, an den sie

sich hätte wenden können, war heute nicht gekommen und, da sie wußte, er sei mit dem Meister und den andern Gesellen über Land berufen worden, auch keine Möglichkeit ihn aufzufinden gewesen.

Der Morgen des ersten Jänners 1679 war schon angebrochen, als Frau Adelheid bleich und erschöpft nach Hause kam.

Wir bitten die Leser im Gedächtnisse zu bewahren, daß dies am selben Tage geschah, wo in Wien die Pest ausbrach, nach der Nacht, wo Todtengräber Unkner sein fluchwürdiges Treiben verrichtet hatte.

Frau Adelheid stellte ihren Deckelkorb, der etwas Schweres zu enthalten schien, in ein leerstehendes Fischtrühel, schloß zu, zog — gegen alle Gewohnheit — den Schlüssel ab und steckte ihn zu sich. Ludmilla ließ sie gewähren, ohne eine Frage zu wagen.

Frau Adelheid fand sich diesen und die darauffolgenden Tage, wiewohl Anfangs mit Mühe, in ihre alten Verhältnisse und Beschäftigungen. War gleich an die Stelle ihrer, trotz allem Elende stets heiteren Laune eine unverkennbare Schwermuth getreten, die sich oft in kurz hingeworfenen Worten, in mancher unwillkürlichen Geberde äußerte, welche Reue über etwas, das geschehen, und nun nicht mehr zu ändern sei, auszudrücken schienen, so wurde sie doch wieder umgänglicher und theilnehmender. Manchmal sogar äußerte sie Hoffnungen auf eine baldige Verbesserung ihrer Lage, die ihrer Aller Wünsche krönen sollte; dann wich die Traurigkeit aus ihrem Gemüthe, und

eine freudige Zuversicht belebte sie auf kurze Zeit, deren Grund sich aber Ludmilla wie Franz bei dem reiflichsten Nachsinnen nicht zu enträthseln vermochten. Indessen war das junge Paar doch getröstet, da es endlich einmal das Ansehen gewann, als wollte der Friede in der Mutter Busen wieder einziehen. Um die Gerüchte des Ausbruches der Pest kümmerten sich die jungen Leute weniger, und sahen der Zukunft mit Ergebung in den allmächtigen Willen des Herrn entgegen.

Zwanzigstes Capitel.

Das Pest-Concil beim Kaiser.

Bevor wir unsere Erzählung fortsetzen, müssen wir einen Rückblick auf die Pestseuchen im österreichischen Kaiserstaate, und besonders in Wien werfen.

Die Pest, diese furchtbare Geißel der Menschheit, hatte zwar auch schon in den ältesten Zeiten, durch Völkerwanderungen, Kriege, die Kreuzzüge u. s. w. begünstigt, von ihrer eigentlichen Heimat, Asien und Afrika ausgehend, das östliche und südliche Europa, besonders aber Ungarn und Oesterreich periodenweise heimgesucht, doch am drohendsten wurde die Gefahr nach dem Falle des griechischen Kaiserthumes, wo die Osmanen als nunmehr unmittelbare Nachbarn der österreichischen Staaten diese um so mehr in Gefahr brachten, als die verderbliche Seuche unter diesen asiatischen Horden einheimisch und fast unausrottbar war; letzteres um so mehr, als sie keine

Vorkehrungen dagegen machten, und die meisten ihrer Einrichtungen und bequemen Gewohnheiten eher als eine Pflanzschule dieses furchtbaren Uebels zu betrachten waren. Ihre, anfänglich von wilder Siegestrunkenheit geleiteten Eroberungszüge drohten endlich die Seuche allenthalben zu verbreiten. Auch waren zu jenen Zeiten die Sicherheits- und Vorsichtsmaßregeln theils von irrigen Begriffen über die Natur der Pest geleitet, bei weitem unzulänglich und zu einseitig. Anfangs setzte man ihnen gar nur Prozessionen, Gebete und Einstellungen aller Ergötzlichkeiten entgegen, weil man sie übernatürlichen Einflüssen zuschrieb, und den mit ihr Befallenen zu heilen für unmöglich hielt, wodurch denn natürlich die bangenden Gemüther noch befangener, und, wie neuere Erfahrungen lehren, die Körper empfänglicher für Ansteckungen gemacht wurden, zuweilen schrieb man sie wohl auch im fanatischen Eifer den Juden zu, welche sie durch Vergiftung der Brunnen u. s. w. veranlaßt haben sollten, und verfolgte diese in jenen Zeiten der Verdummung und des wüthendsten Hasses gegen Andersglaubende mit Feuer und Schwert, während man den eigentlichen Feind ruhig fortwüthen ließ und genug dagegen zu thun glaubte, wenn man betend auf den Knieen in den Kirchen und Straßen herumrutschte, mit zumeist vor Angst gedankenlosem Hirne eingelernte Segensprüche herplapperte, und dabei seinen altgewöhnten Lastern fröhnte. Anderntheils waren auch die allgemeinen Sorgen wegen den Fortschritten der Türken und für die Existenz der christlichen Staaten in Europa vorherrschend, und erlaubten nicht eher dem immateriellen Feinde kräftigen Widerstand

zu leisten, als bis man dem materiellen wirksam begegnet, und seinem Siegeszuge Einhalt gethan hatte.

Erst in neuerer Zeit, als durch die Siege des Herzogs von Lothringen, des Prinzen Eugen von Savoyen und Anderer die türkische Uebermacht gebrochen und in ihre bestimmten Gränzen zurückgewiesen war — wir müssen hier erwähnen, daß dies nur durch den edelmüthigen, sich bis zur Selbstaufopferung hingebenden Juden Samuel Oppenheimer als Armeelieferanten möglich geworden war, *) — verminderte sich die Gefahr einer abermaligen Verbreitung dieser verheerenden Seuchen in unseren Gegenden; ebenso trugen die bessere Ausbildung der Arzneikunde, insbesondere des Sanitätswesens, wie die umsichtigeren Maßregeln der Landesregierung ebenfalls Vieles zur Beseitigung derselben bei, und namentlich sind die jetzigen österreichischen Contumazanstalten an der Seeküste und der allgemeine Pestcordon gegen die Türkei musterhaft zu nennen, und bewahren gegenwärtig wirksam gegen ein Uebel, welches diesem Welttheile in früheren Jahrhunderten so oft Tod und Verderben brachte. Es läßt sich auch mit vielem Grunde hoffen, daß bei fortschreitender Cultur auch vielleicht der türkische Staat sich bestimmt fühlen dürfte, durch innere Anstalten, und in dem Contumazsysteme den Nachbarn die Hände bietend, alle Kräfte anzuwenden, um dieses furchtbare Uebel wenigstens in Europa gänzlich auszurotten.

*) Es ist geschichtliche Thatsache, daß ohne seine unerschöpfliche Unterstützung an Geld und Ausrüstung Oesterreich und Deutschland heute vielleicht türkisch wären.

Folgendes ist eine gedrängte chronologische Uebersicht der seit einem Jahrtausende in Oesterreich eingedrungenen Pest. Im Jahre 888 entstand eine große Pest, woran besonders in Böhmen und Mähren viele Menschen starben, und die man der außerordentlichen Hitze des Sommers zuschrieb; 1006 Pest durch ganz Deutschland, von Hungersnoth begleitet, welche durch drei Jahre währte; 1133 ebenfalls daselbst; 1312 und 1313 in ganz Deutschland große Pest und Hungersnoth, erstere schrieb man den großen stattgehabten Ueberschwemmungen zu; 1337 ebenfalls verheerende Pest in Deutschland; 1348 und 1349 furchtbare Pest in Deutschland und Oesterreich, „der schwarze Tod" genannt. Zu Wien starben damals an jedem Tage über 100, ja zur Zeit, wo die Krankheit am meisten wüthete, an und über 1000 Menschen. Der blinde Wahn schrieb diese Seuche allenthalben den Juden zu, welche die Brunnen vergiftet haben sollten, und viele Tausende derselben wurden auf die grausamste Art hingerichtet. 1381 kam die Pest neuerdings nach Oesterreich, und wüthete besonders in Wien so sehr, daß bei St. Stefan allein 15.000 Menschen begraben wurden, eine Maßregel, welche — wie überhaupt der Umstand, daß die Friedhöfe sich innerhalb der Mauern Wiens befanden — die Ausbreitung der Seuche noch mehrte, so daß vom 24. Juni bis 8. September 1381 in Wien allein gegen 10.000 Menschen starben. 1408 herrschte ebenfalls eine, jedoch nicht lange anhaltende Pest in Oesterreich; 1435 eine Pest in Oesterreich und Wien, weßhalb die öffentlichen Schulen daselbst durch einige Monate gesperrt waren;

1541 abermals in Wien, Oesterreich und den angränzenden Ländern, ohne indeß große Verheerungen anzurichten.

Mit Anfang des Jahres 1679 brach endlich die furchtbare Pest in Wien aus, deren schreckliche Verheerungen ewig denkwürdig in den vaterländischen Annalen sind. Wie wir erwähnten, zeigte sie sich zuerst in der Leopoldstadt, verbreitete sich — die innere Stadt überspringend — dann auch in den übrigen Vorstädten, und daher verlor sich der panische Schrecken; man betrachtete diese Seuche nur als ein Uebel, welches durch die Unreinlichkeit und unregelmäßige Lebensart der untern Volksclasse entstanden sei, daher auch nur ihre Opfer unter dieser suche. Die Berichte der Aerzte aus den verschiedenen Theilen der Vorstädte lauteten dahin, daß die Krankheit weiter nichts als ein bösartiges hitziges Fieber sei, dem man mit leichter Mühe entgegenwirken könne. Vergebens warnten erfahrene Aerzte wie Doctor Schack und Sorbait gegen diese trügerische Annahme, sie waren Ausländer, hatten daher allen Zunftneid gegen sich, wurden wegen ihrer „Aengstlichkeit" oder „Wichtigthuerei" verlacht, und der Schlendrian ging in den Monaten Jänner wo nur 410, Februar wo nur 359 Menschen starben, unbeachtet fort.

Da kam der Monat März heran, und mit ihm eine rapide Verbreitung der Pestseuche über ganz Wien, über Arm und Reich, Hoch und Niedrig, es starben in diesem Monate bereits 3797 Menschen, und nun mußte man wohl daran glauben, was die beiden Holländer schon längst vorhergesagt. Da wurde der Zustand des Schreckens und der Verwirrung unbeschreiblich, ein großer Theil der

adeligen und reichen Familien Wiens flüchtete sich auf das Land, ja in entferntere Provinzen, aber Kaiser Leopold und seine ganze Familie blieben in Wien, da sie ihre Unterthanen in dieser schrecklichen Noth nicht zu verlassen gedachten.

Es war gegen Ende März, als der Kaiser in seinem Berathungssaale eine Reihe von Männern um sich versammelt hatte, mit welchen er die zu ergreifenden Maßregeln besprechen wollte. Diese Männer waren: der geheime Rath und Landuntermarschall Adam Anton von Grundemann, ein in Justiz-, Land- und Polizeisachen wohlerfahrener Mann (im Alter von 55 Jahren stehend), der niederösterreichische Regierungskanzler Dr. Josef von Zoppl (62 Jahre alt), ihm zur Seite Regierungsrath Baron Johann Ignaz von Spindler, der Beichtvater des Kaisers, Pater Franz Menegatti (49 Jahre alt), und als Schriftführer Hofsecretär Johann Josef Benaglia (28 Jahre alt). Der Statthalter Graf Johann Quintin Jörger (55 Jahre alt), wie der Fürst Ferdinand Wilhelm Eusebius von Schwarzenberg (27 Jahre alt), geheimer Rath und Vertrauter des Kaisers, waren ebenfalls anwesend. Von Aerzten wurden beigezogen: die kaiserlichen Leibärzte Mathias Franz von Hertodt, ein Mann im Alter von 60 Jahren, und Marc Anton Signorini, die berühmten Aerzte Paul Sorbait und Johann Christof von Schack, genannt „der türkische Chirurg" (wir kennen beide Herren Niederländer aus einem früheren Capitel), endlich der kaiserliche Chirurg und Leibbarbier Nicolaus Pinon, ein höchst zierliches, beinahe

komisches, jedoch tief einsichtsvolles Männlein, welches bereits ein halbes hundert Jahre zurückgelegt und nicht übel verwendet hatte.

Hinter dem Stuhle des Kaisers stand zur Dienstleistung dessen Leibpage, der Marchese Scipio del Vagno (später Feldmarschall-Lieutenant) und vor der Thüre hielt der kaiserliche Hofprofoßlieutenant Philipp Poten die Wache und es hatte derselbe den Auftrag, Niemand, wer es immer sei, die Conferenz stören zu lassen.

„Meine hochgelahrten und weisen Herren," begann der Monarch das Rathsconsilium, „Wir haben Euch in der Noth und Bedrängniß Unserer vielgetreuen Haupt- und Residenzstadt Wien herberufen, um daß Ihr mit Uns die Mittel und Wege berathet, wie der gräßlichen Bedrängniß zu steuern sei. Wir können nicht umhin zu gestehen, daß man Uns auf unverantwortlichste Weise, Wir ahnen sogar in höchst sträflicher Absicht, bisher in falsche Ruh' zu wiegen sich erlaubt. Was haben Wir für eine Medicinal-Facultät, wenn es Aerzte geben kann, die die Pest nur für hitziges Fieber anzuschauen vermochten, welche nicht die mindeste Meldung erstatteten, über die Möglichkeit eines so rasch eintretenden Krankheitslaufes. Ebenso erzürnt sind Wir, daß man den Ermahnungen der gewiegten, hocherfahrenen Doctoren Sorbait und Schack so wenig Rechnung getragen. Was ist mit der, durch seine medicinische Facultät berühmt gewordenen Stadt geschehen? Es mögen sich die Leiber der Doctoren Cuspinian, Crato und Lazius in ihren Gräbern umgewendet haben, über die Entartung in der hehren Wissenschaft, die sie einst hier

gelehrt. Aber Wir wissen wohl — seht nicht so finster d'rein, Herr Protomedicus Hertodt, es ist und bleibt einmal so — daß man den Worten erfahrener Collegen, insbesondere wenn selbe Ausländer sind, keinen Glauben zu schenken, ja gerade aus obstinater Absicht selbe zu verachten und verächtlich zu machen beliebte. So höre mich denn, verehrliches Concil, es ist Mein fester Wille, daß die hier Anwesenden sich unumwunden und ohne Scheu aussprechen, was nun zu thun sei, wie zu helfen und zu retten. Wir gestatten Jedermann das freieste Wort, die ungeheucheltste Bloßlegung aller Uebelstände und sichern ihm darob Unsern Allerhöchsten Schutz gegen jede Heimtücke und nachträgliche Verfolgung, komme selbe woher sie wolle. Laßt Eure Meinungen hören. Vor Allem aber setzt Eure Privatleidenschaften bei Seite und laßt Euch nicht etwa durch ein rasches aber gut gemeintes Wort des Einen oder des Andern verletzen. Wir sind alle hier für einander und für die Bewohner der Stadt, welche hart heimgesucht worden sind. Also sprecht Ihr, gelahrte Herren, ich höre. Der Herr Landuntermarschall und der Herr Regierungskanzler haben Uns bereits ihre Vorträge gemacht."

Der kaiserliche Beichtvater, Pater Franz Menegatti, nahm das Wort.

„Daß Gott der Allmächtige aus rechtmäßigem Zorn die sündigen Menschen mit der abscheulichen Seuch' der Pestilenz billig strafe, ist unwidersprechlich; solches bezeugt auch die heilige Schrift an unterschiedlichen Orten, ausdrücklich und klar aber, da Gott der Herr den königlichen

Propheten David gestrafet, indem er dem Joab befohlen hat, sein Volk zu zählen, schickte also der Herr die Pestilenz in Israel und starben siebzigtausend Männer. Man muß daher" —

„Hochwürdiger Herr," unterbrach den Redner Doctor Sorbait, „da Seine Majestät uns unterthänigst Versammelten hier das freie Wort erlaubte, bitt' ich Euch inständig, das geistliche Mittel, welches Ihr, wie ich bemerke, in Anwendung zu bringen vorschlagen wollt, und welches unbedingt theilweise an der Zeit ist, mit dem hochwürdigsten Bischofe von Wien zu berathen. Es möge die Kirche von ihren Predigtstühlen herab das Volk zur Mäßigkeit, Ordnung, zum Gebete und zur Buße anregen, aber es ist mein unmaßgeblicher Rath, daß jedwede öffentliche Prozession unterbleibe, da dieselbe nur die Gefahr der Ansteckung mehrt. An die wahrhaft Frommen schließt sich bei solchen Gelegenheiten immer auch ein Troß von Lungerern, Nichtsthuern, Dieben und so weiter an, was bei gesundem Clima keine Bedeutung hat, aber in jetziger Zeit von unberechenbarem Nachtheile und die Contagion befördernd sein kann. Daher nochmals, Herr Pater, Ihre und Ihrer Standesgenossen Aufgabe ist es, intellectuell auf das Volk zu wirken, daß es sich möglichst rein halte von Sünden und nicht durch Begehung selbst läßlicher Fehler der Ansteckung in die Schuhe helfe. Vor Allem: Maß in Essen und Trinken, aber keine Kasteiung, die die Leute aus der gewohnten Lebensweise bringt; so wenig als möglich die Versammlung vieler Menschen begünstigen, aber auch nicht ganz die öffentlichen Orte sperren; Musik

und andere Unterhaltungen nicht total einstellen, denn der Mensch braucht in solchen Zeiten mehr Erholung und Erheiterung, denn je. Für diese Zeit muß aber auch der Priester auf seinem Platze sein, um dem Sterbenden die heiligen Tröstungen zu verabreichen, und es herrscht in dieser Beziehung nur eine bewundernde Stimme, wie erhaben die Geistlichkeit ihren Beruf erfüllt. Nur wenige Hirten haben ihre Schafe verlassen, und mit musterhaftester Ausdauer ist die größte Anzahl ihrer hohen Verpflichtung treu geblieben. Ihr mögt, hochwürdiger Herr, deßhalb meine Unterbrechung nicht für übel nehmen, da es sich hier mehr um schleunigst anzuwendende materielle, als um geistliche Waffen handelt, das entsetzliche Uebel zu bekämpfen, welches leider in allen verflossenen Jahrhunderten gerade umgekehrterweise angegriffen wurde."

„Wir haben," nahm der Kaiser das Wort, „mit inniger Befriedigung bereits vernommen, wie sehr es sich die verehrte Geistlichkeit angelegen sein läßt, helfend und tröstend beizustehen insonders wurden Uns der Augustiner Pater Abraham und Pater Dembski, der Barnabite, als wahre Wunderthäter in Ausübung ihres Berufes gemeldet. Wir sind allwegen dafür, daß man den Zorn des Herrn, der schwer auf der Stadt und ihren Einwohnern lastet, zu versöhnen suche, müssen aber billigen, wenn dies auf eine Art und Weise geschieht, die der Contagion keinen Vorschub leistet denn — wie ein Sprichwort Unserer Feinde, denen Gott vergeben möge, sagt — hilf Dir selbst und Gott wird Dir auch helfen. Die geistliche Frage wäre somit erledigt und wir können uns zu dem

materiellen Standpuncte wenden. Was haltet Ihr, Doctor Schlack, der Ihr in Constantinopel so viele Erfahrungen gemacht, je euer Leben in großherzigster Weise auf das Spiel gesetzt — wie Wir den anwesenden Herren bereits vorlängst erzählten — sagt, was haltet Ihr für das Zweckmäßigste?"

„Vor Allem," nahm der türkische Chirurg bescheiden das Wort, „erlauben mir Eure Majestät, daß ich dem hohen Concil eine tiefbedeutende, türkische Fabel erzähle. Ein frommer Derwisch ging einst aus dem Thore Stambuls, um auf den heiligen Hügeln zu beten. Da begegnete er einer jungen Frau, sie war todtenbleich und ein unheimliches Feuer glühte in ihren Augen. Er erkannte sie sogleich — es war die Pest. „Unglückseliges Weib," sprach er sie an, „Du willst in die Stadt, um einer Unzahl von Menschen das Leben zu rauben. Wie viele Tausende werden Dir diesmal zum Opfer fallen? — „Viertausend, nicht mehr, nicht weniger werde ich tödten." — Die Pest setzte ihren Weg fort und es starben beiläufig zwanzigtausend Menschen. — Als darnach der fromme Derwisch wieder zum Gebete zog, sah er die Pest die Stadt verlassen. „Wortbrüchiges Weib," rief er, „es sind ja zwanzigtausend Menschen gefallen!" — „Mag sein," erwiderte die Pest; „ich tödtete nur viertausend, die übrigen starben aus Furcht vor mir!"

Die Versammlung war von der einfachen, aber so tiefgedachten Erzählung ergriffen.

„Es liegt eine unbezahlbare Lehre in dieser Fabel," nahm Fürst Schwarzenberg das Wort, „und es muß

unser erstes Streben sein, die erschreckten Bewohner zur Beruhigung zu bringen. Wenn Eure Majestät es mir gestatten, so will ich Tag und Nacht bemüht sein, die Einwohner zu trösten, ihnen beizustehen, darauf zu sehen, daß es nirgends an Hilfe fehle, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue und überhaupt dem Bürger zu zeigen, daß der Adel seine Verpflichtungen gegen ihn habe." *)

„Fürwahr, es erfreut Uns innig, solche Gesinnungen bei einem so jungen Manne zu finden. Wir werden Euch, lieber Fürst, wie Wir es ohnedies beabsichtigten, die umfassendsten Vollmachten darüber ausfertigen lassen und legen nebstbei die ganze Executivgewalt in Eure Hände. Thut dem Bürger Gutes, wie und wo Ihr könnt, aber achtet auch genau auf jedes fluchwürdige Beginnen und zieht mir den Frevler zur strengsten Rechenschaft. Ich will selbst den Blutbann in eure Hände legen, und Ihr sollt wenn es nöthig ist, augenblickliches Strafgericht, vorbehältlich nachträglicher Verantwortlichkeit gegen Uns, führen. Unser wackerer Statthalter, Graf Jörger, soll Euch mit bisher gewohnter Umsicht zur Seite stehen."

„Ich danke Euerer Majestät unterthänigst für das Vertrauen und werde gewiß demselben zu entsprechen wissen. Graf Jörger hat schon seit längerer Zeit mehrere Vorschläge in der Arbeit, welche auf eine Verbesserung der Aufsichts-

*) Historisch: der edle Fürst war der Erste, welcher diesen schönen, seitdem oft benützten Ausspruch that. Der „Engel in der Noth," wie ihn während der Pestzeit allgemein die Einwohner nannten, war seinen Worten nie untreu geworden.

pflege hinzielen, und wir werden miteinander auf das Baldigste zu deren Revision schreiten, um sie Eurer Majestät zur allergnädigsten Sanction zu unterbreiten."

„Es wird Uns dies sehr erwünscht sein. Was diese Angelegenheiten betrifft, wären wir somit in Ordnung. Es handelt sich aber noch um Hochwichtiges, um die Arzneiwissenschaft, welche zumeist uns aus der Noth helfen muß. Wir halten daher für nöthig einen Gesundheitsrath einzusetzen, welchen die hier anwesenden Herren Aerzte bilden mögen und zu dessen Präsidenten Wir Unsern lieben Regierungsrath Freiherrn von Spindler einsetzen. Ihm zur Seite, als wissenschaftlichen Rathgeber, stellen Wir vorwegen den gelahrten Doctor Sorbait und mag derselbe uns allsogleich mittheilen, was vorerst Noth thut, damit selbes auf's Schleunigste veranlaßt werde."

„Eure Majestät," nahm Doctor Sorbait das Wort, „das Wichtigste vor Allem ist der Erlaß einer Pest- oder Infectionsordnung, welche Alles enthält, was nöthig ist in Infectionssachen zu handeln. Ich habe aus der Bibliothek des hochberühmten Doctors Johann Wilhelm Maunagetta ein von ihm verfaßtes Manuscript überkommen, welches zu bearbeiten ich mir schon seit längerer Zeit Mühe gebe und das zum Drucke fertig liegt. Dessen Veröffentlichung ist nun dringendst geboten. Es wird auch unterschiedlich heilsame Mittel enthalten, so zur Zeit der Infection und Pest nützlich mögen gebraucht werden. Vorher noch werde ich mir erlauben, die darin enthaltenen Vorschläge zur Einrichtung von Spitälern und Lazarethanstalten für arme Leute, Verordnungen zur Reinigung

und Absperrung der inficirten Häuser, eine Belehrung, wie man sich vor Berührung und Ansteckung zu hüten habe und dergleichen höchst nothwendige Dinge zur Publication zu bringen."

„Thut das schleunigst, lieber Doctor, und Ihr, Protomedicus, laßt einen Aufruf laut Unserer kaiserlichen Sanction ergehen, worin zu vernehmen: demnach eine Zeit her allerhand unbekannte, von hiesiger medicinischer Facultät unapprobirte Doctores, Apotheker, Barbierer, Bader und Arzneikrämer, wie auch Hausirer, häufiger denn je sich einschleicheten und einreißeten, welche nicht allein unterschiedliche Kuren vermessentlich unternehmeten, sondern auch ihre Arzneien mit höchstem Betrug und größter Gefahr denen Patienten um theures Geld verkauften, und da sie von der allhiesigen Universität zur Examinirung ihres Doctorats und Untersuchung ihrer Medicamenten aufgefordert wurden, diesem hohen Institute nicht parirten, sondern allerhand Ausflucht und Schutz suchten, so wird der öffentliche Ruf publicirt, daß dergleichen sich in Wien und denen Vorstädten eingeschlichen habende, unapprobirte Medici und Quacksalber alsogleich hinweggeschafft und bei fernerer Betretung in strengste Bestrafung gezogen werden. Ihr seht, lieber Protomedicus, Wir haben eure kürzliche Eingabe genau gelesen und geben Euch Vollmacht, nach bestem Recht zu handeln. So begebt Euch denn, meine hochgelahrten Herren, auf eure wichtigen Posten und bringt eure Ausarbeitungen und Vorschläge zu Unserm wackern jungen Fürsten Schwarzenberg, der sie approbiren und Uns zur Unterschrift vor-

legen wird. Behufs dieser höchst wichtigen Angelegenheiten werden Wir gemessene Weisung geben, auf daß derselbe zu jeder Stunde Zeit Zutritt bei Uns habe. Was indeß Unsere von Gott Uns anvertraute Familie betrifft, müssen Wir dieselbe so viel als möglich vor dem Contagium schützen und geben den Auftrag, daß Niemand, wer es immer sei, deren Gemächer betreten darf, außer er brächte ein von Euch unterfertigtes Gesundheits-Testimonium. Gehabt Euch wohl, Gott schütze uns Alle und Euch insbesondere."

Die Herren entfernten sich mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen und den innigsten Segenswünschen für die Erhaltung des theuern Monarchen.

Der joviale Leibbarbier Pinon blieb bei Seiner Majestät zurück und das Vorrecht eines quasi Lustigmachers benützend, rief er dem Fürsten Schwarzenberg ein launiges: „Behüt Euch Gott, Herr Pestkönig!" nach, eine Benennung, welche dem Fürsten von diesem Augenblicke an blieb und die sich, binnen einer halben Stunde darauf, bereits in aller Leute Mund befand.

Fürst Schwarzenberg und Graf Jörger gingen die Treppe hinab und Letzterer verabschiedete sich ehrerbietig von dem Chef der Leitungsanstalten.

„Noch ein Wort, lieber Statthalter," sagte der „Pestkönig," so müssen wir ihn von nun an öfter nennen, „der abnorme Zuwachs von ein paar Tausenden neu Erkrankter kommt mir höchst verdächtig vor und ich werde mein Augenmerk auf die französischen Herren richten, mit denen die

Geſchichte wohl zuſammenhängen mag. Wenn auch dieſe ſelbſt nicht handelnd auftreten, dürften doch Werkzeuge für ſie arbeiten und dieſe helfenden Köter aufzuſtöbern, ſoll Eure Aufgabe ſein, weßhalb Ihr dem Rumorhauptmann die gehörigen Aufträge geben müßt. Ich weiß, was Ihr ſagen wollt, der Zuſtand der Rumorwache iſt ein bedauernswerther, ich habe nicht umſonſt Euer Memorandum gut ſtudirt, es wird abgeholfen werden, verlaßt Euch darauf; aber Ihr müßt einſtweilen das Möglichſte thun. Seht alſo zu, ein paar tüchtige Spürhunde zu bekommen, die den Kerlen auf die Kappe gehen. Beſonders ſollen ſie um die Kirchhöfe herumſtreifen, denn da wird gar mancher arger Frevel getrieben, der uns auf die Spur helfen kann. Ad vocem Hunde; tragt doch ſogleich dem Stadtrathe auf, daß der Freimann die Hunde, welche ſich auf der Gaſſe herumtreiben, und es ſind deren zahlloſe, ſchleunigſt abfange *), denn die Thiere ſind die größten Verbreiter jeder Seuche. Auch möge derſelbe täglich für Hinwegſchaffung des, in ſeinen Bereich fallenden Unrathes ſorgen. Aber allen Ernſtes, ſonſt mag er ſich ſelbſt beim Kopfe nehmen. Der Stadtrath muß den Bürgern bei hoher Strafe einſagen, daß ſie keinen einzigen fremden Menſchen ohne Erlaubniß beherbergen, auch ihrer Familie, insbeſondere den Kindern, das Gaſſenlaufen verbieten. Ebenſo müſſen die Meiſter ihre Geſellen und Lehrjungen zu Hauſe halten. Bei Letzteren iſt dies eine ſchwere Aufgabe, denn in Wien ſind dieſe Burſche des Teufels. Die nach Wien

*) Von daher datirt ſich der Hundeſchlag in Wien.

reisenden Personen müssen an den Stadtthoren strenge untersucht und verkündet werden, daß Niemand, der von inficirten Orten komme, in Wien eingelassen werde. Ueberhaupt, lieber Graf, theilt den Leuten mit, daß ich, laut Allerhöchster Verordnung, gerecht, aber eisern zu Werke gehen werde, und daß ich in einer Hand den Geldbeutel zur Belohnung und Unterstützung, in der andern aber das Richtschwert zur Bestrafung halte. Es thut jetzt Noth, daß die Dukaten, aber auch, daß die renitenten Köpfe fliegen. Gott befohlen!" —

Graf Jörger hatte sich in Hast die Schlagworte in seine Brieftafel notirt und am nächsten Morgen prangten die strengen Verordnungen bereits an allen Straßenecken. Ebensowenig war die Sanitätssection in ihrem Fache zurückgeblieben. Auch ihre Erlässe circulirten in den Häusern.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß der Monarch gut wußte, welchem Manne er das Wohl und Wehe seiner getreuen Stadt übergab. Wir werden später noch gar Manches von dem Wirken des „Pestkönigs" mitzutheilen haben.

Einundzwanzigstes Capitel.

Man glaubt auf der Spur zu sein.

Die heilige Osterzeit war herangekommen. Alles strömte in festlichen Gewändern in die Kirche, man drängte sich in die Beichtstühle und trat aus ihnen mit erleichtertem Gewissen und wenigstens für den Augenblick

mit guten Vorsätzen gläubigen Sinnes an den Tisch des Herrn, um die gereinigte Seele mit der Wohlthat des Sacramentes zu laben. Nie bewährte sich mehr das uralte Sprichwort: Noth lehrt beten!

Da ließ sich eines Tages der Todtengräber des Stefansfreithofes, Michael Unkner, beim Bürgermeister, Herrn Daniel Lazarus Springer, melden und bat um geheimes Gehör.

„Hochedler Herr!" sprach der Bösewicht gleißnerisch, „Ihr kennt mich als einen treuen Mann, auf dem wohl von jeher viel Unglück, aber kein Makel ruht. Ich möchte nicht gerne mit dem Bewußtsein, meine Amtspflicht vernachlässigt zu haben, wie der faule Knecht im Evangelium den Leib des Herrn empfangen. Darum will ich mein Herz entlasten und Euch eine Anzeige machen. Eure Weisheit mag sodann entscheiden, ob die Sache Berücksichtigung verdient oder nicht."

„Um Gottes Willen," rief ängstlich der altersschwache Bürgermeister, der nicht zu den aufgeklärtesten seiner Zeit gehörte, „fingt es wieder beim Klagbaume?"

„Ja, sang es denn schon einmal beim Klagbaume? Ach, unterrichtet mich doch darin, vielleicht reimt sich dies mit meinen Erfahrungen zusammen."

Der Bürgermeister, dessen schwache Seite es war, die Chronik von Wien, insbesondere deren Sagen und Gespenstergeschichten zu erzählen, war somit auf sein Steckenpferd gerathen und hob folgendermaßen an:

„Vorerst muß ich Euch erklären, daß zur Zeit der

Kreuzzüge durch den Verkehr mit dem Morgenlande in Oesterreich der Aussatz zu einer vorherrschenden Krankheit geworden; dieser Aussatz war bösartig und eckelhaft, wurde die „Hiobskrankheit" genannt und griff besonders in Wien stark um sich. Nebenbei gesagt war dies Ursache des Entstehens der zahllosen Bäder, deren bald mehr vorhanden waren, als alle übrigen großen Städte Deutschlands zusammen zählten.

„Zur Versorgung und Absonderung solcher Kranken führte Meister Gerard, Pfarrer bei St. Stefan, im Jahre 1269 einen ansehnlichen Bau, das Siechhaus auf der Wieden, noch heute „zum Klagbaum" genannt, auf. Er stiftete dabei eine, noch in demselben Jahre vom Bischofe Peter von Passau geweihte Kapelle „zu dem guten Sanct Job," dem alten Vorbilde gottergebener Geduld und stiftete Pfründen, von denen alle Gesunden ausgeschlossen blieben. Der Meister und die Meisterin dieses Krankenhauses trugen ein demüthiges Gewand und so wie die Siechen auf dem Mantel ein rothes Kreuz in einem rothen Ring. Die Anstalt hatte ihren eigenen Priester, die Siechen hielten ihre geistlichen Tageszeiten und ein Vogt, vom Stadtrathe bestellt, führte die Oberaufsicht. Der Bau des großen dortigen Siechenhauses ward erst den 5. Juni 1273 vollendet. Später wurde diese Anstalt dem Spitale der Stadt zugetheilt, welches daselbst beständig sechs Männer und sechs Weiber unterhielt, von welchen immer eine Person eine bestimmte Zeitlang beten und die sich darin ablösen mußten.

„In der letzten türkischen Belagerung, Anno 1529,

wurde der Klagbaum vom Grund aus zerstört *) und die dazu gehörigen Weingärten schrecklich verwüstet, und erst im Jahre 1581 durch die Gräfin Barbara von Sanct Georgen und Pösing hergestellt. Die Dame war schon bei ihren Lebzeiten eifrig bedacht, diese Freistätte des Unglücks wieder herzustellen, und schärfte diese edle Sorge auch in ihren letzten Augenblicken ihrem Testamentsvollstrecker, dem als Geschichtsforscher und Retter unzähliger Denkmäler der Vorzeit hochschätzenswerthen Freiherrn Richard Strein von Schwarzenau, Kammerpräsidenten, ein, wie solches zwei Inschriften, nächst der in jener Erneuerung zu Maria Heimsuchung genannten Kirche des Klagbaumes bezeugen.

„Gebt um Gottes Willen den Armen,
So wird sich Gott über Euch erbarmen."

So lautet gar herrlich der Anfang dieser Inschriften.

„Ja aber, gestrenger Herr," sagte Unkner, „wie erhielt das Spital den Namen Klagbaum?"

„Das will ich Euch gleich erklären. Der Name kommt von den wimmernden Tönen, die sich dort oft hören ließen. Lange schon hatte man diese Klage am Baume vernommen, als einst Enges der Richter und die Geschworenen jener Vorstadt zum Seelsorger zu St. Job

*) Ein ähnliches Geschick der Verheerung erfuhr das Spital St. Job am Klagbaum fünf Jahre nach der vorliegenden Erzählung, nämlich in der zweiten türkischen Belagerung 1683, und damals wurde es vom Magistrate wieder hergestellt. Die dortige Kirche und das Spital wurde vom Kaiser Josef II. am 10. October 1785 aufgehoben, aber das Andenken daran wurde bis in die neueste Zeit noch durch die Klagbaumgasse auf der Wiednerhauptstraße und durch die Volkstradition aufrecht erhalten.

mit der Bitte kamen, die Wehklag, welche sich wieder vernehmen lasse, und große Unruhe und Kümmerniß unter ihren Insaßen erwecke, bannen zu wollen. Als er ihr Verlangen vernommen hatte, entließ er sie mit der Versicherung, gegen Abend bei ihnen vorzusprechen und zu sehen, welche Bewandtniß es mit der Klag' am Baume habe. Als der Priester zur Abendzeit beim Richter erschienen war, und einen leckern Imbiß bereitet fand, ermahnte er mit Verschmähung dieser leiblichen Nahrung die Anwesenden, sich mit ihm durch Gebet und fromme Betrachtungen zum vorhabenden Banne vorzubereiten. Als die Nacht vorgeschritten war, stürzte der Wächter mit der Meldung herbei, der Klagbaum lasse wieder sein Wehe ertönen, das weit durch die Nacht hin zittere, so daß alle Bewohner sich in ihre Wohnungen verkröchen."

„Alsbald erhob sich der Priester mit Crucifix und Weihwedel und begab sich mit dem Richter und den Geschworenen zur verrufenen Stätte. Es war eine dunkle unheimliche Nacht, durch welche sie pochenden Herzens dahinwallten, und Entsetzen durchfröstelte die Meisten von ihnen, als sie, noch ziemlich fern von dem Kirchlein, an welchem der Klagbaum seine Aeste emporrankte, die wimmernden Töne erklingen hörten, welche die Leute für Wehklag hielten, einen Spuk, der sich als rollende Kugel am Boden hinkollert, und herzzerschneidenden Wehruf von sich läßt. Sie blieben wie durch Abrede stehen und bekreuzten sich. Je näher er dem Kirchlein kam, desto deutlicher schlug der Klageton an sein Ohr, so traurig, so herzdurchbohrend, daß der fromme Priester bald glaubte,

den Ruf eines brechenden Mutterherzens um ihr todtes Kind, bald ein Weinen der Engel über gefallene Seelen zu hören; es klang so unheimlich und doch so menschlich, so schmerzhaft und doch so erhebend, daß ihn Schauer des Jenseits erfaßten und er wider Willen inne hielt im Gang, um sich Kraft zu sammeln und Muth zu dem Abenteuer. Da kam es ihm bei einem hervorbrechenden Mondstrahle vor, als wanke eine unerkennbare Gestalt im Schatten der Linde hin, und allsogleich erhob er das Bild des Gekreuzigten in seiner Hand, sprengte von dem heiligen Wasser für sich hin, und rief donnernd: „Exorciso te in nomine —" Plötzlich war es still rings umher, die dunkle Gestalt tauchte neben dem Priester empor, und verschwand mit ihm hinter der Kapelle. Erst am folgenden Morgen erschien der Geistliche wieder, heiter und vergnügt, und erzählte, wie jener Spuk Niemand anderer gewesen, als ein sehr wackerer Rittersmann und Sänger;*) aber er wollte den Namen nicht nennen und behauptete blos: jenes Wehelied am Lindenbaume neben der Spitalkirche habe die Klage des Meistersängers ob des über Wien hausenden Gebrestes enthalten, und der Sänger diesen Ort als besonders einladend und paßlich gewählt, ohne ein Arges daran zu haben, oder gar zu vermuthen, die

*) Glaubwürdigen Chroniken zu Folge war der nächtliche Sänger am Klagbaum der berühmte Meistersänger und Ritter Ottokar von Hornek gewesen, welcher dazumal beim Schirmvogte Otto von Liechtenstein im Hause war, und ob des dazumal leicht hervorgerufenen Gespottes über die edle Singkunst seinen Namen nicht gerne kund gethan wissen wollte.

leichtgläubige Menge werde einen böslichen Spuk daraus werden lassen. Deßhalb vermahnte der Pater auch Alle zu freudigem Muthe und Furchtlosigkeit, dieweil ihm der Ritter vertraut habe, wie die Aussatzseuche bereits im Abnehmen sei, und auch die feindlichen Einfälle ein leichteres Aussehen gewännen. Den Worten des Geistlichen hörte man freilich zu, allein man blieb bei der alten Meinung, weßhalb die Linde an dem St. Johanneskirchlein bis in die spätesten Zeiten der Klagbaum heißt."

„Schönen Dank für die Erzählung; aber es ist kein Wehlaut vom Klagbaum, den ich hörte."

„Also etwa gar ein unterirdisches Winseln und Klopfen auf deinem Kirchhofe?" entgegnete ängstlicher werdend der Bürgermeister. „Du hast mir schon einmal derlei gemeldet weßhalb ich Dir befahl, Dich bei solchem Spuk mit einem frommen Sprüchlein zu wahren, und weiter nicht darum zu kümmern."

„Nein, Herr Bürgermeister, auch das ist es nicht Diesmal habe ich Entsetzliches zu melden."

„Hört Meister, Ihr macht mir höchste Angst. Redet, was ist denn geschehen?"

„Nun, so vernehmt. Eine arme Frau hiesiger Stadt, Witwe Adelheid Lahrenbecher, im Fischtrühel in der Leopoldstadt wohnhaft, welche ich sonst kaum zu Allerseelen auf dem Kirchhofe sah, besuchte seit Kurzem die Ruhestätte der Todten so häufig, daß ich sie alle Tage auf meinem Kirchhofe traf. Dies fiel mir auf, und ich ließ sie nicht aus dem Auge. Da glaubte ich zu bemerken, meine

Anwesenheit sei ihr lästig, und sie erwarte, daß ich meine Arbeit endigen und mich entfernen sollte, denn mit schlecht verhehlter Ungeduld schielte sie von den Grabmälern, die sie zu betrachten sich das Ansehen gab, stets auf mich herüber. Am letzten Decembertage fand sie sich wieder, und zum letzten Male, jedoch erst Abends auf dem Friedhofe ein. Neugierig was sie beginnen würde, schloß ich, als ob ich sie nicht bemerkt hätte, das Gitter und beobachtete ihr weiteres Thun vom Dachfenster meines Häuschens aus. Als sie sich allein glaubte, füllte sie einen Deckelkorb, den sie jedesmal bei sich trug, mit Erde von einem frisch aufgeworfenen Grabe und wollte fort. Wie sie sah, daß das verschlossene Gitter ihrem Rütteln nicht nachgab, verschwand sie unter den Grabsteinen. Ihr wißt, edler Herr, was mit der geweihten Erde schon all für Unfug getrieben wurde; meine Absicht war daher, sie zur Strafe für ihr unchristliches Treiben die Nacht über auf dem Kirchhofe frieren zu lassen und sie am andern Morgen beim Aufschließen zur Rede zu stellen. Da ich aber reiflicher nachdachte, wollte ich dies sogleich thun und durchsuchte rasch den Kirchhof. Aber — sie war bereits verschwunden."

„Wie? Verschwunden? durch das verschlossene Gitter?" rief entsetzt der Bürgermeister.

„Ja, verschwunden, aber, wie ich sogleich sah, auf ganz natürliche Weise, denn eine Leiter, welche sonst stets am Boden neben der Thüre lag, war nun aufgerichtet und Fußspuren wiesen mir, daß selbe eben von Jemanden bestiegen worden sein müsse. Mittelst derselben ist sie zweifelsohne entkommen."

„Was Leiter! — Wer in der Nacht solches Unwesen treibt, dem hilft der Satan auch ohne Leiter. Ich sollte übrigens es Euch hart büßen lassen, daß Ihr mir so spät die Schauderthat meldet."

„Mein Gott, ich hielt die Sache nicht für so wichtig und erst jetzt stiegen mir Zweifel auf, umsomehr als ich von dem fluchwürdigen Mittel des Leichensäens gehört habe und das Gerücht im Volke geht, der strenge Fürst Schwarzenberg lasse einigen muthmaßlichen, derartigen Frevlern nachspüren. Es wäre ein großes Verdienst für Euch, edler Herr, wenn Ihr einem solchen nachspürtet und der „Pestkönig" müßte Euch hohen Dank wissen. Ich sehe schon die Ehren und Auszeichnungen, welche auf euer Haupt niederträufeln werden."

Das Gesicht des Stadtoberhauptes erglänzte in freudiger Erregung.

„Du hast Recht, lieber Meister, und es ist mir lieb, daß Du Dich an Niemanden sonst gewendet hast. Aber höre — reinen Mund gehalten gegen Jedermann, so lieb Dir dein Dienst ist und erwarte das Weitere. Es soll dein Schade nicht sein."

Der Bürgermeister verabschiedete den Todtengräber und eilte, diese Begebenheit dem versammelten Rathe vorzutragen.

Unkner entfernte sich mit kriechender Demuth und murmelte vergnügt für sich hin: „Warte, Pestkönig, es soll Dir mehr Mühe kosten, als Du meinst, den Pesturhebern auf die Spur zu kommen. Wie glücklich war es

doch für mich, daß ich die alberne Närrin damals bei Zeiten auf ihrem Gange erlauschte."

Dem Stadtrathe war sogleich der Fall vorgebracht worden und er hielt ihn für so bedenklich und grauenhaften Verdachtes voll, daß er sich der Person Adelheid's sogleich zu versichern und bei ihr die strengste Hausuntersuchung halten zu lassen beschloß. Unter Einem erging auch sogleich die Meldung an den Fürsten Schwarzenberg, der die genommenen Maßregeln billigte und auszuführen befahl. Währenddem ging bereits ein leises Gerücht, welches die Wahrheit durch die abenteuerlichsten Zusätze zur Fabel entstellte, durch die Stadt und die bevorstehende Hausuntersuchung war bereits mit den erfolgten schauerlichsten Resultaten in aller Leute Munde, als sie erst in's Leben trat.

Frau Adelheid, ohne andere Verbindung mit der Außenwelt, als jene, welche ihr Erwerb bedingte, war schon mehrere Tage wenig aus dem Hause gekommen und hatte von dem, was seit dem Morgen alle Zungen beschäftigte, nichts gehört. Mutter und Tochter saßen spinnend daheim und harrten des nahen Feierabends, der heute Franz herbeiführen sollte, um ein frugales Abendmahl einzunehmen und ihnen im traulichen Gespräche die Zeit zu kürzen.

Die Feierstunde schlug. Man klopfte an der Thüre. Doch es war dies nicht des Bräutigams bescheidener Finger, sondern nach dem lauten Pochen that sich — ohne das Herein abzuwarten — die Thüre weit auf und es trat ein: Herr Johann Michael Schmid, der allbe-

kannte strenge Anführer der Stadtschaardiener, mit mehreren seiner Leute.

Adelheid sprang erbleichend vom Spinnrade auf und stützte sich, heftig zitternd und keiner Rede mächtig, auf die Stuhllehne.

„Wie steht's, Frau Adelheid?" rief Herr Schmid in brüskem Tone und mit Hohngelächter. „Ihr seid ja wohl das Käuzchen, welches des Nachts die Gräber umkreist. Wie männiglich bekannt ist, wohntet Ihr die letzte Zeit beinahe auf dem Kirchhofe. Da wollen wir einmal nachsuchen, ob sich nichts Verdächtiges findet. Heda, Knechte! Schließt auf Truhe und Lade, durchsucht Alles, kehrt das Unterste zu Oberst, wir werden dem Teufelsspucke, den die Person ausgeheckt, schon auf die Spur kommen. — Ei, ei, Frau Adelheid, was ficht Euch an! Ihr gebehrdet Euch ja so gottsjämmerlich, und seht so erdfahl aus, als sollte unverweilt Euer letztes Stündlein schlagen! Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nicht zu scheuen."

Mit diesen Worten trat er zu jener verhängnißvollen Fichtruhe, riß den Deckel auf und fand unter den herausgeworfenen Dingen eine dünne Lage Erde auf den Boden ausgebreitet.

„Da seht einmal," grinste der Schadenfrohe, „Frau Adelheid bettet ihr weißgebleichtes Linnenzeug auf schwarzer Erde; das ist doch ein ganz neuer Hausbrauch! Nun, nun; Meister Hämmerling wird Euch die Ursache der wunderlichen Wirthschaft schon abfragen, wenn Ihr sie den Rathsherrn etwa zu verheimlichen gedenkt! ich mag sie gar

nicht wissen. Den Mann habe ich Euch schon die stärksten Zungen lösen gesehen."

Adelheid war bewußtlos hingesunken; Ludmilla lag schluchzend auf den Knien und suchte sie wieder zu sich zu bringen. Franz, der gleich hinter der Schaarwache eingetreten war und mit Entsetzen jetzt das klare Bild der zeitherigen Unruhe seiner künftigen Schwiegermutter erhalten hatte, war ihr dabei behilflich.

„Schleppt die alte Hexe fort," schnaubte Herr Schmid seinen Knechten zu. „Legt Alles wieder säuberlich in die Kiste, verschließt sie und nehmt sie als Corpus dalictus mit. Wir haben jetzt, was wir suchten. Nun marsch! Packt die Verbrecherin zusammen!"

„Halt! Etwas manierlicher, wenn ich bitten darf!" tönte die Stimme eines jungen Mannes, der in eleganter Cavalierstracht bei der Thüre hereintrat. „Seid Ihr, Herr Schaardiener, der Urtheilssprecher und Richter, oder ist es die hohe Behörde?"

Sämmtliche Schaarknechte, ihren Anführer mit inbegriffen, fuhren zurück und verbeugten sich ehrfurchtsvollst bis auf den Boden.

„Ich dachte, durchlauchtigster Herr —"

„Ihr dachtet an gar nichts, sonst würdet Ihr der Gerechtigkeit, welche nicht vorschnell urtheilt, nicht in so roher Weise vorgegriffen haben. Ihr habt den Auftrag gehabt die Wohnung der Wittwe zu untersuchen und selbe unter sicherem Geleite auf das Stadthaus zu bringen; nicht aber ein wehrloses ohnmächtiges Opfer zu mißhandeln."

„Oh, Dank, tausend Dank, hoher unbekannter Herr!“ rief Ludmilla und umklammerte die Kniee des Cavaliers. „Ich bin überzeugt, daß meine Mutter wohl etwas Abergläubisches, doch gewiß nichts Verbrecherisches zu thun im Stande war. Oh, helft und rettet, der Ihr so mächtig zu sein scheint.“

„Steh' auf, holdes Mägdlein!“ erwiderte der Angesprochene. „Wenn ich auch Deinem treuherzigen thränenvollen Auge glauben wollte, so darf ich doch keine Vorsicht außer Acht lassen, die die schwere Zeit der Noth gebeut. Es sind zu arge Inzichten da, als daß ich anders vorzugehen vermöchte. Deine Mutter wäre nicht die erste tugendhafte Frau, die sich durch Gold hätte blenden lassen. — Freilich wohl sieht es in Eurem Stübchen nicht darnach aus, als wäre hier Ueberfluß zu Hause.“

„Vergönnt, hoher Herr!“ nahm Franz bescheiden das Wort. „Ich bürge dafür, daß Frau Adelheid höchstens einen unüberlegten, aber keinen schlechten Streich zu machen im Stande war.“

„Sieh' da, der bravste Geselle unsers wackern Haus-Faßbinders. Allerdings eine Bürgschaft, die mir erlaubt, schonend zu Werke zu gehen. Nichts destoweniger, sage ich nochmals, muß mit großer Vorsicht gehandelt werden. Ihr Schaardiener führt die Frau und die Kiste auf den Stadtrath; dem Weibe wird sichere, aber nicht grausame Haft zu Theil. Ihr, Franz, kommt baldmöglichst zu mir; ich will Euch vorher examiniren, was es mit dieser Fischerfamilie für ein Bewandtniß hat. Wehe Euch Allen, wenn die Anklage Recht hätte, daß wir in Frau Adelheid eines

jener Scheusale entdeckten, das durch Leichensäen das Unheil über das Land heraufbeschwören wollte."

Mit einem entsetzlichen Schreckensschrei stürzte Ludmilla zu Boden. Auf Franz machten diese Worte gerade die entgegengesetzte Wirkung. Er mußte unwillkürlich laut lachen.

„Entschuldigt, Durchlaucht, wenn dies der Verdacht ist, der die arme Frau Adelheid trifft, so mag sie — bis Ihre Unschuld sich herausstellt — im Gewahrsam bleiben, aber solcher Unthat steht sie so ferne, als ich. Nur bitte ich, hoher Herr, laßt das arme Mädchen nicht unbeschützt, denn bei der Aufregung, die sich bald kund geben dürfte, möchte der vorurtheilsvolle Pöbel es der Unschuldigen hart entgelten lassen."

„Ihr habt Recht, mein wackerer Hausgeselle. Heda, Rumorlieutenant Malvon!"

Der Gerufene erschien sogleich unter der Thüre.

„Ich brauche Eure Begleitung nicht mehr und ersuche Euch das arme Mädchen hier vor aller Unbill zu schützen. Am besten wär's, man brächte sie in ein honettes Bürgerhaus. Die Bestreitung der Kosten übernehme ich; macht mir bald Meldung von dem Geschehenen. Nun nehmt die ohnmächtige Mutter auf und tragt sie ohne Rohheit fort. Gott befohlen!" —

Als Ludmilla aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, war das Stübchen bereits leer und öde. Nur Franz war sorgsam um das Mädchen bemüht, während der Rumorlieutenant Ferdinand Malvon, ein rechtlicher und theilnehmender Mann, in rücksichtsvoller Weise an dem Fenster

lehnte und hinausſah, um dem Mädchen Zeit zu laſſen, ſich zu faſſen.

„Iſt's ein Traum!“ rief Ludmilla bebend aus. „Nein, nein, ſie haben die arme Mutter fortgebracht, in den Kerker; von da auf den Rabenſtein! Hu! Es iſt gräßlich!“

„Beruhige Dich, theure Ludmilla!“ ſagte Franz. „Es iſt ein Glück oder ein Unglück, wie man's nimmt, daß ſich die Mutter unter der Gerichtsbarkeit des Mannes befindet, deſſen Wahlſpruch „gerecht, aber eiſern“ lautet. Wir müſſen das Beſte hoffen.“

„Und wer iſt der Mann, der ſo ungeheuren Einfluß auf das Schickſal meiner armen Mutter haben wird?“

„Ja, kennſt Du den „Peſtkönig“ nicht?“

Mit einem neuen Wehrufe ſank Ludmilla abermals ohnmächtig zu Boden.

Die beiden Männer bemühten ſich um das arme Mädchen. Rumorlieutenant Malvon ſagte zu Franz: „Tröſtet Euer Liebchen, das ſcheint ſie wohl zu ſein, und ſeid beruhigt. Glaubt Ihr der Fürſt wäre ſo milde geweſen mit der alten Frau, wenn er ſich nicht heute Nachmittags ſchon genau bei mir um die Verhältniſſe der Einwohner dieſes Hauſes erkundigt hätte? Ich mußte ihnen das beſte Zeugniß geben und da er auch Euch, den er als wackern Burſchen kennt, hier traf, mögt Ihr getroſt des Ausganges harren.“

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Graf Styrum in der Gefangenschaft.

Es ist Zeit, daß wir uns um den Grafen Otto von Limburg-Styrum umsehen. Was war aus dem kühnen Haudegen nach seinem Abenteuer geworden? Das sollen die Leser sogleich erfahren.

Als der Graf am nächsten Morgen nach seinem verhängnißvollen Ritte endlich wieder zum Bewußtsein kam, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Der tapfere Mann wollte sich erheben, fand sich aber so fest an eine Bank gekettet, daß er trotz seiner gewaltigen Leibeskraft nicht loszukommen vermochte. Diese Bank befand sich in einem vergitterten Fuhrwerke, welches rings von bewaffneten Reitern umgeben war. Ein Blick auf die Schärpen dieses Geschwaders genügte, um dem Grafen begreiflich zu machen, in wessen Händen sein künftiges Schicksal liege.

„Weiß, roth, grün!" murmelte Styrum. „Es sind die ungarischen Landesfarben; ich bin also in einen Hinterhalt, in Kriegsgefangenschaft gerathen; die Malcontenten sind somit Herren meines Geschickes geworden."

Der Graf errieth aber nur die halbe Wahrheit. Niemand zeigte sich auch willig, ihm nähere Auskunft zu ertheilen.

Die Fahrt währte mehrere Tage.

Eines Abends aber hielt das Fuhrwerk am Thore einer alten ungarischen Bergveste. Der Graf, dem man die Fessel abnahm, wurde nunmehr in ein geräumiges Erkergemach gebracht, das zwar sehr wohnlich hergerichtet worden, dessen

Fenſter jedoch mit ſtarken Gitterſtäben verſehen waren. Seine Bedienung bildeten ein paar finſter blickende Heiducken, die wie ſtumm geboren, keine Antwort hatten für die Fragen und Drohungen des gefangenen Grafen.

So war mehr als eine Woche eintönig verfloſſen, da gewannen die lebendigen ungariſchen Statuen plötzlich die Sprache, und verkündigten dem ſtaunenden Haudegen, noch heute werde die Herrin dieſer Burg eintreffen; an ihr ſei es, das finſtere Räthſel zu löſen, das ſeinen Geiſt ſo lange quälte, ſie ſelbſt ſeien nur blinde, willenloſe Werkzeuge in den Händen ihrer mächtigen beiderſeitigen Gebieterin.

Styrum wußte nicht, was er denken ſollte.

„Eine Herrin,“ dachte er, „ſollte es etwa die Gattin des Tököly ſein?“

Der Tag verſtrich. Es ward Abend. Die entſcheidende Stunde ſchlug.

Der Graf hörte plötzlich leichte Tritte durch den Gang hallen, der zu ſeinem Gemache führte, die Pforte öffnete ſich, und eine Dame, das Antlitz in einen dichten Schleier gehüllt, ſtand vor dem erwartungsvollen gefangenen Krieger. Die Stimme, mit der ſie ihm mit widerlicher Freundlichkeit guten Abend bot, war offenbar verſtellt. Der Graf trat ein paar Schritte näher, und frug dann in artiger, doch ernſter Weiſe:

„Mit welchem Rechte beraubt man mich meiner Freiheit?“

„Ruhig, lieber Graf,“ verſetzte die Fremde, „es geſchah nach den Rechten des Stärkeren!“

„Man hat den Waffenstillstand gebrochen."

„Waffenstillstand bricht man wohl zwischen den Kaiserlichen und den Malcontenten, doch nicht zwischen uns beiden. Es ist übrigens ein galanter Damenkrieg."

„Ein neues Räthsel, edle Herrin!"

„Graf Limburg-Styrum ist sonst sehr scharfsinnig."

„Wenig und Alles! Vielleicht blos die Verwirklichung eines goldenen Traumes."

Der Graf trat unwillkürlich einen Schritt zurück, denn aus den Augen der Unbekannten brannte trotz des dichten Schleiers eine verzehrende Glut, welche demungeachtet sein Blut zu Eis erstarren machte.

„Fürchtet nichts, edler Graf," sprach die Fremde, „wir sind ja alte Freunde."

Die Stimme klang bekannt, wie oft gehört.

„Um des Himmelswillen," rief Styrum, „wer ist diese alte Freundin?"

„Alt, im Sinne wie Ihr es meint, wohl nicht!"

Die Fremde warf den Mantel ab.

Der Graf traute kaum seinen Augen.

Es war Fräulein Elsbeth.

„Fräulein," sprach der Gefangene, „wie soll ich mir Eure Anwesenheit deuten? Wie gelangte eine treue Anhängerin des Kaisers in diese ungarische Bergveste?"

„Eine Anhängerin des Kaisers? Das war nur Maske!"

„Fräulein Elsbeth konnte sich zur Kundsch— — —"

Er hielt inne.

„Zur Kundschafterin des Grafen Tököly erniedrigen, wollt Ihr sagen," fiel das Fräulein ein, „vergeßt nicht,

edler Ritter, daß bei einem Kriege der Zweck jedes Mittel zu heiligen pflegt."

„Dann haben wir beide nichts mehr zu sprechen."

„Mehr als Ihr denkt!"

„Genug der Worte! Ich bitte, mein Lösegeld zu bestimmen."

„Graf Styrum ist frei, sobald er will."

„Dann bitte ich, den Heiducken die nöthigen Befehle zu ertheilen."

„Man läßt den Löwen nicht sobald frei. Es gibt noch zwei Bedingungen."

„Und diese Bedingungen lauten?"

„Graf Styrum läßt von der kaiserlichen Fahne, und schmückt sich mit der ungarischen Schärpe. Er wird dann nach dem Grafen Tököly der Erste sein in unserem Lager."

„Das ist Wahnsinn!" rief Styrum.

„Möglich, daß Liebe wahnsinnig macht. Elsbeth war nahe daran, verrückt zu werden."

„Liebe?"

„Ja, stolzer Krieger, ich liebe Dich seit der Stunde, als mein Blick zuerst entzückt auf deiner ritterlichen Gestalt verweilte. O, laß die blöde, kalte, spröde Deutsche. Nur ein Ungarweib, ein Kind des Morgenlandes weiß, was Zärtlichkeit, was Glut der Minne ist! Meine Liebe soll Dir die Erde zum siebenten Himmel, jeden Pfad, auf dem Du wandelst, zum Paradiese machen!"

„Das ist nicht mehr Wahnsinn, nein, Todsünde an Treue und Glauben begangen!"

Eine unbeschreibliche Lache rauschte bei diesen Worten von den Lippen des Grafen. Erstaunen, Zorn, Hohn und Verachtung lag darin. Elsbeth trat erblassend zurück. Bald aber ermannte sie sich, ein rascher Sprung und ihre Arme umschlangen den Hals des Grafen, ihre Lippen glühten wie Sonnenfeuer an seinem Munde.

„Mein bist Du!“ rief sie, „mein mußt Du bleiben, hier wie dort!“

„Buhlerin!“

Nach diesem Ausrufe schleuderte der Graf die Verfucherin in den nächsten Armstuhl.

„Das ist zu viel,“ kreischte das Fräulein.

Elsbeth schien in Ohnmacht zu sinken. Es war nur List. Als sich der Graf etwas besänftigt, ja verlegen über die Rauhheit seiner Worte der scheinbar bewußtlosen Schönen nahte, schlang das buhlerische Weib auf's Neue die Arme um seinen Nacken und der Graf hatte Mühe, sich den wilden, ungestümen Küssen der Bajadere zu entziehen.

Endlich erlahmte die Geduld der Sirene. Sie stampfte vor Ingrimm mit dem kleinen Füßchen.

„Ich werde diesen Stolz zu brechen wissen,“ tobte die Megäre, „eine Woche gebe ich Dir Bedenkzeit. Dann schmücke Dich, kalter Mann, gleich einem zärtlichen Freier, denn zwischen zwei Bräuten hast Du zu wählen. Elsbeth heißt die eine, Gruft schreibt sich die zweite Verlobte!“

Nach diesen Worten verließ Elsbeth die Erkerstube.

Styrum warf sich nachdenklich in einen Armstuhl.

Er hoffte noch immer, Elsbeth werde sich endlich, schon aus Schamgefühl, eines Besseren besinnen und ihn, sei es

auch gegen hohes Löſegeld, auf freien Fuß ſetzen laſſen. Ach, wie wenig kannte er die Macht des Sinnenrauſches, welcher des Mädchens Herz und Geiſt umnebelte! Eine Tigerin läßt eher von dem Unglücklichen, der ihre Jungen getödtet, als ein verliebtes, eiferſüchtiges Weib von dem Opfer verſchmähter Zärtlichkeit.

Eine Woche war vergangen.

Am Abend des ſiebenten Tages erſchien die Verſucherin auf's Neue.

Graf Styrum blieb unbeweglich. Er war ein Mann jeder Zoll. Elsbeth entfernte ſich mit der alten Drohung. Die Megäre gab die Hoffnung nicht auf, den Stolz des Grafen zu brechen, ſeinem Herzen zärtliche Gefühle einzuflößen, und ſollten, wie es auch geſchah, Monden verſtreichen. — Vergeblicher Wahn!

Elsbeth verſuchte einen neuen Ausweg. Der Graf erhielt eines Tages ein Schreiben, darin ihm das Fräulein die Mittheilung machte, man habe ihn in Wien für todt gehalten, Charlotte ſei daher andern Sinnes geworden, ja Willens, dem Franzoſen Roger Acacia ihre Hand zu reichen.

Styrum lächelte mitleidig.

„Charlotte bleibt mir treu bis in den Tod.“

Alſo lautete ſeine lakoniſche Antwort.

Später kam ein zweites Schreiben des Inhaltes:

„Charlotte hat ſich mit Roger verheiratet!“

„Lüge, ſchnöde Lüge!“ antwortete der vertrauensvolle Graf.

So verſtrichen mehrere Monden.

Elsbeth gab sich endlich für besiegt. Rache hieß nunmehr ihre Losung. Es mußte auch schnell gehandelt werden, denn die Malcontenten hatten sich ein paar Ueberfälle auf kaiserlichem Gebiete erlaubt und der Herzog von Lothringen war nicht der Mann, sich ungestraft necken zu lassen.

Elsbeth erschien noch einmal in dem Erkergemache.

„Ich komme zum letzten Male," sprach sie, „die Wahl lautet: Verlobung oder Tod!"

„Ich bitte um das letztere Vergnügen!" versetzte Styrum ironisch.

Elsbeth warf ihm einen wüthenden Blick zu.

Schaum lag in ihrem Munde. „Du hast die Tigerin geweckt," keuchte sie, „so verdirb denn an deinem Starrsinn!"

Es war Ernst! Sie ertheilte, als die Nacht kam, die nöthigen Befehle. Styrum glaubte nicht, daß sie Wort halten werde. Er irrte.

Es mochte auf die dritte Stunde des Morgens gehen, als sich plötzlich eine geheime Tapetenthür öffnete, deren Vorhandensein der Graf in Folge seiner langen ungestörten Gefangenschaft nicht zu ahnen vermochte.

Mehrere Heiducken traten geräuschlos ein.

Styrum lag in tiefem Schlummer versunken. Die Schergen hatten daher leichte Mühe. Der Graf war gebunden und geknebelt, ehe er sich zur Wehre setzen konnte. Dann trug man ihn wie ein Bündel Waare nach dem untern Schloßraum. Dort wurde er in einen Winkel geworfen.

Der Tag graute. Styrum blickte um sich. Gräßlicher Anblick! Der Schauplatz der Handlung befand sich auf

einem gemauerten Gange, der nach dem Verließe der Burgveste führte. Dies Burgverließ wies außer einer schmalen, sich nach Innen öffnenden Thür, durch welche sich ein nur einigermaßen robuster Mann nur mit Mühe zu zwängen vermochte, keine weitere Oeffnung als zwei Fenster, die man mit überaus starken Gittern versehen hatte.

Was sollte das bedeuten?

Der Graf lag, wie gesagt, an Händen und Füßen gebunden, mitten in einem Haufen gefangener, gleichfalls gefesselter Labanczen und sonstiger kaiserlichen Anhänger. Die Zahl derselben mochte sich auf anderthalbhundert Köpfe belaufen, darunter sich auch einige Weiber befanden.

Die Gefangenen wurden von ungefähr zweihundert bis an die Zähne bewaffneten Kuruczen bewacht, deren ungeschlachte Worte eine böse Zukunft verhießen. Welches Schreckensdrama sollte hier in Scene gehen?

Die Gefangenen zitterten wie Espenlaub. Styrum allein blieb gefaßt.

So harrte er ruhiger als seine Umgebung, ja fast neugierig auf die Dinge, die nun kommen sollten. Es ging aber bereits auf die Mittagsstunde, als die Thür des Verlieses endlich geöffnet wurde. Man hatte absichtlich geraume Zeit gewartet, auf daß die gebundenen Gefangenen in Folge des so lang gehemmten Blutumlaufes nicht im Stande seien, den geringsten Gebrauch von ihren früher so gewaltigen Händen und Beinen zu machen.

Nunmehr begann das Drama.

Die Gefangenen wurden entfesselt und dann einzeln in das dumpfe, schwüle Verließ getrieben. Styrum war der

legte, welcher seiner Bande entledigt, und dann wie ein Sack in dies Seitenstück zu einer Gruft geworfen wurde. Es währte auch lange, bis er von einigen Libanezen, die ihn erkannt hatten, unterstützt, sich mühsam zu erheben und gleichsam den Oberbefehl über die eingekerkerten Kaiserlichen zu übernehmen vermochte.

Der Schauplatz seiner obrigkeitlichen Herrlichkeit war sehr beschränkt, denn das Verließ betrug nicht mehr Flächenraum als etwa elf Fuß Länge und drei Klafter Breite, so daß auf jeden Gefangenen nicht über anderthalb Fuß der Ersteren und etwa achtzehn Zoll der Letzteren zu rechnen kam.

Die dumpfe Luft wurde immer schwüler, was um so unerträglicher, als bei dem heiteren Himmel kaum auf den leisesten Windhauch zu hoffen sein durfte. Dieser Gedanke brachte die Meisten gleich Anfangs zur Verzweiflung, und sie suchten in ihrer Raserei, wiewohl vergeblich, die Thüre zu erbrechen. Stuhm hatte sich an ein Fenster gedrängt, er war daher mehr gelassen, und hoffte, so lange er diesen Platz behaupten konnte, nicht die mindeste Gefahr des Erstickens.

Auch befahl er, daß Jedermann sich so viel als möglich ruhig verhalten, und durch unnützes Regen und Abmühen seiner Kräfte nicht unnöthiger Weise erschöpfen sollte. Dieser Befehl erzielte eine theilweise, jedoch von den Klagen der Verwundeten und dem Röcheln der Erstickenden schauerhaft unterbrochene Stille.

Die Hitze steigerte sich aber mit jeder Minute.

Der Graf rieth nunmehr den Gefangenen, sie sollten, um mehr Raum zu gewinnen, sich nackt, oder doch

wenigstens bis auf das Hemd ausziehen. Es geschah, verhalf aber nur zu einer sehr unbedeutenden Erleichterung. Man suchte dieselbe durch Wehen mit der Kopfbedeckung zu mehren, doch ward diese Arbeit für die sich immer mehr erschöpfenden Kräfte der Eingekerkerten bald zu mühsam. Ein Labaneze meinte darum, alle sollten sich, um der Luft mehr Zutritt zu gestatten, auf die Knie niederlassen. Man nahm den Rath an, kam aber gleichzeitig überein, um jede Verwirrung zu beseitigen, auf ein von Styrum gegebenes Commandowort zugleich niederzuknieen und aufzustehen.

Dies Manöver wurde Anfangs mit günstigem Erfolg ausgeführt, fruchtete aber nicht auf die Dauer. Man blieb zwar, so lange man es in dieser unbequemen Stellung aushalten konnte, ruhig auf seinen Knieen liegen, aber jedesmal, da die Gefangenen in die Höhe schnellten, wurden Einige, die sich nicht rasch genug zu erheben vermochten, todt getreten. Ein entsetzliches, zum Himmel um Rache schreiendes Loos! Dies geschah bereits Nachmittags, während die ersten Stunden der Einkerkerung verliefen.

Gegen Abend erschien ein kleiner Edelmann mit mächtigem Schnurrbarte.

„Kennst Du mich?“ frug er den Grafen.

Styrum schwieg. Unsägliche Verachtung in jeder Miene.

Er hatte Elsbeth trotz der Verkleidung erkannt.

„Zum letzten Male steht Dir die Wahl frei,“ sprach die Versucherin, „was ziehst Du vor: den Ehering oder den Leichenstein!“

Der Graf schien ihre Worte gar nicht zu hören.

„So fahre denn hin, stirb, stolzer Thor!“ rief das rachsüchtige Weib.

Damit entfernte sie sich hastigen Schrittes.

Um neun Uhr Abends schien die Qual der Gefangenen auf das Höchste gestiegen zu sein. Der Durst nahm mehr und mehr überhand, und versetzte die gelassensten Männer, ja das bisher echt weiblich geduldige schönere Geschlecht in den Zustand völliger Raserei. Sie bemühten sich nochmals, natürlich wieder vergeblich, die Bänder und Riegel der Thüre zu sprengen, ja sie schmähten, höhnten und beschimpften die aufgestellten Wachen, um sie durch Zorn und Entrüstung dahin zu bringen, endlich hereinzufeuern, und so dem Elende mit einigen Schüssen ein Ziel zu setzen.

Thörichte Hoffnung!

In kurzer Zeit verfielen die Meisten, so sich im rückwärtigen Theile des Verließes befanden, in gänzliche Athemlosigkeit, zum Theile auch, was noch schlimmer war, in wirklichen Wahnsinn.

Das Rasen der Verrückten, die bangen Klagen der Angst, die laute Stimme der Verzweiflung erfüllten den Schauerort, aber Alles überbrauste und übertäubte zuletzt der jammervolle Ruf nach Wasser.

Die Wache brachte endlich Wasser herbei.

Styrum und zwei noch rüstigere Labanezen faßten das Gefäß am Fenster, und reichten es dann den Gefangenen zum Trinken; aber das Drängen nach der ersehnten Labe war so groß, es entspann sich rasch ein erbitterter Kampf, und das Gewühl wurde so gewaltig, daß viele

Eingekerkerte, auch jene zwei dienstwilligen und menschenfreundlichen Labanczen dabei zu Tode gedrückt wurden, wobei leider eine Masse des Labetrunkes verschüttet werden mußte. Nur der eiserne Graf hielt aus, und mühte sich als barmherziger Samaritaner von neun bis eilf Uhr Nachts mit dem Fassen und Zureichen des übelriechenden Wassers. Rings um ihn lagen Haufen erdrückter oder erstickter Menschenkinder.

Man hatte bisher noch einige Achtung für ihn als das Oberhaupt und den Wohlthäter sämmtlicher Unglücklichen bewiesen, nunmehr aber hörte aller Unterschied der Persönlichkeit auf. Die ganze noch lebende Sippschaft drang nicht nur auf ihn zu, sondern viele ergriffen vermittelst eines verzweifelten Sprunges die Fensterstangen über seinem Haupte, arbeiteten sich, da er zu menschlich war, um seine, noch immer überwiegende Stärke geltend zu machen, auf seine Schultern, und drückten ihn durch ihre immer wachsende Last so sehr, daß er sich gar nicht mehr bewegen, und gleichwohl nicht länger auf diesem Platze bleiben konnte.

Der Graf ermahnte daher die Selbstsüchtigen, die auf seinen Schultern, ja auf seinem Kopfe fußten, sich in Obacht zu nehmen, um nicht unsanft zu Boden zu stürzen, da er sich vom Fenster entfernen, und ruhig sterben wolle.

Damit verließ er seinen Standort.

Der dritte Theil der unfreiwilligen Gesellschaft war nunmehr todt; und die übrigen Lebenden drängten sich so sehr nach den Fenstern, daß Styrum im Hintergrund allerdings ein wenig mehr Raum fand, aber die Luft war

so faul, so stickend, daß ihm das Athemholen binnen wenigen Minuten schwer und schmerzhaft wurde. Er lehnte sich daher dem zweiten Fenster gegenüber an einen dort zusammengeballten Haufen Leichen, willens, dort seine Auflösung zu erwarten.

Es ging auf die Mitternachtsstunde.

Den Grafen überfiel ein solcher Schmerz auf der Brust, und ein so heftiges Herzklopfen, daß er nochmals genöthigt war, sich an die freie Luft durchzuzwängen. Es standen bereits sechs Reihen Lebender zwischen ihm und dem Fenster. Angeborene Kraft half ihm durch vier Schichten, steigende Verzweiflung endlich durch die letzten zwei Reihen. In wenigen Minuten schwand nun Simonis entsetzliches Herzleiden, aber desto grimmiger gestalteten sich die Qualen des Durstes. Die Woche hatte jedoch Befehl erhalten, kein Wasser mehr zu verabreichen.

Bald darauf hörte mit einem Male aller Lärm auf. Die Leute starben wie die Mucken. Was noch Kraft besaß, suchte den Grafen durch Uebermacht von seinem Platze zu verdrängen. Ein plumper Landsmann stieg auf seine rechte Schulter, ein Kabanese auf die andere; sie umklammerten dabei die Fensterstangen so krampfhaft, daß sie Simonis hätte todtschlagen müssen, um sie abzuschütteln.

Das wollte er nicht.

Er trug die Last mit Geduld. In dieser peinlichen Lage verblieb der riesenstarke Cavalier von zwölf Uhr bis zwei Uhr Morgens. Endlich schwanden seine Kräfte.

Er zog sich abermals zurück.

Der Schweiß, den er aus seinem Hemde saugte, schien seine letzte Labe auf Erden zu sein.

Schwindel ergriff sein Haupt.

Die Wände des Verließes begannen sich im Kreise zu drehen.

Styrum verlor das Bewußtsein.

Es geschah zum Glücke nur für wenige Minuten.

Welch ein Lärm!

Der Thurmwart stieß in das Horn. Waffengerassel ertönte, die Wachen eilten hinweg. Kanonendonner rollte durch die Lüfte.

Der Herzog von Lothringen kam als Rächer!

Die Bergveste war überfallen worden, und zwar durch weit überlegene Streitkräfte. Der Kampf entschied sich daher auch in Kürze zu Gunsten der kaiserlichen Truppen; nur in dem Schloßraume vor dem Burgverließe wurde noch hartnäckig gefochten. Die beherztesten Kuruezen hatten sich daselbst in einen Horst gekeilt und kämpften mit dem Muth der Verzweiflung um ihr verwirktes Leben. Pardon ward weder erbeten noch gegeben.

Der Schlachtruf erweckte den Grafen.

Er drang zum dritten Male an das Fenster, und rief die Kaiserlichen zur Befreiung, zur Rettung, zur Rache herbei. Man erkannte ihn, die Labanezen drangen mit einem Eifer vor, aber die verzweifelten Malcontenten standen wie eine Mauer, wie ein Felsen im Meere. Mittlerweile war jedoch das Hauptthor geöffnet worden. Ein Zug baireuth'scher Dragoner trabte in den Vorhof. Der „Bärentödter“ ritt an der Spitze des wackern Geschwaders.

Ein gewaltiger Choc!

Der Sieg war entschieden!

Graf Sturum rief mit dem letzten Reste Kraft seinen ehemaligen Schildknappen an. Lustig drohte vor Freude wahnsinnig zu werden.

Er sprang vom Pferde, als habe ihn ein Wetterstrahl herabgeschleudert, und in wenigen Minuten befand sich der Graf in Freiheit, unter Gottes blauem Himmel.

Ein Labetrunk frischen Weines erwies sich wunderthätig.

Sturum erholte sich sichtbar.

„Tausend Dank, wackerer Bärentödter," flüsterte er, „Dir danke ich Freiheit und Leben!"

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß.

Die Kugel pfiff hart an Sturum's Kopf hinweg.

„Tod und Teufel!" fluchte Lustig.

Es war ein kleiner ungarischer Edelmann mit einem mächtigen Schnurrbarte, der aus einem Schlupfwinkel, darin er bisher verborgen lag, sich erhob, seine Pistole abfeuerte, und sich dann in den Sattel eines Dragonerrosses warf.

Zehn Carabiner lagen jedoch gleichzeitig im Anschlage.

„Setzt ab! Schonung!" rief der edelmüthige, mitleidige Graf.

Die Salve krachte, der Edelmann stürzte hinter dem Felsstücke, das ihn bedeckte, vom Pferde.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ein Wiener Bürgersmann und sein Hauswesen.

Eines der ältesten Gebäude Wiens war seiner Zeit der alte „Freysingerhof," so genannt von seinem Erbauer Otto, Bischof von Freysingen, dem dritten Sohne des heiligen Markgrafen Leopold IV. von Oesterreich. Die Zeit der Erbauung wird auf das Jahr 1140 angegeben.

Der Freysinger- oder Dompropsthof genoß seit seiner Entstehung die wichtigen Privilegien eines Freihofes, welche König Ottokar (d. d. 9. Jänner 1256 und 1274, Kaiser Rudolf I. von Habsburg (d. 1277 und endlich Herzog Friedrich III., beigenannt der Schöne, (d. 1330 bestätigten.

Dieser Hof bestand — wie noch die Abbildungen, insbesondere die äußerst getreuen Ansichten vom Graben in den Erbhuldigungs-Beschreibungen der Kaiser Joseph I., Carl VI., Maria Theresiens, anschaulich machen — eigentlich aus fünf verschiedenen Localitäten und zwar: rechts gegen die Schlossergasse zu aus einem schmalen, zwei Stockwerke hohen Hause mit der Façade gegen die Gasse, einem hohen Giebeldache und vergitterten Fenstern. Über den letzteren befand sich die Jahreszahl 1296. — Daran stieß das zweite Haus, aus drei Stockwerken, ebenfalls mit Gitterfenstern bestehend. Den zweiten Stock zierte ein, die Vermälung Mariens vorstellendes Basrelief, darunter befand sich die kleine Hausthüre. Die Façade dieses Hauses hatte drei unregelmäßige Fenster und ein Giebeldach mit

einem Erker. Unmittelbar daneben befand sich die Sanct Georgs-Kapelle — angeblich 1176 erbaut, früher ein Kornboden — mit einer großen Sonnenuhr und auf der linken Seite mit einem schlanken, hohen, viereckigen, mit Blech gedeckten Thurme versehen. An der Ecke dieser Kapelle stand ein neuer, schmaler Erker; in der Fronte lief ein niedriger Zubau bis fast an das Eingangsthor, in welchem sich Kaufleute befanden.

Diesem folgte ein schmales, zweistöckiges Haus mit einem sehr hohen Dache und einem großen Eingangsthore, auf welchem zwischen den Gitterfenstern des ersten und zweiten Stockes das bischöflich freisingische Wappen in Stein gehauen war. Das letzte Gebäude links gegen die Dreifaltigkeitssäule — welche jedoch zu der Zeit, wo unsere Erzählung eben spielt, noch nicht stand — war das unregelmäßigste und alterthümlichste von allen, hatte zwei Stockwerke, im ersten zwei große Gitterfenster, im zweiten sehr schmale, offene Fenster. Die Vermuthung, als sei dieses das ursprüngliche Gebäude, ist wohl nicht unbegründet; auch glich das Aussehen dem einer alten Burg. Rechts ragte ein ganz freistehender Schornstein über das Dach, der nur ein großes, vergittertes und zwei unregelmäßige, offene Fenster im zweiten Stockwerke enthielt. Eines dieser Fenster wurde durch den gerade in der Mitte emporragenden freien Schornstein verdeckt.

An der Vorderseite dieses Gebäudes war ein einstöckiges Haus mit drei, und eines mit zwei Giebeln angebaut. Das erstere hatte fünf kleine Gitter- und drei hohe Giebelfenster, das zweite drei Gitterfenster mit einem Balkone;

unten waren ebenfalls Kaufläden. Ueber diese beiden Häuser ragten weit die Giebelfenster des ersten Stockes vom früher beschriebenen Hauptgebäude hinaus.

Es wird unsere Leser gewiß interessiren, wenn wir nebenbei hier bemerken, daß jetzt an der Stelle sämmtlicher vorerwähnter Gebäude — der Trattnerhof steht.

Auch die Inventarbücher, Räumlichkeits- wie Wohnungsverzeichnisse von damals und jetzt, bieten viel unterhaltendes und belehrendes Materiale.

Zur Zeit, von der unsere Erzählung handelt, erhob Herr Lorenz Trunk von Guttenberg (gestorben als des äußeren Stadtrathes Senior 1798 im Alter von 88 Jahren) in der Würde eines Hofadministrators des Stiftes Kremsmünster von den im Stiftsgebäude auf dem Graben wohnenden 53 Parteien einen jährlichen Miethzins von 2347 fl.

Wir können dies aus dem uns vorliegenden Ausweise bekräftigen und zwar fallen in diesem nicht nur die geringen Zinse, sondern auch selbst die Genügsamkeit der Parteien mit wenigen Wohnungsräumen um so mehr auf, als der damaligen Zinse von der nämlichen Münzgattung, wie im gegenwärtigen neunzehnten Jahrhunderte bezahlt worden sind.

Betrachtet man aber, daß die Breite eines Hauses nur in drei Fenstern und in der Höhe in zwei, höchstens drei Stöcken bestand, daß eine ganze Familie nicht mehr als einen Stock bewohnt hatte, daß in den Fenstern keine Symmetrie beobachtet und der Thüren am Ende der Wände

nicht in der Mitte angebracht wurden, und dadurch für jedes Zimmer und jede Stube eine Wand gewonnen war, daß aber heutzutage durch ordentliche symmetrische Manier und Stellung der Thüren in der Mitte der Wände nur eine, und nur in dem Schlafzimmer zwei Wände zu benutzen sind, so kann man sich leicht erklären, daß man dort in zwei großen Zimmern oder Stuben mehr Bequemlichkeit gefunden habe, als man heute in vier oder fünf kleineren Zimmern finden wird.

Dazu kommt noch, daß unsere Vorältern, vom Kaiser Friedrich IV. an immer durch die Polizei-, Kleider-, Mahlzeiten-, Gastereien- Handwerksordnungen in stiller Genügsamkeit und mäßiger Lebensart in jedem Stande fest in Familien erblich erhalten wurden und so zu sagen ihre Sitte und Gewohnheit geworden sind. Nach dieser angewohnten Lebensart — der Kaiser Rudolf II. im Jahre 1577 sogar eine sehr detaillirte Wohnordnung der Zimmer verfaßte — läßt sich nun leicht begreifen, wie sich die Bewohner des vorbeschriebenen Freisingerhofes mit wenigen Wohnungstücken begnügen konnten.

Wir führen nun unsere Leser in die Wohnung eines der angesehensten Wiener Bürger, des Handelsmannes Philipp Gundian, der das zuletzt beschriebene ansehnliche Haus ganz allein mit seiner Familie bewohnte, zwei große Stuben, eine Kammer und große Küche im ersten Stocke, in ebener Erde ein gewölbtes Gewölbe, Kammer und Küche, mit einer Nebenkammer im Hofe, endlich ein paar Zimmer für seine Handlungs- und Dienstboten unter den Giebeln — was allenfalls als zweiter

Stock gelten könnte — einnahm, wofür er — Zweihundertfünf Gulden jährlichen Zins (!!) bezahlte.

Die Feder entfällt unserer bebenden Hand und wir müssen uns erst sammeln, um an eine Schilderung des Innern dieser Behausung gehen zu können.

Die erste Stube hatte zwei Fenster mit einem breiten Pfeiler, an welchem kein Trumeauspiegel, sondern ein kleiner Altar angebracht war, vor welchem eine Lampe hing, die zugleich zur Beleuchtung des Gegenstandes, wie zum Nachtlichte diente; in der Mitte stand ein großer eiserner Rundtisch mit einer tiefen Lade zum Einzeug und Brod versehen, denselben deckte ein gefärbter Tirolertepich. An der den Fenstern links anstoßenden Wand stand eine breite Bettstätte des Hausvaters und der Mutter mit grünen, zeugenen Vorhängen umgeben, zu jeder Seite derselben ein hoher Schlaftessel; an einem Ende dieser Wand war eine Nische mit einem eisernen Thürlein verwahrt — in welcher das Geld und die Kostbarkeiten verschlossen waren. Die rückwärts stehende dritte Wand zierte zwischen zwei breiten und hohen eichenen Wäschkasten eine Pendeluhr, den übrigen Raum füllten theils grüne, theils lederne Bauernsessel aus. Endlich an der vierten Wand stand neben der Eingangsthür am Ecke und in der Mitte ein viereckiger grüner Kachelofen mit aufgedruckten biblischen Geschichten, diesem zu einer Seite stand ein Schenk- oder Credenztisch mit einigen in einem Fache gerichteten Flaschen, Krügen, Gläsern, zinnernen Bechern und einer Presse für Zinkzeuge, über dem Tische hing ein Spiegel in schwarzem Rahmen, zur andern Seite war ein Kleiderkasten angebracht.

Die zweite Stube hatte den Eingang durch die Küche. Das Vorzimmer, in unseren Tagen ein Bedürfniß geworden, war damals so gut als unbekannt, da es nur den höheren und höchsten Ständen vorbehalten war — und die Thüre war mit einem Fenster (um die weiblichen Dienstboten beobachten zu können) versehen; die Wände waren weiß, eine mit einem Frauenbilde, die andere mit einer gemalten Thüre mit der Vorstellung der versuchten Verführung der Männer an Susanna im Bade und die dritte mit einem Kalenderbrett behängt. Alle übrigen Einrichtungsstücke, als Bettstätte, Tische, Sessel u. s. w. waren — im Gegensatze zum harten Holze des andern Zimmers — vom weichen Holze und neben dem Ofen war eine Lange Kleiderstelle angebracht.

Die Küche schimmerte von kupfer- und zinnernen Gefäßen und hatte am Ende einen Verschlag, in welchem das weibliche Gesinde lag.

Das Gewölbe zu ebener Erde war zum Verkaufe der Waaren bestimmt, der Gewerbsmann, Herr Gundelfinger, war sein Diener waren mit grünen Vorstechern umgeben und verkauften dort ihre Waaren mit vieler Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit; eine Kammer diente als Schreibstube (heute Comptoir benützt), neben einem Schreibpulte war auch eine Bettstätte für den Hausknecht zu sehen, das Hofgemach war für das Waarenlager bestimmt, wozu auch theilweise ein großer geräumiger Keller diente.

In dem Stübchen des Giebeldaches wohnten der erwähnte Handlungsdiener und der Lehrjunge.

Die Inwohner des Hauses waren nun folgende: erstens Herr Gewürzkrämer Philipp Gundian, dreiunddreißig Jahre alt, groß und schön gebaut, mit wohlgebildeten Augen, die einen ziemlich ernsten Ausdruck besaßen, wiewohl sie von großem Wohlwollen freundlich gemacht wurden, ein durchdringendes geistvolles Auge, von dichten Brauen beschattet und sein langes braunes Haar fiel natürlich gelockt über die Schulter herab; überhaupt war seine ganze Erscheinung achtunggebietend. Seine Rechtlichkeit und Ehrlichkeit im Geschäfte waren stadtbekannt und trotz seinen noch jungen Jahren wurde ihm die Achtung der ältesten Genossen seines Standes zu Teil.

Frau Katharina Gundian, um ein paar Jahre jünger als ihr Mann, war ein herziges Bürgerweibchen, hatte eine frische rosige Gesichtsfarbe, schöne schwarze funkelnde Augen, einen immer lächelnden Mund, den eine Reihe untadelhafter Perlen zierte, war eine höchst liebevolle Gattin, und hatte, wie ihr Mann, ebensoviele echte Frömmigkeit, als Strenge in den moralischen Grundsätzen. Einige kleine Eitelkeiten muß man ihr verzeihen. So war sie gerne schön gekleidet, war stolz auf die Sauberkeit ihres Hauses, auf den Wohlstand und den Ruf ihres Mannes, welcher Mann in ihren Augen das höchste Ideal aller existierenden Männer abgab, und weidete alle Samstage Abend ihre Augen am Anblicke der blendend weißen Hauswäsche — nachdem sie nicht ohne Anstrengung die drei tiefen, mit Linnen vollgepfropften Laden, welche ausschließlich ihrer Obhut unterstanden, aus dem centnerschweren Kasten herausgezogen hatte — worauf sie, je

nach der Wichtigkeit des folgenden Feiertages, die mehr oder minder feinen Stücke auswählte.

Als Dienstleute waren da: die alte Köchin Ursula Schiebelbäurin, welche im Hause der Eltern ihres Herrn schon seit dessen Geburt gedient hatte, und die lebhafteste Anhänglichkeit für ihn hegte. Ursula war eine gesunde kräftige Frau von mehr als sechzig Jahren, wenig gebrechlich und von milderer Gemüthsart, als man gewöhnlich bei dienenden Personen ihrer Art findet. Sie war eine vortreffliche Köchin für die sogenannte Hausmannskost, außerdem eine aufmerksame und sorgfältige Wärterin, wenn ihre Dienste je in dieser Eigenschaft verlangt wurden, und sie erlaubte sich eine beinahe mütterliche Zärtlichkeit gegen das junge Ehepaar, ihre gegenwärtigen Herrenleute, in deren Haus sie nach dem Tode der alten Leute gekommen war. Nebstbei gab sie auch einen sehr geschickten Hausdoctor ab; ihr Gehirn bildete eine wahre Vorrathskammer sogenannter Hausmittel und es gab wenige Beschwerden — die Pest allerdings ausgenommen — deren Beseitigung sie sich mit ihren Recepten nicht zu unternehmen getraut hätte.

Frau Ursula war verheiratet gewesen, ihr Mann starb aber ein paar Wochen nach der Hochzeit, und als Frucht der kurzen Ehe kam ein Sohn, Namens Cyprian — von ihr zärtlich „Zipferl" getauft — der ein derber gedrungener Bursche von zwanzig und etlichen Jahren, etwa fünf Schuh hoch, mit einem ungeheuer großen Kopfe und außerordentlich langen Armen, dafür desto geringeren Geistesfähigkeiten war. Dieser liebenswerthe Bengel war

als Lehrjunge, zugleich Hausknecht bei Herrn Gundian aufgenommen.

Der Handlungsdiener — wir würden heute Commis sagen — hieß Paul Arnold, stand im Alter so ziemlich mit dem Chef gleich und war ein sanfter, bescheidener, gefälliger Mensch, der sich auch sonst zu allen Nebendiensten gerne verwenden ließ.

Soweit die Namhaftmachung der Personen des Haushaltes.

Es war an jenem Abende, dessen verhängnißvolles Ende die höchste Bestürzung in der Familie von Frau Adelheid Lahrenbecher heraufbeschworen, als der Kaufmann Gundian, seine Frau und die Hausgenossen, der Gewohnheit gemäß, vor dem Abendmahle zum Gebete versammelt waren.

Das ganze Hauspersonale war anwesend, denn Herr Gundian, der seine religiösen Pflichten auf das Genaueste erfüllte, und in jeder Hinsicht strenge auf Zucht und Ordnung sah, erlaubte umsoweniger in der gefährlichsten aller Zeiten Niemanden aus irgend welchen Gründen — natürlich Krankheitsfälle ausgenommen — die Morgen-, Mittag- und Abendandachten vor den Tischzeiten zu versäumen. Wurde doch die ganze Haushaltung mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes geführt, was sicher die beste Präservative gegen jedwede Krankheit ist.

Diesmal richtete der Kaufmann sein stets improvisirtes Gebet auf die Zeitverhältnisse und bat insbesondere um gnädigen Schutz vor der verheerenden Pestilenz. Er bekannte, daß diese schreckliche Züchtigung eine gerechte Folge des

Leichtsinnes der Stadtbewohner sei, daß er aber die barmherzige Vorsehung demüthigst anflehe, nicht allzustrenge in's Gericht zu gehen und ihnen noch einen Zeitraum zur Buße und Besserung zu gewähren. Das Gebet wurde mit einer ernstlichen Ermahnung an die Anwesenden: „sorgfältig über sich selbst zu wachen, nicht über Gottes Schickungen zu murren, sondern sich so zu benehmen, daß sie im Stande wären aufrecht zu stehen, während der Tage der göttlichen Heimsuchung, am Tage des Todes und am Tage des Gerichtes,“ geschlossen.

Dann setzte man sich mit allen Hausgenossen zu Tische. Die Tafel war reichlich, aber mit einfachen und gesunden Speisen besetzt. Nach eingenommenem Mahle richtete gewöhnlich der Hausherr noch einige wohlwollende Worte an seine Genossen. Aber heute kam er nicht dazu, denn ein lebhaftes Pochen an dem bereits geschlossenen Thore forderte dringend Einlaß.

Der kräftige „Ruprecht“, dem die Obliegenheit gebührte, das Thor zu verwalten, begab sich hinab, um zu sehen, was es denn so spät noch gäbe und diesmal mit schreckensbleichem Gesichte und schlotternden Knieen, denn — es ist hier an der Zeit seiner höchst unverantwortlichen Leidenschaft zu erwähnen — das unerhörte Ungewöhnliche setzte ihn in die größte Furcht. Da die Pest ihn wie ein Gespenst verfolgte und ihm den wenigen Rest von Verstand nahm, den er ehedem besaß. Bei Tage sprach er von ihr, bei der Nacht träumte er davon, und es war vergeblich sein eigenes Bemühen diese Unruhe zu bemeistern, sowie der Spott seiner Mutter und aller Hausbewohner,

welche ihn dadurch von der thörichten Angst zu befreien hofften. Mehr als einmal brachte er durch sein Hilfegeschrei das Haus aus dem Schlafe und in Aufruhr, indem er sich für angesteckt hielt. Seine Säcke steckten voll Gegenmittel und abergläubischen Amuletten, und man erlebte mit ihm Scenen, die höchst komisch genannt werden müßten, wären sie eben nicht durch die Schreckensperiode veranlaßt worden, daher sehr traurig.

Wie gesagt, er begab sich deßhalb bebend hinunter, entriegelte die Eingangsthüre und erstarrte vor Schrecken, denn ein erschöpftes, todtenbleiches Frauenzimmer, unterstützt von einem Officier der Rumorwache und einem Handwerksgesellen, wankte über die Schwelle.

„Zipferl“ stolperte die Treppe hinauf und fiel beinahe athemlos in das Speisezimmer hinein.

„Man bringt eine Pestkranke in's Haus!“ schrie er, beinahe weinend. „Wir sind alle verloren!“

Zum Glücke kannte bereits Jedermann im Hause seine schwache Seite, und ließ sich nicht mehr davon verblüffen.

„Welche Dummheit bringst Du da wieder zu Tage?“ fragte der Kaufherr. „Wem wird es einfallen, eine Pestkranke in mein Haus zu tragen. Es ist vielleicht eine Unglückliche, die anderweitig unserer Hilfe bedarf.“

Es öffnete sich eben die Thüre des Zimmers und von Rumorlieutenant Malvon, wie von ihrem Geliebten Franz unterstützt, trat Ludmilla herein.

„Verzeiht, werther Kaufherr,“ sagte der Officier artig, „daß wir Euch noch so spät stören, aber ich bin vom Fürsten Schwarzenberg beauftragt, Euch hier dieses

Mädchen ins Haus zu stellen. Das Nähere sagt dieses Briefchen."

Herr Gundlach nahm das Schreiben, welches die Aufschrift: „An den ehrenwerthen Rathsherrn Philipp Gundlach, fürstlich Schwarzenberg'schen Hauslieferanten, in loco" trug, und erbrach es.

Der Inhalt war folgender:

„Mein lieber Hof- und Hauslieferant! Wenn Ihr mich sehr verbinden wollt, so nehmt das Mädchen, welches Kammerlieutenant Walden in Eure Behausung geleiten wird, gütig in Euer Haus auf, und seid für sie ein Bruder, wie Eure liebe Waldine eine gute Schwester. Die Arme ist für den Augenblick sehr unglücklich, denn ihre alte Mutter ist eine Gefangene. Welchen Ausgang deren Schicksal haben wird, läßt sich für jetzt noch nicht sicher bestimmen. Die Jungfrau bedarf des Trostes einer wackeren Familie, und diese bietet Ihr, werther Rathsherr, mit Euren biederen Hausgenossen. Die Kosten wollt nur auf den Conto meines Hauses setzen, was aber Eure Pflege und Wartung des Mägdleins betrifft, auch ich Euch in meinem Herzen einen Conto eröffnen, der schwer zu balanciren sein wird. Kommt baldmöglichst zu mir, wo ich Euch mündlich Weiteres mittheilen, vernehmen auch eine Liste von Waaren einhändigen werde, die Ihr mir gefälligst für mein Haus liefern müßt. Es sind anjetzo schwere Zeiten! Gott schütze und erhalte Euren wackeren Hausstand. Euer wohlaffectionirter Fr. Fürst Schwarzenberg. — P. S. Was den Bräutigam des Mädchens

betrifft, den Ihr sicher kennt, so haltet es mit seinen Besuchen in Eurem Hause ganz nach Eurem Belieben."

„Ach, lieber Franz," sagte Gundiam, nachdem er den Brief gelesen, „also dies Mädchen ist Eure Braut. Was für ein Unglück hat deren Mutter betroffen?"

Franz, der im Auftrage seines Meisters oft im Hause des Kaufherrn zu thun hatte und demselben daher wohlbekannt war, erzählte nun den Hergang, soweit er ihm bewußt war.

„Armes Mädchen!" rief der Kaufherr bewegt und sah mit Vergnügen, daß Ludmilla von den theilnahmsvollen Bemühungen seiner Frau gerührt, sich merklich erholte.

„Herr Kammerlieutenant," fuhr Gundiam fort, „ich übernehme das Kind in mein Haus und werde mit Seiner Durchlaucht weiter darüber sprechen. Ich bitte, einstweilen meinen unterthänigsten Respect zu melden. Und Du, Käthchen, bringe das Mädchen zu Bette und labe sie mit etwas Verstärkendem, einer guten, kräftigen Suppe etwa; morgen wollen wir weiter berathen. Ihr, Franz, seid mir stets willkommen und mögt Euch, wann Ihr wollt, von dem Gesundheitszustande eures Bräutchens überzeugen. Ich möchte ihr um Alles in der Welt nicht den Anblick der einzigen Person rauben, welche sie in ihrer traurigen Lage allein zu trösten vermag. Doch für heute, glaube ich, ist Ruhe am nothigsten; darum, meine werthen Herren, Gott befohlen!"

Der Kammerlieutenant und Franz gingen ihre Wege, hinter ihnen schloß „Zipfel" einigermaßen getröstet die Hausthüre und bald darauf lagen die sämmtlichen Insaßen in ihren weichen Betten. Aber schlafen konnte keines.

Herr und Frau Gundian besprachen noch die Art und Weise, wie sie den neuen Gast zerstreuen wollten.

Dem Handlungsdiener Paul schwebte die rührende, bleiche Gestalt des Mädchens beständig vor Augen.

Frau Ursula wachte am Bette der in wüsten Träumen sich unruhig umherwälzenden Ludmilla und „Zipferl" konnte vor dem Gedanken: „Wenn das Mädel denn doch die Pest hätte!" kein Auge schließen. Zudem hatte er sich so viele Präservative mit in sein Bett genommen, daß bei dem Geruche aller dieser Wurzeln und Kräuter einzuschlafen einer viel weniger ängstlichen Natur nicht gelingen hätte können.

Die Bewohner des Hauses waren sicher brave Leute und trotz allen Erregtheiten der Zeit schirmte ein Engel das Dach, unter dem sie sich befanden.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Eine Giftmischerin.

Fräulein Elsbeth, welche bei der Befreiung des Grafen Sturm durch den Herzog von Lothringen nicht, wie unsere Leser wohl meinen werden, durch die Karabiner der baireuth'schen Dragoner den Tod gefunden, war durch Schlauheit diesem Schicksal entgangen. Als Ungarin geübt in allen Reiterkünsten wußte sie gar gut, daß es das beste Mittel sei, sich zu Pferde vor einem Schusse zu retten, wenn man das Thier sich bäumen lasse. Als sie die Dragoner im Anschlage sah, ließ sie das gelenkige Thier eine hohe Langade machen und glitt über die Croupe zu Boden.

so daß die Schüsse in die Brust des Pferdes gingen, während es den Anschein hatte, als wäre sie, zu Tode getroffen, von demselben herabgestürzt. Hinter den niederen Felsen rasch forteilend, kam sie bald aus dem Bereiche des Gemetzels, begegnete mehreren entfliehenden, berittenen Heiducken, schwang sich hinter einen derselben auf und gelangte glücklich zu den Ihrigen.

Sofort eilte Elsbeth nach Wien.

Hier treffen wir sie bei dem Franzosen Roger Acacia.

Das Zusammentreffen war ein sehr bedeutungsvolles.

Als Elsbeth den ganzen Verlauf der Sache berichtet, schüttelte der Franzose mürrisch den Kopf.

„Ihr habt," sagte er, „Eurer Leidenschaft die Zügel schießen lassen und uns durch eure Rückkehr beinahe in die größte Gefahr gebracht. Statt daß Ihr Euch dem Grafen als ungarische Patriotin zeigtet, hättet Ihr ihm als duldende Mitgefangene erscheinen müssen; die zarte Theilnahme, welche er der leidenden Genossin geweiht hätte, würde Euch näher zum Ziele gebracht und hauptsächlich verhindert haben, daß Styrum klar in euer Spiel gesehen hätte. Jetzt kennt er Euch und wird dem Herzoge sein Abenteuer mittheilen; der berichtet es nach Wien und Ihr seid hier, wie wir bei uns zu Lande sagen, unmöglich geworden."

„Sorgt Euch nicht darum; ich erzählte Euch doch mein schleuniges Entkommen; der Graf hält mich für todt."

„Glaubt eher alles Andere, als dies. Meint Ihr, ein Reiter wie Graf Styrum kenne das Reiterstückchen nicht, das dem letzten Troßknecht seiner Armee bekannt ist? Es thut mir leid, Fräulein, aber Eure Privatinteressen über-

täuben bei Euch bereits die Pflichten, die Euch uns gegenüber auferlegt sind. Der Graf ist für Euch verloren, denn ein zweites Mal können wir uns nicht begnügen, ihn in euren schönen Armen gefesselt zu erblicken. Von nun an fällt er uns anheim und Ihr dürft keinen Theil mehr an ihm haben."

„Was sagt Ihr da?" rief das Edelfräulein. „Ihr vergeßt, Herr Ritter, daß ich wohl eure Bundesgenossin, doch nicht eure Sclavin bin. Graf Erwin ist mein Antheil an der Beute, die Ihr zu machen gedenkt und ich halte um so fester an ihr, je mehr sie mir zu entschlüpfen scheint."

„Einmal müßt Ihr sie entschlüpfen lassen, das heißt uns opfern. Wir könnten einmal ein Auge zudrücken, aber ein zweites Mal nicht mehr. Der Graf ist unserer guten Sache hinderlich und muß aus dem Wege — wohl gemerkt für immer aus dem Wege geschafft werden."

„Der guten Sache hinderlich?" hohnlachte Elsbeth. „Hört, Chevalier, für so kindisch müßt Ihr mich nicht halten, um daß ich diesen Ausspruch nicht mit der rechten gerrn Deutung, er ist Euch bei Charlotte hinderlich, übersetzen sollte."

„Und wenn dem so wäre?" fragte nun ärgerlich hohnisch der Chevalier.

„Dann hütet Euch!" drohte Elsbeth. „Ich bin eine Löwin, die ihre Beute nur mit dem Leben läßt."

„Tigerin, wollt Ihr sagen, denn zum Edelmuthe der Löwen habet Ihr Euch wohl noch nie verstiegen."

„Gut, ich mäkle nicht mit leeren Phrasen; aber das sage ich Euch: Wird der Graf nicht mir überlassen, so

entsage ich dem Bunde, und suche mein Glück auf der Seite der Gegner. Dann aber wehe Euch! Ich weiß zu viel von Euch und Euren Spießgesellen, als daß ich nicht im Stande wäre, Euer Spiel verlieren zu machen."

„Will's da hinaus, schöne Ungarin? Nun ich glaube, da sind wir auf einmal Gegner geworden. Wer den Kürzeren ziehen wird, soll sich weisen. Ich lasse wieder eher mein Leben, als daß ich den Grafen auf meinen Pfaden dulde. Ueberlegt Euch's; es ist morgen Gesellschaft bei mir — ich gebe ein Souper am Vorabende meines Geburtsfestes — da wollen wir den letzten Entschluß fassen. Erscheint Ihr mit einer schwarzen Schleife an der Brust, ist es ein Zeichen, daß Ihr den Grafen mir überlaßt, ziert Euch ein rothes Band, so seid Ihr starrköpfig, und — ich gebe Euch auf."

„Das heißt, das Grab erwartet mich!"

„So beiläufig."

„Ich will es überlegen."

„Das ist das Klügste, was Ihr thun könnt, und ich hoffe, Euer sonst so klarer Verstand wird Euch den richtigen Weg finden lassen."

„Das hoffe ich auch," versetzte Elsbeth und entfernte sich anscheinend ruhig, aber im Innern von Wuth und Ingrimm verzehrt.

„Albernes Weib!" rief Aracia, als er sich allein befand. „Deine Gesinnungen kannst Du einem so schlauen Diplomaten wie unsereiner ist, nicht verbergen. Ich sehe durch die Wand meines Zimmers, und weiß den nächsten Schritt, den zu machen Du soeben den Entschluß gefaßt

hast. Du gehst zu Frau Sibylla und holst ein Pülverchen oder ein Tränklein für mich. Wohl bekomm es Dir!"

An einer Tapetenthüre hörte man nun ein leises Kratzen.

„Ah, das ist Capitän La Hulotte; der kommt wie gerufen."

Acacia öffnete die verborgene Thüre und ließ einen Mann eintreten, welcher einem Raufbolde, wie ein Ei dem andern ähnlich sah. Es war Capitän La Hulotte, zu deutsch „Leichen-Eule."

„Ich komme nur auf eine Minute," sagte der Mann, „um Eure Befehle zu empfangen."

„Capitän, heute mehr Aufmerksamkeit denn je; heute Abends noch, oder wenn nicht Gefahr auf Verzug, morgen früh den genauesten Rapport."

„Sollt ihn haben; es muß übrigens was Absonderliches los sein, denn Fräulein Elsbeth sagte, bevor sie sich zu Euch begab, zu mir: „Balthasar, wenn ich von meinem Gange zurückkehre, werde ich Eure Anhänglichkeit an mich auf die ernsteste Probe stellen."

„Also auf deinen Posten und melde mir, sobald Du Alles weißt, den ganzen Plan."

„Es soll geschehen, wie Ihr befehlt."

Der Capitän verschwand wie er gekommen.

Währenddem hatte sich Fräulein Elsbeth zu der Wahrsagerin in der Leopoldstadt begeben.

Diese empfing sie in ihrem Heiligthume im Doctor Faust-Hause, welches wir bereits in einem der früheren Capitel beschrieben haben.

„Die großen Geister segnen Euch, hohe Herrin!“ rief Frau Sibylla, als sie des Fräuleins ansichtig wurde. „Ich habe die Ehre Eures Besuches, ich weiß nicht wie lange, nicht mehr gehabt; aber ich sehe, es ist Alles gut bei Euch gegangen, sonst könntet Ihr nicht so frisch und so schön aussehen, wenn Ihr nicht glücklich wäret. Euer Gesichtchen glüht ja vor Aufregung. Obwohl Ihr immer schön waret, jetzt übertrefft Ihr an Glanz die prachtvollste Rose.“

„Danke, danke, gute Sibylla,“ versetzte Elsbeth; „mein Glück ist noch nicht vollständig, aber ich denke es wird's bald werden. Indessen habe ich jetzt eine andere Angelegenheit vor mir, vielleicht noch wichtiger als diejenige, welche mich das erste Mal zu Euch brachte. Seht zu, ob Niemand im Zimmer ist, und schließt die Thüre gut ab.“

„Wollt Ihr Euch vielleicht selbst überzeugen, daß Niemand gegenwärtig ist, so blickt her in das Nebengemach.“

Dabei zog Sibylla den Vorhang auf, ließ den Einblick in eine dort befindliche leere Nische gewähren und verriegelte eine Thüre, welche auf eine Seitentreppe führte.

„So, holde Herrin, Ihr habt Euch nun überzeugt, daß Niemand zugegen ist, und könnt ungescheut sprechen. Ich bin bereit, Alles auf der Welt, was ich für Euch thun kann, zu verrichten. Es ist gewiß das größte Vergnügen, für eine so vornehme und großmüthige Dame, wie Ihr seid, eine Pflicht zu erfüllen.“

„Das ist lauter Unsinn. Was ich jetzt vorhabe, kann für keines der dabei Betheiligten ein Vergnügen sein; aber

ich bin dazu gezwungen. Sagt mir lieber, statt daß Ihr Euch in leeren Phrasen erschöpft, die ich hinlänglich zu würdigen weiß, ob Ihr, die Ihr so treffliche Mittel besitzt liebenden Herzen zu genügen, nicht auch Mittel habt, die ebenso trefflich den Haß oder die Rache zufriedenstellen?"

„In der That, Fräulein," erwiderte scheinheilig die alte Wahrsagerin, „ich verstehe nicht, was Ihr meint. Wenn Ihr aber deutlich Euch ausdrückt, will ich Euch deutliche Antwort geben."

„Laßt derlei Gefasel!" rief Elsbeth ungeduldig. „Besteht nicht die Hälfte Eures Gewerbes darin, Eure Kunden auf den ersten Wink zu verstehen. Sagt mir lieber — gesetzt Ihr hättet einen Feind — den Ihr fürchtetet den bei Seite zu schaffen Eure Sicherheit bedingte — wußtet Ihr dazu Mittel zu finden — ohne natürlich Euch in compromittirend ersichtlichen Verkehr mit ihm zu setzen — Euch von dieser Gefahr und seiner Feindschaft zu befreien? Wißt Ihr solche Mittel?"

Die Sibylle sah ihr längere Zeit schweigend, aber sie mit stechenden Blicken musternd ins Gesicht. Dann sagte sie mit einer zum leisen Flustern herabgesunkenen Stimme: „Ist es vielleicht der Heldenjüngling, der schöne Graf Otto Limburg-Stirum?"

„Pah!" rief Elsbeth höhnisch. „Mein Haß gegen das arme Geschöpf ist jetzt in den Hintergrund getreten, und ich kümmere mich um den, der meine Liebe so schnöde zurückgewiesen, vorderhand ebensowenig, als um einen von den Tausenden, die in Wien täglich durch die Straßen wandeln, und die ich nie gesehen habe. Nein, nein, mein

Sinn strebt nach einer Person, deren Verschwinden eher dem deutschen Staate Nutzen als Schaden brächte. Insoferne Ihr also Patriotin seid, kann Euch dies vollständig beruhigen."

„Es beruhigt mich dies freilich, da in diesem Falle die Entdeckung weniger gefährlich ist."

„Also könnt Ihr Mittel finden, meinen Willen zu erfüllen?"

„Vielleicht könnte ich es. Ich vermuthe, Ihr würdet nicht gerne sehen, wenn Blut vergossen wird."

„Um Alles in der Welt, nein. Erstens wäre derartig dem Manne schwer beizukommen, dann ist es nothwendig, ein Mittel zu finden, welches keine Spur hinterläßt, wie die Person gestorben ist. Still und heimlich, mit dem Anzeichen eines Schlagflusses, der auch die gesündeste Natur nach einem guten Mahle treffen könnte — aber so rasch als möglich."

„Das wird schwer sein, gnädiges Fräulein, denn es ist in der That eine höchst schwierige Sache, obschon man Einem auf den Leib kommen kann, daß man ein Gericht nach seinem Geschmacke für immer würzen kann, so ist doch ein langsames Gift" —

Elsbeth fuhr zusammen und ihre glühenden Wangen wurden etwas blaß.

„Seid Ihr unwohl, hohe Frau?" fragte theilnehmend die Sibylle.

„Nein, aber das so rücksichtslos ausgesprochene Wort Gift machte mich erbeben. Ach, wie oft" — fuhr sie in nachdenklicher Sprechweise fort — „wie oft müssen wir uns

solcher Mittel bedienen, die unser Herz sehnsüchtig wünscht, die wir aber nicht gerne laut nennen hören und, die zur That kühnste Entschlossenheit, bebt scheu vor dem flüchtigen Worte zurück. Je nun, es ist überwunden. Nennen wir das Kind laut bei seinem Namen. Gift, ja Gift! — So mag es sein, warum soll ich vor dem Laut erbeben? Aber ein möglichst schnell wirkendes!"

„In einer Viertelstunde."

„Gut, in einer Viertelstunde den sichersten Tod bringend. Wie steht es aber mit der etwaigen Anwendung eines Gegengiftes?"

„Für das Mittel, das ich Euch geben werde, hilft kein Gegengift auf Erden."

„Desto besser. Hm, mich schaudert es doch vor solcher geheimer Tücke und lieber würde ich den Gegner im offenen Kampfe besiegen, wäre es anders hier möglich."

„Ach, gnädiges Fräulein," versetzte die Sibylle in beruhigendem Tone, „darüber dürft Ihr Euch nicht bekümmern. Ihr habt keine Idee, wie häufig dies in unseren Zeiten vorkommt."

„Wie? So oft geschieht dies?"

„Beinahe täglich. Mancher reiche Geizhals findet durch die zärtliche Neigung, welche sein Erbe seinen Geldsäcken schenkt, den Weg zum ewigen Jenseits; wie mancher Ehegatte stört mit seinen Begriffen von Pflichten die Ruhe seiner ihn nicht liebenden Gattin nimmermehr, wenn sie das Geheimniß ergründet hat, sich von ihm zu befreien; wie viele Geheimnisse eines kraftvollen und klugen Mannes finden stille Aufbewahrung auf dem Friedhofe, während

sie sonst zu viel Lärmen in der Welt gemacht hätten und auch wie manches arme Mädchen, das dem Verräther endlich zur Last geworden, findet den zerstörten Seelenfrieden durch dieselbe Hand, welche ihr ihn geraubt hat."

„Freilich," entgegnete bitter Elsbeth, „da gibt es vielerlei Abstufungen in so zarten Dingen und die entsetzliche Nothwendigkeit rechtfertigt in den Augen der Betheiligten eine That, die sonst ein Verbrechen genannt werden muß. Also häufig geschieht dergleichen?"

„O ja, Fräulein; gewiß vergeht keine Woche, ohne daß ein Stein von trauernden Freunden zum Gedächtniß derjenigen aufgerichtet wird, die sie gerne vergessen möchten, und ist einmal die Erde über das Grab geschaufelt, so ist es von keinem Belange, auf welche Art der darunter Liegende um's Leben gekommen. Und sagt selbst — ist es nicht für gar Viele eine Wohlthat, wenn ihnen das Leben um einige kummervolle Jahre verkürzt wird? Die Welt ist jetzt traurig und voll Sorgen, holdes Fräulein, das wißt Ihr so gut als ich — die man mich eben jetzt hart um das Miethgeld für meine Wohnung drängt, trotzdem ich nicht weiß, woher dieselbe nehmen."

„Da!" herrschte Elsbeth und warf einen vollen Geldbeutel auf den Tisch. „Aber nun gebt mir die heilsame Tinctur für den ewigen Frieden."

Die Sibylle ergriff des Fräuleins Hand, um selbe zu küssen, aber Elsbeth fuhr zurück, als hätte sie eine Schlange gestochen.

„Laßt die Narrheiten! Gebt lieber schnell das Mittel. Ich habe gehört, daß Katharina von Frankreich in derlei

Fällen gut bedient wurde und daß die von ihr Gefürchteten wie durch Zaubermittel verschwanden. Das Riechen an einem Blumenstrauß, ein paar duftende Handschuhe, ein Becher voll süßen Weines säuberte in wenigen Stunden ihren Hof von Personen, die ihr lästig fielen."

„Das dürften zumeist Märchen sein, gnädige Herrin, ausgenommen der Wein. Ich bezweifle es durchaus nicht, daß Frau Katharina sich von ihren Feinden durch die besten Mittel befreite, welche sie aufbringen konnte, aber Gerüche, die tödten, müssen starke Parfums sein, taugen höchstens für nervenschwache Weiber, während der Mann etwas Solideres bedarf. Dann kommt auch viel auf die Nationalität des Betreffenden an. Bevor ich Euch das Gewünschte verabreiche, müßt Ihr mir sagen, welcher Nation euer Feind angehört. Ist es ein Engländer, ein Deutscher, einer aus der heißen Zone, ein Spanier, Franzose; aus welchem Lande stammt er?"

Die schlaue Hexe erwartete in sichtbarer Spannung Elsbeth's Antwort, denn von derselben hing es ab zu errathen, wer das dem Tode geweihte Opfer sei.

„Es ist ein Franzose," lispelte zögernd das Fräulein.

„Also der französische Hauptagent," dachte sich die Schelle, während sie in ihrem Kasten herumkramte. Dann setzte sie laut hinzu: „Ein Franzose? Der ist feuriger Natur und muß ein feingemischtes Pülverchen haben. Nun, so nehmt dies hier und mischt es in sein Getränke, das ein paar Secunden lang die Farbe ändern, bald aber wie früher klar sein wird. Der Tod erfolgt schmerzlos, in einer Viertelstunde darauf und dann wie der Blitz."

„Gelingt die That, sollt Ihr noch einmal soviel haben, als ich Euch eben gegeben. Einstweilen lebt wohl!"

Mit einem gnädigen Handwinke wies Elsbeth die Begleitung der Sibylle zurück, bestieg ihre Sänfte und ließ sich nach Hause tragen.

Daselbst rief sie nach ihrem Kammerdiener Balthasar.

Wir kennen diese Person als Capitän „Leicheneule" bereits aus diesem Capitel und müssen selbe nur näher beschreiben, um den Lesern ein Bild dieses Mannes — einer der Lanzettenritter, welcher dem ungarischen Fräulein als Acacia's Spion beigegeben war — zu liefern.

Für gewöhnlich erschien Capitän La Hulotte auf der Gasse als ein Mann von grimmigem Aeußeren, voll Narben und seines linken Auges beraubt, dessen angebliche Höhle mit einem ungeheuren schwarzen Pflaster bedeckt war. Das Gesicht hatte eine Färbung, welche seine Liebe zur Flasche darthat und die ungewöhnlich große Nase war vom schönsten Karfunkel. Seine Statur zeigte sich von mittlerer Größe, kräftigem Gliederbau und von ansehnlicher Beleibtheit, welche jedoch seine Beweglichkeit nicht hinderte. Angezogen war er mit einem Wamms und Mantel von dunklem Tuche, sehr beschmutzt und verschossen, auch mit sehr abgewetzten Goldborten besetzt, er trug Stulpenstiefel mit ungeheuren trichterförmigen Schäften, Sporen mit gewaltigen Rädern und einem Raufdegen von martialischester Länge. Das Haar quoll wirr, schwarz und lang hinter dem Hute hervor und dieser letztere war mit grimmigstem Anstande schief auf das eine Ohr gesetzt. Ein langer schwarzer Vollbart setzte der ganzen Visage die Krone auf.

So gab sich der Capitän — ein Titel, den damals jeder solche Strolch sich selbst beilegte — auf der Gasse.

In Fräulein Elsbeth's Hause hätte den Mann Niemand erkannt.

Ein ehrwürdiger Greis mit Silberhaaren und weißem, buschigem Schnurbarte, das Antlitz bleich, das Auge geröthet und wie in schmerzlicher Entsagung blickend, die Nase proportionirt, der Gang nicht kräftig, aber noch immer rüstig. So wies sich Balthasar, Kammerdiener, Haushofmeister oder Factotum des Fräuleins Elsbeth. Er trug auch die einfache Kleidung der noblen Herrendiener.

Der Berufene stand ehrerbietig vor seiner Gebieterin.

„Lieber Balthasar, ich habe einige gewichtige Worte mit Ihnen zu plaudern. Setzen Sie sich zu mir."

„O, gnädigstes Fräulein," erwiderte der würdige Greis, „nicht doch; ich weiß zu gut, welche Stellung mir, selbst bei der vertraulichsten Mittheilung, zukommt. Ich werde um Erlaubniß bitten, vor Ihnen stehen zu bleiben."

„Nach Ihrem Gefallen. Ich will Ihnen vorerst einen Theil Ihrer Lebensgeschichte zurückrufen und zwar den, der Sie in mein Haus gebracht."

„Oh, meine theure, gnädige Gebieterin!" rief der Greis und fuhr mit der Hand nach den Augen.

„Verzeihen Sie mir, daß ich die traurigste Epoche Ihres Lebens Ihnen in das Gedächtniß zurückrufe. Es ist dies nicht Grausamkeit meinerseits, es ist die Nothwendigkeit für das Weiterfolgende. Also, lieber Balthasar, ich fand Sie auf einer Reise in Ungarn, nahe der Gränze, halb verschmachtet, in elenden Lumpen und nahm Sie in die nächste

Herberge mit. Dort nährte und kleidete ich Sie und schenkte Ihnen das Nöthige zum weiteren Fortkommen. Sie erzählten mir auf meine Aufforderung, nachdem ich lange in Sie hatte dringen müssen, Ihre Geschichte. Es war die so vieler Väter zu allen Zeiten. Ein junger Cavalier am Hofe des Königs von Frankreich hatte Ihre einzige Tochter, ein Wunder an Schönheit, Sittsamkeit und Tugend, bethört, das Mädchen barg die Schande ihres Verlassenseins in den Wellen und Sie verließen die Heimat, um dem Verführer — der eine politische Mission nach Ungarn erhielt — zu folgen, Ihr armes Kind zu rächen und den schändlichen Bösewicht mit seinem Leben das zertrümmerte Lebensglück bezahlen zu lassen."

Balthasar, welcher sich während dieser kurzen Erzählung auf das Verzweifelndste geberdete, rief nun aus: „Ja, es ist so; oh, fände ich das Ungeheuer, um endlich meinen Schwur zu lösen!"

„Gedulden Sie sich. Sie erzählten mir damals, daß Sie seiner Spur bis nach Ungarn gefolgt wären, daß aber hier, in Folge des Mangels aller Subsistenzmittel, Ihre Kraft Sie verlassen und daß Sie im Begriffe waren, ungerächt und erbärmlich zu Grunde zu gehen. Ich bot Ihnen an, mir nach Wien zu folgen, meinen Intendanten vorzustellen und Sie haben jetzt ein anständiges Auskommen."

„Oh, meine gütige Gebieterin!" rief Balthasar und küßte innigst gerührt die ihm dargereichte Hand.

„Ich war," fuhr Elsbeth fort, „mehr Ihre Freundin, mehr Ihre Trösterin, als Ihre strenge Herrin und Sie gelobten mir feierlich, sich gänzlich meinem Dienste, meinen

Interessen zu weihen, selbst das Leben für mich zu lassen, wenn ich Ihrer im Augenblicke der Gefahr bedürfe."

Balthasar wiederholte sogleich den Eid, indem er, mit stummer Geberde die Hände auf die Brust legend, gen Himmel blickte.

„Mein Freund und treuer Diener, die Gelegenheit ist nun da."

Eine abermalige stumme und rührende Geberde Balthasar's drückte seine Bereitschaft aus.

„Ich weiß, ich kann auf Sie zählen; aber damit gar kein Hinderniß Sie wankend mache, so rufe ich in Ihr Gedächtniß den Namen jenes Mannes zurück, der Sie und Ihr einziges Kind so unaussprechlich elend machte. Es ist — Chevalier Roger Acacia!"

Ein fürchterlicher Schrei der Wuth entrang sich der Brust des alten Mannes und stöhnend sank er, das Gesicht in den Händen bergend, auf einen Armsessel.

„Erholen Sie sich, Balthasar," fuhr Elsbeth fort, „ich mußte Ihnen den Namen erneuen, weil ich jetzt dessen Heilung in Händen habe. Acacia ist derselbe Mann, an den ich will."

„Wie, er ist hier in Wien, der Schändliche?"

„Er ist hier, und wenn ich Ihnen dies bisher verhehlte, so geschah es nur deshalb, weil die Gelegenheit mir nicht passend erschien, um Ihnen eine sicher tödtende Rache zu gewähren."

„Dumme Zigeunerin!" dachte sich Balthasar, das heißt Capitän „Teufelsnerle." Aber sein Gesicht drückte fanatische Bewunderung seiner weisen Gebieterin aus.

„Also, die Rache liegt in Ihrer Gewalt, und zugleich wird auch meinem Schmerze gerechte Sühnung.“

„Sprechen Sie, theuerstes Fräulein, was muß ich thun, wie gelange ich an ihn, meine Hand ist nicht so schwach, um daß nicht mein Dolch den Weg zu seinem Herzen fände.“

„Nichts da, dem Dolche dürfen wir nicht vertrauen. Hier aber, dem Papiere.“

„Ich errathe. Gift —“

„Unwiderruflich tödtendes Gift.“

„Aber wie kann ich in seine Nähe gelangen, wie es ihm beibringen?“

„Hören Sie aufmerksam zu.

„Der Chevalier gibt morgen, als am Vorabende seines Geburtsfestes eine große Abendtafel. Ich bin dazu geladen und werde, wie es hier gebräuchlich ist, meinen Haushofmeister zur Bedienung mitnehmen. Sie stehen während des Soupers hinter meinem Sessel, der sich bei solchen Gelegenheiten stets neben dem des Hausherrn befindet, reichen mir die Speisen und Getränke, erweisen mir überhaupt alle die Dienstleistungen, die einem Majordom zukommen.“

„Ich begreife aber noch immer nicht — “

„Warten Sie, es kommt gleich der Plan zur That. Bei diesem Schmause werden die feinsten Speisen mit den edelsten Weinen wetteifern. Man muß diese verschiedenen Umstände für sich nutzbar machen und derartige Maßregeln nehmen, daß —“

„Daß?“ wiederholte Balthasar ehrerbietigen Tones.

„Daß der Chevalier von der Tafel nicht mehr aufsteht! Es wird dann heißen die leckere Kost, die feurigen Weine, die schwüle Zimmerluft oder dergleichen habe einen Schlagfluß herbeigeführt."

„Aber wie das Gift in sein Glas schütten? An der Tafel bemerken dies die andern Gäste."

„Ganz recht, sinnen Sie auf ein Mittel."

Balthasar schwieg eine Weile, mit gesenktem Kopfe und die Hand am Kinne, überlegend. Dann stammelte er einzelne Sätze.

„Man muß ihn auf einen Moment zu entfernen suchen."

„Richtig."

„Auch die Gesellschaft muß durch irgend einen Umstand in Aufregung gebracht werden, so daß sie von der Tafel aufsteht und sich in Gruppen auflöst."

„Prächtig!"

„Während dieser allgemeinen Verwirrung leere ich das Pülverchen in seinen Becher."

„Herrlich! Halt! Ich habe den Plan des Trauerspiels."

„Wie so?"

Elsbeth flüsterte dem Genossen einige Worte in das Ohr.

„Ihr seid sublim!"

„Und dann" — abermaliges Geflüster.

„Ich werde Euch die deutlichsten Zeichen winken, seid dessen sicher. Also Dank, mein theures Fräulein, daß Ihr mir die Mittel an die Hand gebt, mein armes, geopfertes Kind zu rächen. Ich bin mit Leib und Seele der Eurige."

Balthasar warf sich vor Elsbeth auf die Kniee, drückte ihre Hand an seine Lippen und schluchzte wie ein Kind.

Fürwahr, wenn es damals schon stehende Theater gegeben hätte, so würde er der bedeutendsten Bühne der Welt keine Schande gemacht haben.

„Also, Balthasar, morgen Abend — an die Arbeit.“ Mit diesen Worten verabschiedete ihn das Fräulein Elsbeth.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Capitän „Leicheneule“ an der Arbeit.

Es war am Vorabende von Acacia's Geburtsfeste. In seiner Wohnung — in einem Hause der heutigen Schenkenstraße*), welches, da es dem Minoriten-Friedhofe zugekehrt war, damals „auf dem Freythoff“ genannt wurde — waren zu einer glänzenden Tafel sämmtliche Lanzettenritter geladen, welche aber hier nicht in ihren düsteren Verkleidungen, sondern in reichen Anzügen, wie sie dem Feste zukamen, sich einfanden. Nebstdem waren alle jene Personen beigezogen, welche in irgend einer Weise mit dem französischen Agenten in politischer Verbindung standen. Die Gesellschaft kannte sich untereinander nur in soweit, als Alle wußten, daß sie gegen die Macht des deutschen Kaisers operirten.

*) Unter diesem Namen kommt die Straße bereits um 1230 urkundlich vor und stammt diese Benennung von dem alten Geschlechte der „Schenken von Landshag“, die in dieser Gegend damals mehrere Häuser besaßen. Der Minnesänger Seifrid Helbling erwähnt bereits dieses Umstandes.

Die Gesellschaft war versammelt und — mit Ausnahme des Fräuleins Elsbeth, welche bei solchen Gelegenheiten an Acacia's Seite die Honneurs zu machen die Auszeichnung hatte — fehlte Niemand. Fräulein Elsbeth war deshalb noch nicht anwesend, weil der Chevalier ihr eine spätere Zeit zu ihrem Erscheinen vorgezeichnet hatte.

Man bildete sich in Gruppen und besprach seine Interessen. Da ertönte die Stimme Acacia's, der um allgemeine, ungetheilte Aufmerksamkeit bat.

Das Getöse der lauten Conversation verstummte augenblicklich.

„Geehrte Versammlung!“ so begann Acacia seine Ansprache. „Es wird Euch nicht wenig überraschen, wenn ich Euch sage, daß hier binnen kurzer Zeit das ernsteste und düsterste Trauerspiel, welches nur gedacht werden kann, aufgeführt werden soll.“

Allgemeine Bewegung.

„Was ich sage, ist die volle Wahrheit. Es beabsichtigt Jemand in diesem Saale ein merkwürdiges Trauerspiel in Scene zu setzen. In demselben spielen zwei Hauptpersonen mit — ein Henker und ein Opfer. Der Henker ist Fräulein Elsbeth, das Opfer bin ich!“

Furchtbare Erregung.

„Indessen beruhigt Euch,“ sagte Acacia lachend, „die Spielpartie ist zwischen den beiden Personen so ungleich, daß Ihr, wie ich, darüber lachen könnt. Es ist unzweifelhaft, daß das Fräulein ein schönes Weib, voll der raffinirtesten Künste ist. Das wird Niemand läugnen; und diese Tugenden hat überdies, wo es sich um eine so schwierige

Execution handelt, ihre Anstalten so vortrefflich berechnet, das Werkzeug so fein bereit gelegt, die Scenerie in so überlegener Weise geordnet, daß ich der Erste bin, ihrer satanischen Schlauheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Würde sie nur mich bedrohen, so ließe ich sie am Leben, da sie aber drohte, uns Alle zu verrathen, so muß sie sterben. So schlau sie alles eingeleitet hat, mangelt ihrem schönen Baugerüste die Grundlage . . . . . Das Opfer nämlich hat durch das einzige nothwendige Werkzeug bereits das ganze Geheimniß erfahren."

„Und wie soll sich die Scenerie arrangiren?" fragte Prinz Dachem. „Denn daß sie statt Eurer fällt, ist doch klar."

„Lieben Sie die Musik, meine Verehrten?" fuhr Acacia fort. „Nun gut, wir werden eine schöne Serenade bekommen. Während wir an der Tafel sind, wird von der Straße aus eine Harmonie ertönen und unsere Sinne in süßen Wohllaut wiegen. Wir werden lauschen, wir werden uns für die Schönheit dieser von der reinen Abendluft zu uns getragenen Gesänge begeistern; sodann werdet Ihr plötzlich begreifen, daß diese Serenade mir, dem Gefeierten, gilt. Ihr werdet mit sichtbarer Befriedigung eure Augen auf mich richten, und wenn die Musik geendet haben wird, wird man den Ruf: „Es lebe der Chevalier!" unten auf der Straße hören. Ihr werdet von dem reizenden Arrangement entzückt sein und ich werde höflichkeitshalber aufstehen, zum Fenster treten und meinen unbekannten Verehrern danken müssen. Würde ich es nicht allsogleich thun, würde mich Fräulein Elsbeth an meine Pflicht

mahnen, ja selbst mich sanft zum geöffneten Fenster ziehen — über diesen Punct ist man bereits einig. Ich werde mich daher nicht sträuben und Ihr, verehrte Gesellschaft, werdet mir natürlich folgen, um auch euren Theil an den Ovationen zu erhalten. Auch die Diener hinter euren Stühlen werden sich hinter Euch schaaren — bis auf Einen — den Haushofmeister von Fräulein Elsbeth, der minder gelenkig als die andern, weil ein silberhaariger Greis, sich um einige Minuten verzögern und etwas länger hinter dem Stuhle des Fräuleins, der gerade neben dem meinigen steht, bleiben wird. Werfen Sie aber den Blick auf ihn, so werden Sie ihn in meinen Becher ein weißliches Pülverchen geben sehen, dessen Wirkung binnen wenigen Minuten nach dem Genusse des Getränkes schlagend sein wird. Währenddem wird die Musik unten auf der Gasse fortfahren Hymnen zu meinem Lobe zu spielen, es wird der Sänger sich mühen, in grausamster Ironie mir langes Leben wünschen, Alles, ohne daß die braven Leute dabei Uebl[illegible] denken und die Ahnung haben werden, daß gerade die Klänge das Signal zu einem raschen Tode sein sollen. Wenn also die kleinen Vorkehrungen für mein seliges Ende geschlossen sind, wird der Haushofmeister dem Fräulein einen Wink geben, die Musik wird sich nach Hause trollen, wir kehren zur Tafel zurück und — eine Viertelstunde darauf hat mich, in Folge der Freude und Aufregung, des mehr als gewöhnlichen Speise- und Weingenusses, ein einfacher Schlagfluß getroffen."

„Unerhört!" rief Alles durcheinander.

„Aber," fragte endlich Einer aus der Gesellschaft,

„Sie werden Ihre Vorkehrungen getroffen haben, um diesem Schicksale zu entgehen; Sie werden einen anderen Becher verlangen und die Geschichte ist zu Ende."

„Oh, mein Herr, Sie irren da gewaltig, und Ihre Schlußfolgerung würde zu nichts führen. Sie sind Alle hier nicht verhindert vorauszusetzen, daß Elsbeth mit mir einverstanden sei, um Ihnen eine Komödie vorzuspielen und um uns in Ihren Augen wichtig zu machen. Ich würde vielleicht den Großmüthigen spielen und dem Fräulein verzeihen, worauf wir Sie später insgeheim tüchtig auslachen."

„Ich bewahre, Ihre Versicherung genügt" —

„Entschuldigen Sie, verbeute Anwesende, es handelt sich hier, Ihnen neuerdings einen Beweis meines Vertrauens, nebstbei aber auch einen Beweis zu geben, wie ich Verräther an der guten Sache bestrafe. Ich wiederhole nochmals, daß ich das Fräulein begnadigen würde, wenn es auf einen gewöhnlichen Meuchelmord an meiner Privatperson abgesehen wäre; da sie aber uns Alle opfern will, um nur dem Publikum, das sie sich erkoren, zu erretten, so trifft sie meine gerechte Rache. Ich gönne Ihnen meine lieben Gäste, überdies auch gerne das Vergnügen einer gelungenen Ueberraschung. Doch jetzt genug von der Sache. Ich befehle Ihnen Allen, die umherstehenden Waffen anzunehmen, sich an Freundlichkeit bei Fräulein Elsbeth zu überbieten und ohne das mindeste Merkmal von Erkennung der Situation zu geben, zu erwarten, was ich Ihnen für ein Spiel darbieten werde."

In diesem Augenblicke veränderten sich alle Mienen, man gruppirte sich wie früher und als bald darauf Fräulein

Elsbeth eintrat, mußte sie die Ueberzeugung haben, daß kein Mensch ihr Vorhaben ahne.

Acacia eilte auf Elsbeth zu, welche eine schwarze Schleife an ihre Brust geheftet trug, und umarmte sie mit freudigster Bewegung.

„Dank, tausend Dank!“ flüsterte er ihr dabei in's Ohr. „Ich wußte, daß unsere treue Bündnerin uns wegen einer Privatleidenschaft nicht im Stiche lassen würde. Dafür rechnen Sie auf die unbegränzte Dankbarkeit des Bundes — insbesondere meinerseits.“

Die Stunde des Soupers schlug. Die Diener traten ein und meldeten, daß die Tafel im Nebensaale aufgeschlagen sei. Dieselbe ächzte unter der überschwenglichen Fülle der angerichteten, kostbaren Speisen, unter der Last der schimmernden Candelabers und der Goldservice. Acacia nahm als Wirth das Ende des Tisches ein und lud mit liebenswürdigster Miene das Fräulein Elsbeth auf den Ehrenplatz neben sich.

Die Dienerschaft gruppirte sich hinter ihre Herrschaften. Hinter Elsbeth's Stuhle stand der greise Balthasar.

„Sie müssen, holde Königin des Festes,“ sagte Roger, „heute ein Uebriges thun und Ihren alten Seladon auch ein wenig für mich arbeiten lassen, denn mein Majordom ist mit der Hauptaufsicht über die ganze Dienerschaft betraut. Ich werde denselben Ihnen nicht oft entziehen.“

Ein Freudenblitz funkelte in Elsbeth's Augen, der indeß sogleich wieder erlosch und von Niemanden bemerkt worden zu sein schien. Und doch hatte Jedermann im Saale Aug

und Ohr für die drei Schweizer des Dramas — Acacia, Elsbeth und Balthasar.

Es schlug Mitternacht.

Auf der Straße vor dem Hause ertönte plötzlich eine reizende Musik und ein Sängerchor fiel bald in dieselbe ein.

„Was ist das?“ rief Acacia überrascht.

„Fürwahr ein herrlicher Gedanke!“ meinte Elsbeth. „Der Arrangeur dieser Serenade zu Ehren unseres Gebieters soll für diesen Göttergedanken einen Kuß von mir erhalten.“

„Hören Sie doch, hören Sie!“ sagte Acacia. „Der Text ist sicher ebenso sinnreich, wie die Musik.“

Man lauschte aufmerksam und vernahm einen schönen Vers auf die diplomatischen Verdienste des gefeierten Agenten.

„Der Gesang ist ganz der Gelegenheit angemessen,“ rief Elsbeth.

Nach Beendigung desselben ertönte es dreimal unten: „Es lebe Chevalier Acacia!“

Wie durch electrische Eingebung erhoben sich alle Gäste und stimmten dem Rufe mit einstimmigem Jubel nach.

Nur Acacia sprach kein Wort, sondern spielte wie nachdenkend mit seinem Becher.

„So hören Sie doch, Mayer,“ ließ sich das Fräulein ungeduldig vernehmen, „antworten Sie mit einem Gegenspruche.“

Acacia leerte den Becher in kleinen Zügen und blieb wie unempfindlich.

Auf der Gasse dauerten die Huldigungen fort.

„Aber Roger," fuhr Elsbeth, noch ungeduldiger werdend, fort, „lassen Sie doch die braven Leute sich nicht heiser schreien. Sie erwarten Ihren Anblick, Ihr freundliches Zulächeln als Belohnung."

Einer der Gäste trat ans Fenster und öffnete es.

„Man ruft Sie, Chevalier. Alles schwenkt die Hüte."

„Nun," sagte ruhig Acacia, „da sie mich rufen, muß ich mich wohl zeigen. Kommt, Freunde, und dankt mit mir den braven Musikern."

Acacia stand auf, setzte den noch halbvollen Becher nieder und trat langsam zum offenen Fenster. Die sämmtlichen Gäste folgten nach und vertheilten sich an den übrigen Fenstern. Die Tafel war leer und Balthasar schüttete schnell das Pulver in Acacia's Becher, den er wieder niedersetzte, dann füllte er auch Elsbeth's Becher halb mit Wein und stellte ihn an seinen Platz.

Währenddem hatte der Chevalier sich mehrere Male dankend verneigt und den Musikern eine reiche Gabe zugeworfen. Diese entfernten sich endlich mit vielmaligem Jubelgeschrei.

„Wollen wir uns nicht wieder zur Tafel begeben?" fragte der Chevalier.

„Natürlich," erwiderte Elsbeth. „Erstens haben wir das Souper noch nicht beendet und dann müssen wir ja noch mehrere Becher auf das Wohl unsers Beschützers leeren."

„Zur Tafel! zur Tafel!" so rief es von allen Seiten.

„Auf Ihr Wohl, Chevalier Acacia!" rief sodann Fräulein Elsbeth, zuerst ihren Becher erhebend und einen fragenden Blick auf ihren Haushofmeister werfend, den dieser unbemerkt bejahte.

Acacia wechselte einen flüchtigen Blick mit Balthasar und leerte seinen Becher dann langsam bis zum letzten Tropfen in einem Zuge.

Alle Gäste tranken mit. Nur Elsbeth hatte den Wein unberührt gelassen.

„Wie?“ sagte Acacia zu ihr. „Sie haben meine Gesundheit ausgebracht, und nur Sie allein haben nicht mitgetrunken?“

„Entschuldigen Sie, ich vergaß darauf,“ antwortete Elsbeth und leerte ihren Becher mit einem Zuge. „Sie verzeihen mir, Chevalier, nicht wahr?“

„Ich verzeihe Ihnen!“ versetzte der Chevalier. „Nun aber brauche jedoch auch ich Ihre Verzeihung. Nicht wahr, Sie gehören unter meine größten Verehrer?“

„Und unter die aufrichtigsten, ich schwöre es Ihnen!“ erwiderte Elsbeth, die Hand aufs Herz legend.

„Sie rechnen es sich auch zum größten Vergnügen, mich Ihren Freund nennen zu können?“

„Ohne allen Zweifel.“

„Ich habe dies errathen und mich daher entschlossen, so eben, ohne daß Sie es ahnten, unsern Freundschaftsbund unauflöslich zu machen.“

„Ich verstehe kein Wort,“ sagte Elsbeth etwas beunruhigt.

„Sie sollen mich sogleich verstehen. Während des Gastmahles hier kam mir gerade eine Erinnerung aus dem Hirtenleben deutschen Volkes, wo ich geboren bin. In den ländlichen Gebräuchen liegt doch stets etwas Freundliches und Gutes! Auch bewahren die Leute von dorther

gewisse Schwächen, die eher ehrwürdig als lächerlich sind. So auch hier. Es gibt in dem Ländchen ein altes Vorurtheil, welches meine Landsleute so wenig antasten lassen, wie einen Glaubensartikel, wie zum Beispiel die Einbildung, eigentlich vielmehr Ueberzeugung, daß die Lippen irgend einer Person, wenn sie den Rand des Glases oder Bechers berühren, zu gleicher Zeit darauf die vertraulichsten Gedanken, die innigsten Geheimnisse des Herzens austauschen."

„Aber Chevalier, wie kann dies die Gesellschaft hier interessiren?" fragte noch unruhiger Elsbeth.

„Es interessirt sie für den Augenblick mehr als alles Andere. Für Sie, Fräulein, insbesondere, die Sie heute eine so besondere Theilnahme für mich an den Tag legten, wird es sehr erfreulich sein, zu vernehmen, daß ich — um zwischen uns ewige Freundschaft zu gründen — Sie aus meinem Becher trinken ließ und ich aus dem Ihrigen getrunken habe."

„Was sagen Sie da?" rief Elsbeth entsetzt. „Mein Becher da vor mir?"

„Ist der, welcher früher auf meinem Platze stand."

„Nein, nein," stammelte Elsbeth schreckensbleich, „das kann, das darf nicht sein! Gestehen Sie es, Sie wollen über mich nur lachen!"

„Lachen? Ganz natürlich. Um das zu können, gab ich, als Ihr Balthasar sich vor wenigen Minuten entfernte, vom Fenster aus meinem Haushofmeister einen Wink, den sonst Niemand bemerkte, und der brave Mann hat alsogleich unsere Becher mit einander verwechselt, so daß ich den Ihrigen, Sie den meinen geleert haben."

„Gräßliches Mißgeschick!“ stöhnte Elsbeth mit heiserer, tonloser Stimme. Dann brach sie in verzweiflungsvolles Lachen aus.

„Nun sehen Sie,“ nahm Acacia das Wort, „jetzt lachen Sie selbst, das wußte ich wohl. Aber Sie lachen wie die Verdammten lachen, indem Sie mit den Zähnen knirschen. Doch, was ist Ihnen — Sie erbleichen zu Tode“ —

„Es ist erlogen, es muß erlogen sein!“ rief Elsbeth aufstehend und sich mit den schönen Fingern das schweißtriefende Haar zerraufend. „Sie haben nicht die Becher verwechselt; Sie lügen!“

Ihr Auge wurde starr; die Gesellschaft beobachtete bei diesem Drama, das nun seinem Ende nahte, die größte Stille.

Elsbeth's Gesicht verzog sich nun auf schauerliche Weise; der bläuliche Kreis, welcher ihre Augenlider umgab, wurde immer größer; sie entfernte sich von der Tafel, stützte sich mit einer Art Wuth auf die Beine, welche ihren Körper kaum mehr tragen wollten und rief beständig: „Mein Gegengift dafür! Mein Gegengift dafür!“ Endlich fingen die Zähne an zu klappern, die Zunge wälzte sich im vertrocknetem Munde und stieß kaum hörbar röchelnd die Worte heraus: „Roger — verflucht — verflucht Ihr Alle! Ich bin verloren! — Mein Bräutigam heißt Tod! — Tod!“

Sie versuchte noch mehrere Flüche auszustoßen, aber sie hatte keine Stimme mehr. Die Kräfte waren gebrochen. Noch drei Schritte taumelte sie auf's Geradewohl vorwärts, mit so wüthender Verzweiflung klammerte sie sich an einen

Wandpfeiler, daß ihre Nägel blutige Spuren daran zurückließen, welche letzte übermenschliche Anstrengung sie vollends vernichtete. Sie fiel rücklings zu Boden.

Elsbeth war todt! —

Die ganze Scene hatte nur eine Viertelstunde gedauert.

Acacia warf einen Blick auf den zu seinen Füßen hingestreckten Leichnam und sagte volltönend: „Ich hätte sie begnadigen können, aber die Politik unseres Bundes hat es nicht erlaubt. Das Fest, meine geehrten Gäste, ist zu Ende."

„Und Balthasar, was thut Ihr mit dem?" fragen Mehrere.

„Ja richtig, Balthasar," sagte Acacia. „Heda, Balthasar, komm' einmal her!"

Der Gerufene erschien.

„Geh, zeige Dich doch der Gesellschaft in deiner wahren Gestalt."

Balthasar nahm die weiße Perrücke ab, entfernte den Schnurbart und zeigte das Gesicht eines beinahe seraphartigen, höchstens im Alter von zwanzig Jahren stehenden Bürschchens, mit einem höchst reizenden Tituskopfe.

„Capitän la Hulotte!!" rief alles erstaunt.

„Richtig, Capitän la Hulotte, mein Spion in Fräulein Elsbeth's Hause."

Wir haben nun den Lesern die wahre Gestalt des sogenannten Capitän „Leichencule" gezeigt.

Das Bürschchen war gewiß der größte Schauspieler der damaligen Zeit.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Das große Sterben in Wien.

Die Pest machte unterdessen ihre Fortschritte. Im Monate April starben [illegible] Personen, im Mai 2727, im Juni 6537, im Juli 7607, im August 4317, und zwar in der innern Stadt allein, in den Vorstädten stark eine noch größere Anzahl.

Kaiser Leopold, wie bei allen Gefahren, die ihn je bedrohten, voll Glauben und Vertrauen auf den Schutz des Allerhöchsten, sorgte wie ein Vater für die Rettung seines Volkes. Die Kranken wurden nach dem Lazarethe gebracht und da dieses nur den kleinsten Theil derselben fassen konnte, so befahl Leopold die größten Häuser, namentlich in den Vorstädten, zu räumen und zu Spitälern einzurichten. Aerzte, Wundärzte und Wärter erhielten reichen Lohn, um den Dienst in diesen Siechenhäusern zu versehen. Der Umgang der Gesunden mit den Kranken wurde auf alle mögliche Weise abgeschnitten und jede größere Versammlung von Menschen in den Häusern, wie auf den öffentlichen Plätzen untersagt. Nach einer weiteren Verfügung wurden die Todten, für deren Begräbniß Anfangs zuweilen nachlässig gesorgt worden war, erst in die Kirchhöfe der Stadt, später aber nach den Gottesäckern außerhalb der Vorstädte, mit großer Eile und aller Vorsicht abgeführt. Aber die immer heftiger auftretende Seuche machte alle Maßregeln zu nichte.

Obgleich der Engel des Todes täglich mehrere hundert Opfer hinwegraffte, ungeachtet es fast kein Haus mehr gab, aus dem nicht einige Bewohner hinweggestorben waren, oder in den Spitälern auf den Tod erkrankt darniederlagen, blieb Kaiser Leopold mit seiner Familie und dem Hofstaate bis um die Mitte August in den Mauern von Wien, das unsägliche Elend seines unglücklichen Volkes bejammernd. Der Kaiser legte sogar acht Tage vor seiner Abreise noch in dem alten Schlosse auf dem Leopoldsberge den Grundstein zu der Kapelle, welche noch jetzt auf die Bewohner von Wien herabsieht, als ein steinernes Denkmal jener unvergeßlichen Schreckenszeit. Am 17. August begab er sich mit der Kaiserin und zahlreicher Begleitung nach Mariazell, um das Gottesbild in jenem berühmten Wallfahrtsorte mit dem bekannten großen silbernen Gitter zu schmücken, welches damals einen Werth von 30.000 Gulden haben mochte. Dort flehte der fromme Kaiser nochmals zu Gott dem Herrn, er möchte sich des unglücklichen österreichischen Volkes in Gnaden erbarmen. Die „jungen Herrschaften" wurden am 15. von Wien nach Znaim gesandt, wohin ihnen die verwittwete Kaiserin Eleonore folgte, um daselbst die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin zu erwarten, und sich dann mit denselben nach Prag zu begeben.

Die Abreise des Kaisers war das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Pestischer Schrecken herrschte in der Kaiserstadt. Wer sich noch für gesund hielt, wer Gold und Silber hinreichend hatte, um eine Reise zu unternehmen und sich anderswo ernähren zu können, wer nicht durch andere

Verhältnisse, oder durch heilige Pflichten zurückgehalten wurde, floh die Stadt des Jammers, entfernte sich aus dem Weichbilde. Es war schrecklich anzusehen, wie ganze Wägen voll, Edle und Bürgerliche, Reiche und Arme, Junge und Alte beiderlei Geschlechtes durch alle Straßen fortgeführt wurden.

Den Behörden kam die Flucht der Gesunden gerade nicht unerwünscht, denn sie lebten der Hoffnung, daß den Zurückgebliebenen mehr Raum, also auch mehr Sicherheit vor der Ansteckung geboten wurde, ja daß bei großer Abnahme der Bevölkerung die Seuche rascher enden würde.

Vergeblicher Wahn!

Die Grausenhaftigkeit der Epidemie steigerte sich, und als ob das allgemeine Wehe blos die Gegenwart der geheiligten kaiserlichen Majestät gescheut hätte, brach es nach der Abreise des Monarchen mit noch weit grimmigerer Wuth aus. Es schienen oft die sieben Thore der Stadt zu wenig, die Todten und Kranken hinauszubringen.

Wer für die Heilung der Kranken gesorgt hatte, war ein Opfer seines Muthes geworden, daher sich Niemand mehr getraute, einem Kranken zu nahen. Die Doctoren, Wundärzte und Wärter mußten in Ketten nach den Spitälern geschleppt werden.

Keine Regel sprach ohne Ausnahme. Derlei Ausnahmen waren Doctor Paul Sorbait, und der „türkische Chirurg" Schaik. Auch die Fremde sendete mehrere würdige Priester des alten Gottes Aeskulap, welche mit Muth und Eifer an die vielen Siechenbetten eilten. So kam z. B. Ludwig Vocatelli, ein Greis

von neunundsiebzig Jahren, ein berühmter Arzt, aus Wasland herbei, um die Pest zu studiren. Er war bekanntlich Erfinder des sogenannten „Vocatell-Balsams," einer Mischung aus Bernsteinöl, Wachs, Terpentin, persianischem Balsam und Drachenblut, zum innern wie zum äußern Gebrauche. Ein weiterer Helfer war der gefeierte Medicus Nicolaus Garelli aus Bologna, vom Kaiser eigens nach der österreichischen Hauptstadt berufen.

Auch ein Kind, das neunjährige Söhnlein jenes vorgenannten italienischen Arztes, Pius geheißen, beschämte ergraute Doctoren durch seinen Fleiß und seine Unerschrockenheit. Der Knabe untersuchte während des grausamsten Wüthens der Pest die Leichen, um dereinst selbst ein berühmter Arzt zu werden. Dieses tapfere Kind, obwohl blos gebrochen deutsch sprechend, erschien gar oftmal als Engel des Trostes an dem Schmerzenlager der Kranken. Er wurde insgemein „das Pestbuberl" genannt.

Als sich die Seuche immer bedrohlicher gestaltete, fehlte es bereits an Todtengräbern und Siechknechten. Täglich mußte die Trommel gerühret werden, um neue anzuwerben, und obwohl man Jedem, der sich dazu wollte gebrauchen lassen, wochentlich zwölf Gulden anbot, konnte man doch nicht Leute genug bekommen, weßwegen man zu einer außergewöhnlichen Maßregel schritt. Die Gefängnisse wurden geöffnet und die Verbrecher angewiesen, die Angesteckten nach den Spitälern zu tragen und die Todten zu begraben, zu welchem Geschäfte jedoch dennungeachtet die Lebenden kaum mehr hinreichen wollten.

Angst und Entsetzen lag auf den erblaßten Gesichtern. Der Mann scheute sich vor seinem Weibe, der Sohn vor dem Vater, die Schwester vor dem Zwillingsbruder. Wenn Freundschaft und Zärtlichkeit eine von diesen lebendigen Leichengestalten einer andern zuführte, so war es gewiß zu einem Lebewohl auf ewig, weil keiner wissen konnte, ob er den folgenden Tag noch erleben würde.

Von Stunde zu Stunde rollten nach allen Richtungen durch die Todtenstille der Stadt zu jedem Thore hinaus die mit entseelten Körpern gefüllten Wägen, auf welchen die Pestknechte aufluden, wen sie in Häusern oder auf dem Wege als Leiche auffanden oder gleichgiltig liegen ließen, wenn das traurige Fuhrwerk keinen weiteren Cadaver mehr zu fassen vermochte. Oft sah man bei solchen Gelegenheiten das noch lebende Kind an der entblößten Brust der erkalteten Mutter ruhen, oft gewahrte man mehrere Knaben und Mädchen, heulend vor Schmerz, an dem Halse der verblichenen Eltern hängen; denn nur das Geschrei der Witwen und Waisen, welche wie im Wahnsinne die Straßen oder die Wohnstätten durchirrten, unterbrach das düstere Schweigen und verkündete das wenige elende Leben, das noch zwischen den zahllosen Gräbern zu finden war. Um die Menge armer verwaister Kinder nicht gleichfalls dem Tode preiszugeben, wurden die verlassenen Kleinen mit gehöriger Vorsicht auf das Land gebracht und in Gegenden in Kost und Pflege gegeben, wohin die Schrecknisse der Seuche noch gar nicht gedrungen waren.

Die Schnelligkeit und Heftigkeit der Ansteckung war eine fabelhafte. Wir wollen nur ein Beispiel aus der

unendlichen Menge solcher Schreckensscenen geben. Ein Mann, welcher von einem Bettler um ein Almosen angesprochen wurde, warf dem armen Manne ein Silberstück zu. Zum Unglück entfiel ihm jedoch bei dieser Bewegung ein Brief, ohne daß er den Verlust gewahrte. Der Bettler, welcher den Keim der Seuche in sich trug, hob das Schreiben auf, und eilte damit seinem Wohlthäter nach; dieser steckte das Schreiben wieder zu sich, ward durch das bereits inficirte Papier angesteckt, und starb bald darauf als Opfer der Pest.

Unter all diesem Elende leuchtete hervor ein Cherub in Menschengestalt — der „Pestkönig," Karl Schwarzenberg. Es fehlen uns die Worte, um alle seine großherzigen Thaten niederzuschreiben.

Obgleich seit einigen Jahren mit der reizenden Dame Maria Anna Landgräfin von Sulz verheiratet, warf dieser echt ritterliche Mann der Pestjungfrau mit einer Seelengröße den Handschuh hin, die unerreicht in der Geschichte steht. Täglich ritt er am frühen Morgen und Nachmittag in den Straßen umher, sorgte für die Fortschaffung der Kranken in die Lazarethe, für Bestattung der Todten und Verhütung weiterer Ausbreitung der Seuche. Er begab sich in die Häuser, in die Spitäler mitten unter die Kranken und Todten, wo Tausende nur durch die verpestete Luft ihr Leben verloren hatten, ohne den mindesten Abscheu, um einigem Armen zu helfen und zu retten, so viel als möglich. Er beugte sich zu den Sterbenden nieder, tröstete sie, reichte ihnen Heilmittel, bedeckte ihre im Todeskampfe zitternden Glieder mit warmen Decken, operirte selbst, wenn gerade kein Arzt anwesend war, eigen-

händig die Pestbeulen, mit einem Worte, er war Wiens größter Wohlthäter zu dieser Zeit. Dabei sorgte er doch für die Justizpflege und ließ einmal neun Personen, welche, von der Habsucht angereizt, in die von Einwohnern entblößten Häuser — es waren deren bereits dreihundert in der Zahl, welche leer standen, da deren Bewohner sämmtlich ein Opfer der Pest geworden — eingestiegen waren, um da zu rauben, von der Stadt aufhängen. Das Gold wurde von ihm beinahe mit übervollen Händen weggeworfen, um die Armuth zu unterstützen, Theuerung hintanzuhalten und thätige Hülfe zu belohnen. Er soll sogar, wie die Tradition sagt, einmal eine Todtentrage, von der einer der Träger durch keine Summe zu bewegen war, sie weiter zu tragen, selbst fortschleppt haben, bis auf dem Wege nach dem Lazarethe ein anderer Träger sich fand.

Daß dieser uneigennützige Menschenfreund nicht selbst als Opfer fiel, gehört unter die Wunderthaten, welche der weise Schöpfer oft zuläßt. Der fromme Glaube derer, welchen er als Helfer und Erlöser erschien, ließ Manchem von ihnen erscheinen, als stehe hinter dem Fürsten ein Engel, der sein Schild der Krankheit entgegen halte. An Präservativmitteln gebrauchte er — auf Anrathen des Doctors Schack — täglich Früh und Abends kalte Waschungen am ganzen Leibe und säumte nicht, wenn er auf der Gasse oder in dem Spitälern ging, zeitweise auszuspucken, was ihm als gutes Mittel angerathen worden, da sich bei Epidemien gerne der Krankheitsstoff mit dem Speichel vermengt.

Diesem rettenden Genius gegenüber stand leider auch ein Teufel.

Es war dies der Todtengräber Unkner, welcher mit seinem Weibe auf eine Art wirthschaftete, die alle Begriffe übersteigt.

Man denke sich zwei Hyänen, die mit nimmersatter Gier in den Leichen wühlen, so hat man einen schwachen Begriff von der Art und Weise des Gebahrens dieses entmenschten Ehepaares.

Geld und Gut! Unermeßlicher Reichthum! Das war die Losung dieser entsetzlichen Geschöpfe. Bei dem Umstande, daß so viele Personen den Krankendienst flohen, oder starben, waren die Beiden als Wärter überall zu finden. Mit nimmermüder Hast durchflogen sie, wie Leichenvögel, die Stadt, bald in diesem, bald in jenem Hause weilend und überall Tod und Elend zurücklassend. Es lag ein eigener dichter Schleier über den Augen der Gerechtigkeit, denn trotzdem, daß Beide ihr Treiben vor allen Augen ausführten, bemerkte Niemand etwas Unrechtes. Und doch eigneten sie sich ohne Umstände die Kleider, Kostbarkeiten, Waarschaften und alles tragbare Eigenthum der an der Pest Verstorbenen zu, deren Häuser sie plünderten und die Beute karrenweise in ihre Behausung oder in die Katakomben schafften. Wer ihnen zur Betreuung anheimfiel, konnte gleich sein Testament machen, da Unkner, wie seine Ehehälfte, dessen Ende zu beschleunigen wußten. Entweder wurde das arme Opfer erwürgt, oder — selbst wenn es sich in der Genesung befand — ihm nochmals die Pest eingeimpft. Die Behörde konnte keine Leichenschau vornehmen

und übrigens an das Dasein solcher Scheusale dachte Niemand.

Dies die Geschichte des großen Sterbens im Allgemeinen. Wir dürfen nicht mehr darüber sagen, um die Leser nicht allzulange in der schauerlichen Stimmung zu lassen.

Wir haben bereits erwähnt, daß Furcht und Selbstsucht zur Parole, zum Losungsworte der Mehrzahl der Bewohner von Wien geworden. Hauseigenthümer schlossen sich in ihre Häuser ein, die Palais der Großen wurden gleichfalls abgesperrt, zu Wallwerken umgestaltet.

Graf Steineck machte keine Ausnahme von der Regel. Das Gebäude, das er bewohnte, glich bald einer belagerten Festung. Gräfin Charlotte grämte sich darüber in tiefster Seele. Das hochherzige Kind wäre so gerne als Engel des Trostes und der Milde an das Siechenbett des Elendes und der Armuth geeilt. Auch hatte der Tod für sie schon längst alle Schrecken verloren. Die Blume war hinweg aus ihrem Leben! Was konnte ihr das Dasein noch bieten? Graf Styrum war ihr in die Ewigkeit vorangegangen — seinen Tod hatte der Herzog von Lothringen seiner Zeit ihrem Vater gemeldet — also durfte sie nur dort, am Throne des Sternenrichters, der da zählt die Sperlinge auf dem Dache und die Haare auf dem Menschenhaupte, hoffen, den Geliebten wiederzusehen, ihn erst recht zu erfassen und zu erkennen im wahrhaftigen Sein.

Was den alten Grafen betrifft, der zitterte freilich vor der Gefahr. Er hätte gerne der Kaiserstadt den Rücken gewendet, aber sämmtliche Cavaliere, welche in jener

Schreckenszeit in Wien wohnten, hatten sich auf Veranlassung des unerschrockenen Fürsten Schwarzenberg das Wort gegeben, nicht eher der Residenz den Rücken zu kehren, bevor der Kaiser nicht selbst durch seine Abreise das Zeichen zum Aufbruche geben würde. Dies war am kaiserlichen Hofe bald bekannt geworden und Leopold ließ den Gliedern dieses ritterlichen Bundes sein allerhöchstes Wohlgefallen zu erkennen geben.

Graf Sternberg mußte also der Ehre halber gleichfalls in Wien bleiben, so schwer es ihm bei seinem Mißmuthe auch fallen mochte, denn die Türken und Malcontenten hielten aus gleicher Besorgniß klüglich Waffenruhe und so durfte der Greis auf seine Partei sehen achten. Als der Kaiser später selbst aufbrach, war der Graf in Folge seiner steten Todesangst, die wie langsam tödtendes Gift, wie Aqua Tofana auf den altersschwachen Greis wirkte, bereits so herabgekommen, daß ihm Doctor Sorbait, sein Leibarzt, offen erklärte, er werde die Mühsalen einer längeren Reise nicht zu überstehen vermögen. Er blieb daher in der Kaiserstadt.

Gräfin Charlotte ärgerte sich Anfangs freilich darüber, daß das Palais zu einem Bollwerke umgestaltet wurde, fand aber bald Ursache, dieses ängstliche Gebahren ihres Vaters als eine Wohlthat zu betrachten, die ihr der grundgütige Himmel ganz unverhofft beschert hatte. Schützte es sie doch vor dem lästigen Freier.

Es hatte Roger Acacia die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als Oberhaupt der Lanzettenritter, als geheimer Agent des französischen Königs mußte er fort-

während mit der Außenwelt im Verkehre bleiben, er konnte und durfte nicht einmal seine Behausung in ein Contumazgebäude, in ein Castell verwandeln. Zudem war Acacia ein Mann, der dem Pestkönige an Muth nicht nachstand. Er fürchtete die Pestjungfrau ebenso wenig, als den Kugelhagel in einer Feldschlacht. Es war sein Handwerk; die Chance war dieselbe, als wenn ein Maurer vom Gerüste fällt und sich den Hals bricht. Zudem behauptete sein erster Vertrauter, der sogenannte Prinz Dachem, eigentlich aber Ultazob, allerdings ein sehr geschickter Arzt, ein kostbares Geheimmittel gegen die morgenländische Seuche zu besitzen.

Damit war freilich dem Politiker, aber nicht dem Brautwerber geholfen. Roger liebte Charlotte inniger, als es dieser ehrgeizige Schurke selbst geglaubt hätte. Er litt Höllenqualen, daß ihm die Pforten des Paradieses seiner Liebe abgesperrt worden waren. Als er nämlich eines Morgens eben sich anschickte, im gräflichen Palais einen Besuch abzustatten, wurde er durch ein Schreiben des Grafen nicht wenig überrascht.

Dieses lautete folgendermaßen: „Edler Herr, geehrter Freund! Es ist nicht meine Aufgabe, zu erforschen, was Euch, werther Freund, veranlaßt, mit den Stadtbewohnern der schlimm heimgesuchten Residenz zu verkehren, ja selbst Burschen aus der untersten Schichte des Volkes Zutritt in eure Behausung zu gewähren; es will mich jedoch wie heiligste Pflicht gemahnen, für das Heil meiner Selbst, wie meines eigenen Kindes möglichst Sorge zu tragen, und so bleibt mir nichts übrig, als Euch, edler Herr, höflichst zu ersuchen, eure freundschaftlichen Gänge nach meinen Ge-

mächern gütigst einstellen zu wollen. Furcht vor Ansteckung zwingt mich zu dieser unliebsamen Maßnahme, sonst in aller Freundschaft euer geneigtester Graf Steineck."

Acacia schäumte vor Wuth, als er diese Zeilen durchflogen. Es ließ sich aber nicht ändern. Und doch, vielleicht! Er rief nach seinem Diener.

„Ist Prinz Dachem in der Nähe?"

„Ja wohl, er weilt im Vorgemache."

„Laß ihn augenblicklich eintreten."

Der Diener entfernte sich und öffnete dem Wartenden die Thüre.

„Lies einmal dieses Schreiben!" rief Acacia.

„Nicht nöthig," versetzte Dachem, die Thür nach seinem Eintritte sorgfältig hinter sich abschließend. „Meine Kundschafter meldeten mir schon gestern, daß sich der Graf eure edlen Besuche verbieten werde. Der Jammergreis ward zur Memme jeder Zoll."

„Was soll ich aber nun beginnen? Hilf und rathe Du."

„Es gibt nur einen Ausweg."

„Und dieser heißt?"

„Entführung!"

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber wir dürfen uns in keinen neuen, gefährlichen Handel einlassen. Der „Pestkönig" hat seine Augen überall, und ich fürchte, daß er bereits Argwohn gegen uns wie gegen unsere Bundesgenossen gefaßt hat."

„Ich begreife aber nicht, warum Ihr den lästigen Oberrichter nicht bei Seite räumt. Ein Stich mit der Lanzette und die Heerde ohne Hirt ist in unsern Klauen."

„Ich darf's nicht wagen. Sein Leibarzt ist Doctor Schack, und der hat noch jeden Patienten curirt, den er zu behandeln bekam. Gott sei Dank, er kann nicht überall sein. Er und Sorbait entreißen dem Todtengräber gar viele Opfer, deren Anzahl freilich nicht in Betracht kommt gegen das Uebermaß der anderen. Und denkt, wenn der Fürst dann gerettet würde und er bei seiner Schlauheit sogleich das ganze Getriebe durchblickte. Ein Stich ist nicht schmerzlos beigebracht und an ihn sich zu drängen, zu auffallend, um nicht die Spur bald finden zu lassen. Und endlich — was hat er uns bisher geschadet? Ich bin ein Feind von allen unnützen Mordthaten, denn diese sind mehr als ein Verbrechen, sie sind ein Fehler. Wie oft haben sie in der Politik unberechenbar geschadet. Hätte Katharina von Medicis mich an der Seite gehabt, wäre Manches in ihrem Leben ungeschehen geblieben."

„Nun gut, so laßt ihn gehen. Auch meine ich nicht, daß der Handstreich von den Lanzettenrittern ausgeführt werden soll."

„Wer sonst wäre aber verläßlich?"

„Die Sibylle muß aushelfen."

„Kann man aber in diesem Falle auf sie bauen? Zu dem Streiche gehört viel Muth."

„Das Weib hat den Teufel im Leibe. Auch hat sie bereits eine Bande von neun eingefleischten Strauchdieben und Schnapphähnen gebildet. Die Kerle sind flink und verwegen genug, dem leidigen Gottseibeiuns die Hörner vom Kopfe zu stehlen. Mordjungen sind es, die schon manches unglaubliche Schelmenstück ausgeführt und der Rumorwache

dabei jederzeit eine Nase gedreht haben, die von der Donau bis zur Spinnerin am Kreuze reichte."

„Du meinst also" —

„Gold ebnet alle Wege."

„Gottlob, an diesem Materiale mangelt es uns lange nicht. Der „Pestkönig" streut es aus zu guter Saat, wir entgegengesetzt, wollen sehen, wer den Kürzeren zieht. — Also, es soll die Entführung vor sich gehen. Je eher je lieber."

„Wir wollen uns sputen!"

Damit trennte sich das würdige Paar.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Der Steckbrief an der Wand.

Es war ein bedrohlicher Abend.

Die Natur selbst schien die Verzweiflung der Bewohner von Wien zu theilen, denn es hatte sich nach erstickender Schwüle gegen Sonnenuntergang eine ungeheure Wolkenmasse im Südwesten aufgethürmt, die in einem schweren Gewitter sich zu entladen drohte; gewaltige Staubwirbel erhoben sich in Straßen und Höfen, von zeitweiligen heftigen Windstößen dahingejagt und flammende Blitze, gefolgt von fernem, dumpfem Donner, verkündeten das alsbaldige Herannahen eines entsetzlichen Orkans.

Der Sturm ließ auch nicht lange auf sich warten.

Die schwarzgrauen Wolken, in dichten Massen zusammengeballt, riesige Tigerklauen vor sich herstreckend,

hatten sich innerhalb weniger Minuten über die Vorstädte, in Westen gelegen, herumgewälzt, um, wie es schien, das Luftbereich über der Residenz selbst zum Kampfplatze der Elemente zu erwählen. Das Klirren der zu spät oder zu schlecht geschlossenen, von dem rasenden Sturmwind zerschmetterten Fenster, die fahle Glut der Blitze mit rasch darauf folgenden Donnerschlägen, die schweren, mit starken Schlossen gemischten Regentropfen boten bei ununterbrochenem, unheimlichem Geheule in der Luft das Vorspiel eines Drama's, das an Entsetzen alle Gewitter überbieten sollte, die bisher in dem Unheilsjahre 1679 die unglückliche Stadt Wien heimgesucht hatten.

Alles eilte, nach Hause zu gelangen, oder irgendwo ein augenblickliches Obdach zu finden; leider traf das Unwetter, als es in voller Wuth ausbrach, noch viele bange Menschenkinder unter Gottes freiem Himmel. Darunter befanden sich auch zwei Priester, die, aus der Rossau kommend, wohin sie Nachmittags ein geistlicher Dienst, oder vielmehr ihr eigener religiöser Eifer gerufen, in leichte Soutane gehüllt, dem Schottenthore ohne sonderliche Hast zuschritten, obgleich der Regen bereits in Strömen niederschoß.

Der Eine von ihnen, ein Mann von einigen und fünfzig Jahren, würdevollen und zugleich menschenfreundlichen Wesens, sagte zu seinem Begleiter: „Uns Beiden schadet nicht Ungemach noch Pest; denn uns, die wir Seelen zu schirmen haben, beschützt Gott der Allmächtige."

Der Redner war Peter Agoston, Prediger von Raab, der, geleitet von wahrhafter Christenliebe, aus Ungarn nach Wien geeilt war, weil er gehört, daß es der großen Stadt

an genügendem geistlichen Beistand zu fehlen beginne. Der andere Priester war Pater Abraham a Sancta Clara.

„So ist's," erwiderte Letzterer, unter dem Thorbogen anhaltend und das Wasser abschüttelnd, „denn was kann wider den sein, mit dem der Herr ist. Wann meine lieb'n Wiener das nur immer vor Augen hätten. So aber heißt's bei ihnen: aus den Augen, aus'n Sinn; 's sind brave gute Leut', die Wiener, im Ganzen nämlich, nur daß sie z'viel vereſſen und zu leicht vergeſſen."

Die ganze Thorhalle an der Schottenbastei war mit Flüchtigen gefüllt, mit Männern, Weibern, Kindern und Greisen bunt durcheinander, die sich in wirrer Weise zusammendrängten, theils aus blinder Furcht, theils sich vor dem hereinschlagenden Regen zu schützen. Plötzlich entstand unter diesen zaghaften Gruppen eine tumultuarische Bewegung. Ein Mann war hereingetaumelt und sank, anscheinend von convulsivischen Zuckungen befallen, dicht vor Pater Abraham zu Boden.

„Ein Pestkranker!" kreischte eine zurückprallende Magd.

„Nein, es ist ein Besessener!" rief ein Mann.

„Ach, der hochwürdige Herr Pater Fabelhanns wird ihn schon exorcisen!" meinte ein dicker Bürger.

„Warum denn nit?" sprach Pater Abraham, „aber gebt's Raum, daß der Geist, den ich bannen soll, Platz hat, zum Reißaustehmen!"

Damit bückte er sich zu dem niedergesunkenen Manne und rüttelte ihn mit derbem Griffe, während die Menge halb bang, halb neugierig eine Art Halbkreis bildete.

„Hörst?" fragte Pater Abraham.

„Was soll's?" entgegnete der Mann, sich halb aufrichtend, stieren Blickes um sich glotzend.

„Was es soll? Antworten sollst Du mir, da ich Dich jetzt frag', was für ein Geist in Dich g'fahren ist und Dich da niederg'worfen hat?"

Alles lauschte in gespannter Erwartung.

„Was für ein Geist?" stotterte der Trunkenbold — denn das war er in Wirklichkeit — halb entnüchtert, ja schelmisch schmunzelnd. „Was für ein Geist in mich g'fahren ist? Der Geist vom größten Weinfaß im Michälerkeller!"

„Na, wenn's so ist," erwiderte Pater Abraham, ohne im Mindesten aus der Fassung zu kommen, „so ist's ein guter Geist und ich hab' nicht Noth, mich weiter mit Dir zu plagen. Laßt'n liegen, Leutel, und sein' Geist ausschlafen." *)

Allgemeines Gelächter.

„Das is ja der Baron Zwiefel!" — So ließ sich plötzlich eine Stimme aus der Menge vernehmen.

Es war wirklich der komische Kauz, der sich des Spottnamens „Baron Zwiefel" erfreute. Er hieß eigentlich Peter Thanon und galt als Hofnarr der Cavaliere, obwohl er auch häufig den Spaßmacher des gemeinen Volkes spielte. Man konnte ihn mit Recht eine arme Haut nennen, die keinen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken habe. Peter wurde daher zum Schmarotzer, so gut an der Tafel des Adels, wie im Speisezimmer reicher Bürger; sonst, das heißt in Tagen, wo Meister Schmalhanns bei ihm

*) Historische Thatsache.

Küchenmeister war, begnügte er sich mit einem Stück Brod, wozu er eine Zwiebel verzehrte. Daher sein Spottname.

Heute war er tüchtig angetrunken.

Bei Nennung seines Namens erscholl daher trotz Sturm und Pest lautes Gelächter unter den Anwesenden und Alles drängte sich herbei, den betrunkenen Schalk zu besichtigen. Baron Zwiefel aber schnitt den zudringlichen Gaffern frazzenhafte Gesichter, die ihr Gelächter natürlich nur noch mehr verstärkten, kehrte ihnen dann den Rücken zu, zog den langen Kragen seines Oberkleides über das Ohr und machte Miene, sich allen Ernstes schlafen zu legen.

„Der Mann ist eine Leiche," sprach Agoston, „wenn er hier liegen bleibt."

„Wir wollen selbst Hand anlegen," versetzte Pater Abraham, „um den Trunkenbold in das nächste Haus zu schaffen, es gilt ein Menschenleben zu retten."

Die würdigen Priester schickten sich auch wirklich an, den Trunkenbold in die Stadt zu schleppen, aber drei wackere Gesellen, die eben aus der Vorstadt daherkamen, legten sich in das Mittel und versprachen Thanon unter ein sicheres Obdach zu bringen. Es waren der Ziegeldecker Reßytko, der Perchtoldsdorfer Au und der Malergeselle Kupeczky. Die lebensfrohen Burschen ließen sich nicht im Geringsten durch das Wüthen der morgenländischen Seuche einschüchtern und zählten zu den wenigen unerschrockenen Bewohnern von Wien, welche dem würdigen Fürsten Schwarzenberg seine schwere Dienstpflicht nach Möglichkeit zu erleichtern suchten. Au war eigens deßhalb nach Wien gezogen.

Heute gedachten sie die Schenke beim rothen Dachel zu besuchen. Dorthin wurden nämlich die Briefe adressirt, welche ihr alter Freund, der Bärentödter Luftig, zeitweilig nach Wien zu senden pflegte.

Thanon wurde daher nach der genannten Schenke geschafft; der arme „Baron Zwiefel" war so gut wie seine Begleiter bis auf die Haut durchnäßt, aber er wußte in seiner Trunkenheit zum Glücke keine Sterbenssylbe von diesem Umstande und seine drei Retter in der Noth waren von Jugend auf gewohnt, den Unbilden der Witterung zu trotzen.

Die Schenke stand natürlich ziemlich leer. Nur wenige Bewohner der Kaiserstadt besaßen Muth genug, dem Rebensafte anderswo als zwischen den sicheren eigenen vier Pfählen zuzusprechen.

Der Volkssänger Augustin war freilich eine Ausnahme von der Regel. Dem guten Manne war es während der Schreckenszeit sehr schlecht ergangen, und er wäre, da ihn die Pest bisher verschonte, zweifelsohne Hungers gestorben, da aller „Kunstverdienst" in den Wirthshäusern aufgehört hatte, wenn nicht Herr Puffan, der Wirth vom rothen Dachel sich seiner angenommen, und ihn — wohl nicht ganz undiplomatisch — für kommende bessere Tage genährt und erhalten hätte. Der Wirth glich da wahrlich einem geschiedten Theaterdirector, welcher während aufgedrungener Ferien das beste Mitglied seiner Gesellschaft bezahlt, um beim Beginne einer neuen Saison sich seine Mitwirkung zu sichern.

Augustin saß auch heute vor einem vollen Kruge Wein. Sein Antlitz, das bisher ziemlich trübselig gesehen,

heiterte sich alsbald auf, als er die neuen Ankömmlinge gewahrte, denn er liebte erstlich lustige Gesellschaft und kannte zweitens die Großmuth des Kleeblattes. Der Ziegeldecker namentlich, der Wohlhabendste der Sippschaft, theilte mit dem alten Bänkelsänger gar oft seine Baarschaft an klingender Münze. Sohin hatte Augustin allerdings Ursache freundlicher zu blicken.

„Herrlich, daß Ihr kommt!“ rief er den Freunden entgegen, „und ich will Euch gleich mein Leiblied mit neuem Texte improvisiren.“ Es ist:

Der liebe Augustin während der Pest.

O, Du lieber Augustin,
's Geld ist hin, 's Weib ist hin,
O, Du lieber Augustin,
Alles ist hin!

Wär' schon des Lebens quitt,
Hätt' ich nicht noch Credit;
Aber auf mein' schöne Bitt'
Find' ich Credit.

Und selbst das reiche Wien,
Nem jetzt wie Augustin,
Seufzt mit mir im gleichen Sinn:
Alles ist hin!

Jeden Tag war sonst ein Fest,
Aber jetzt die Pest, die Pest!
Nur ein großes Leichenmahl,
Das ist der Rest!

O, Du lieber Auguſtin,
Leg' gleich in's Grab Dich hin,
O, Du mein herzliebes Wien,
's iſt Alles hin!

„Leider, leider!“ ſeufzte der Wirth und machte dabei ein ſchauriz trübſeliges Geſicht, während er wie ein Verzweifelter in der Stube umherſchritt.

„Alle Wetter, Herr Leutgeb,“ rief der Ziegeldecker, „reitet Euch heute der Satan, daß Ihr wie halbverrückt in der Schenke umhertretet, ſtatt nach Trunk und Imbiß für Eure Gäſte zu ſehen?“

„Liegt wer von Euren Lieben an der Seuche darnieder?“ fragte Auguſtin.

„Nein, Gott ſei Dank; aber ich habe etwas gehört, was ich nicht vergeſſen kann.“

„Glückſelig nenn' ich den Mann,
Welcher Schreckliches vergeſſen kann!“

ſummte Auguſtin vor ſich hin.

„Vergeſſen?“ antwortete Puffan, „das iſt freilich keine ſo große Kunſt, wenn ſich aber das alte Unglück faſt alle Tage wiederholt, da behalte ein Eiszapfen kaltes Blut genug, um gleichgiltig ſeinem Tagewerke nachzugehen.“

„Was hat ſich denn aber eigentlich begeben?“

„Meine beſten Kunden,“ erwiderte der Wirth, „ſterben wie die Mücken hin. Heute roth, morgen todt! Ihr kennt doch Alle, oder vielmehr Ihr habt doch Alle den robuſten böhmiſchen Maler aus Prag, Mathias Simbrecht, gekannt?“

„Der Mann, der immer ausſah, als ob er ein zweiter Methuſalem werden oder gar nie ſterben könne?“

„Derselbe."

„Nun, was ist's mit ihm?"

„Gestern spät Abends, kurz vor der Sperrstunde, verläßt er gesund und frisch das rothe Dachel und heute Nachmittag ist er an der Pest gestorben."

„Derlei Fälle sind ja an der Tagesordnung."

„Ja wohl, aber er hat die Pest nicht auf natürlichem Wege bekommen. Man spricht von einem blutigen Risse in seiner Wange, den ihm gestern im Nachhausegehen ein Unbekannter im Vorübereilen beigebracht haben soll."

„Alle Wetter!" fluchten die Anwesenden.

„Teufel, so ist's auch am Tage, oder besser gesagt in der Nacht geschehen," meinte Augustin, „ehe die Pest in der Leopoldstadt ausgebrochen."

„Und derlei Verletzungen werden wieder häufiger," fügte Au hinzu. „Wie immer, wenn die Seuche an Wuth nachzulassen scheint."

„Weiß der „Pestkönig" darum?"

„Wie ich hörte, hat ihn ein Bindergeselle, der im fürstlichen Hause arbeitet, bereits darauf aufmerksam gemacht, und es ist die gesammte Rumorwache auf den Beinen, um einen solchen verrätherischen Schurken zu erwischen. Aber Ihr wißt, wie schlecht es mit der Sicherheitsguardia bestellt ist, trotzdem unser weiser Statthalter alles Mögliche thut, die Leute zu formiren. Was die Kerle sehen sollen, das sehen sie gewiß nicht, in die muß bald eine ordentliche Zucht hineinkommen."

„Die wird ihnen Graf Jörger schon beibringen, wenn nur einmal die schreckliche Seuche ihm mehr Zeit dazu läßt."

„Und hat man gar keine Idee, mit welchem Mordwerkzeuge derlei Risse beigebracht werden?"

„Wie ich höre, soll der gelehrte Doctor Sorbait dem Fürsten erklärt haben, die derartig gefundenen Wunden könnten nur mit einer Lanzette beigebracht worden sein."

Ein tiefer Seufzer erscholl nun in der Schenke.

Alle spähten verwundert in der Stube umher.

Aus einer Ecke erhob sich ein kleiner Mann, welchen die Zechgenossen bisher übersehen hatten. Es war der „Perrockenmacher" David Truchet, Besitzer des Hauses mit der heutigen Nummer 1080, wo sich der Stock-im-Eisen befindet. Truchet war ein Hasenfuß vom Kopf bis zur Ferse, seine sprichwörtlich gewordene Neugier hatte ihn jedoch trotz seiner angebornen Furchtsamkeit schon oft in schlimme Händel verwickelt.

„Was seufzt Ihr?" fragte ihn der Wirth.

„Es sind Lanzetten, ganz gewiß Lanzetten, murmelte der Perrückenmacher, und sah dabei blaß aus wie eine Leiche.

„Woher wißt Ihr das so genau?" fragte Reßnyko forschend.

„Meine Neugierde, meine verdammte Neugierde!" jammerte der kleine Perruquier.

„Heraus mit der Sprache," ermahnte der Wirth. „Ihr wißt offenbar um Dinge, die erzählt werden müssen, wollt Ihr nicht schwere Mitschuld auf Euch laden."

„Ja wohl," sagte Augustin, „habt Ihr auf euren Bürgereid vergessen?"

„Warum seid Ihr nicht zum Pestkönig geeilt? Wenn Ihr dies unterlaßt, so fällt euer Kopf wie eine Kohlstaude

unter dem Krautmesser!" rief Reßnitko, und trat mit drohender Geberde näher.

„Ich wollte eben den Rath meines Freundes Pussan darüber einholen, als Ihr eintratet und uns störtet."

„Und darüber verstreicht die kostbare Zeit!" rief Au.

„Nun, wer weiß wozu es gut ist, daß wir etwas davon zu hören bekommen," meinte Augustin. „Aber nun erzählt schnell, ohne Säumen was Ihr wißt."

„Die geehrten Anwesenden," nahm nun der Perrückenmacher das Wort, „wissen Alle sicher, daß man in der Stadt fast allgemein behauptet, es spuke auf dem Stefansfreithofe. Selbst die Rumorwache flieht diesen Ort um Mitternacht —"

„Deßhalb entdeckt sie dort nie etwas," schaltete der Ziegeldecker ein.

„Meine Neugierde, meine unselige Neugierde, die, wie Ihr wißt, gar oft meine Furcht überwindet, veranlaßte mich nun gestern Nachts, dorthin zu schleichen. Mein Muth wuchs, als ich nirgends etwas Unheimliches gewahrte. Plötzlich vernahm ich leise Fußtritte, und wieder furchtsam werdend, barg ich mich im Schatten eines tiefen Thorweges. Da kam ein Mann in einen Mantel gehüllt vorsichtig dahergeschlichen."

„In einem Mantel? Jetzt im Sommer?"

„Ich dachte, es sei des Regenwetters halber geschehen. Der Unbekannte aber lauschte achtsam und barg sich ebenfalls unter einem Thordache, kaum zwanzig Schritte von mir entfernt. Auch sah ich beim Schimmer einer Blendlaterne, die er unter dem Mantel verborgen trug, daß er

ein stählernes Werkzeug entblößte, ehe er sich im Schatten des Thorweges niederkauerte. Es war eine Lanzette, wie sie die Wundärzte zu führen pflegen; darauf wollte ich einen heiligen Eid leisten. Ich litt Höllenqualen in meinem Verstecke. Nach einigen Minuten kam ein Mann raschen, sorglosen Trittes gegen die alte Schulenstraße geschritten — der Maler Saubrecht, den ich trotz der Dunkelheit an der Gestalt, ja selbst an den Zügen erkannte. Als er am Thorwege vorüberkam, wo der Unbekannte auf der Lauer lag, sprang dieser auf, stieß mit der Lanzette nach dem Gesichte des Malers, und lief dann so hurtig davon, als habe er Flügel an den Füßen."

„Seltsam, sehr seltsam!" murmelte Augustin, der während der Erzählung ein erkleckliches Quantum von Wein zu sich genommen hatte.

„Weiter, weiter!" rief der Ziegeldecker.

„Der Maler," fuhr Truchet fort, „rief dem fliehenden Schurken ein paar höhnische Flüche nach, trocknete sich mit dem Sacktuche die blutende Wange, und ging seines Weges nach Hause. Ich war froh, daß er mich nicht sah, er hätte mich denn ohne Zweifel für einen Helfershelfer beim Schelmenstücke gehalten."

„Und tüchtig durchgeprügelt," murmelte der halbtrunkene Augustin.

„Und ist dies Alles, was Ihr erspäht habt?" fragte der Ziegeldecker enttäuscht.

„Das Beste kommt erst nach. Hört nur weiter. Mir kam vor, als sei der unbekannte Lanzettenstecher gegen den Kirchhof zu verschwunden. Todesangst machte mir zwar die

Haare zu Berge stehen, aber ich hielt es für meine Pflicht das grauenhafte Abenteuer bis zur letzten Scene zu verfolgen; weßhalb ich mich in der Nähe des Einganges zum Gottesacker neuerdings auf die Lauer legte. Es verging mehr als eine halbe Stunde; ich war bald bis auf die Haut durchnäßt, obgleich es bei weitem nicht so arg wetterte und stürmte als in der heutigen Nacht. Endlich vernahm ich Stimmen und Fußtritte, auch ward es plötzlich Licht auf dem Freithofe. Ich sah durch das Gitter, wie das Weib des Todtengräbers, in der Hand eine Pechfackel, einem Manne das Geleite gab. Der Mann war mein Unbekannter im Mantel und beim Scheine der Fackel gewahrte ich deutlich seine Gesichtszüge."

„Habt Ihr den Mann erkannt?"

„Das nicht, er kam mir wohl bekannt vor und mir ist, als hätte ich seine Gesichtszüge schon einmal in diesem Wirthshause gesehen."

„Hier beim Dachel!?" rief Reßytko überrascht. „Und würdet Ihr den Mann wieder erkennen?"

„Ganz gewiß."

„Könnt Ihr uns den Mann näher beschreiben?"

„Ich will es versuchen."

Der Perrückenmacher begann seine Schilderung. Der junge Kupeczky, welcher — wie bereits in einem früheren Capitel erwähnt wurde — ein ungewöhnliches Malertalent besaß, horchte auf die Beschreibung, stand während derselben hastig auf und eilte in die Küche, worauf er, ohne daß es seine Zechgenossen bemerkten, mit einem Stück

Kohle in die Schenkstube zurückkehrte und eifrig an der gegenüberliegenden Wand zeichnete.

Truchet's Schilderung war sehr mangelhaft, so daß Reßytko ärgerlich das Haupt schuttelte.

„Aus eurer Beschreibung wird der Teufel klug!" rief Au.

Der Perrückenmacher schwieg kleinlaut.

„Ist's etwa der?" rief plötzlich der junge Kupeczky und wies auf die Wand, an der sich nun in kräftigen Umrissen eine männliche Gestalt zeigte. Der Kopf war namentlich fast lebensgroß gehalten.

„Der ist's!" jubelte Truchet. „Ich will einen Eid darauf schwören."

„Das ist ja der Höllenhund, Prinz Dachem genannt, das Factotum des französischen Agenten!" donnerte der Ziegeldecker.

„Wie er leibt und lebt!" jauchzte Au.

„Teufel, der Steckbrief an der Wand scheint hübsch leserlich zu sein!" schmunzelte der Wirth.

„Jetzt heißt es handeln, Kinder," nahm der Ziegeldecker ernst das Wort. „Truchet, Ihr geht morgen Früh in das fürstliche Palais am Neumarkt und sprecht mit dem braven Bindergesellen Franz Schenfellner. Er wird seine Erfahrungen mit den eurigen vereinigen und Euch zum Fürsten Schwarzenberg führen. Gnade Gott den Uebelthätern, wenn der Pestkönig solche Anzeichen erfährt. Aber keinen Mund gehalten bis dahin, damit Niemand gewarnt werde. Das gelbe Satansgesicht von Todtengräber, den ich immer für des Teufels personifizirtes Ebenbild gehalten

habe, scheint mit im Bunde zu sein. Nun, der Pestkönig wird das aus dem schuftigen Patrone schon herausbringen lassen. Schade, daß Luftig, der wackere Bärentödter, nicht da ist, der hätte sein Gaudium daran."

„Um Verzeihung," sagte Puffan und kratzte sich verlegen hinter dem Ohre. „Weil Ihr gerade den braven Burschen nennt, erinnere ich mich auf einen Brief, der aus Ungarn angekommen ist und seit mehreren Tagen schon auf Euch wartet."

„So gebt doch schnell," rief Au.

Puffan brachte das an Reßnyko gerichtete Schreiben, welches derselbe öffnete und für sich las. Während dem Lesen spiegelte sich auf seinem Gesichte die höchste Ueberraschung ab.

„Freunde," sagte er dann und verwahrte das Schreiben in seiner Brusttasche, „Luftig schreibt hier Dinge, die ich nicht öffentlich preisgeben darf. Aber das kann ich Euch mittheilen — Graf Styrum, den wir Alle für todt hielten, lebt und wurde aus einer schauerlichen Gefangenschaft befreit. Herr Perrückenmacher, ich werde Euch morgen zeitlich abholen und Euch zum Pestkönig begleiten, dem ich curiose Nachrichten zu bringen habe, welche mit euren Erlebnissen dem hohen Herrn endlich die Spur der Missethäter weisen wird. Aber jetzt ist's Zeit, nach Hause zu gehen. Du, Kupeczky, mußt mich morgen Früh begleiten."

Die Gäste entfernten sich, auch Augustin machte sich, nachdem er noch einen Schoppen Wein hinabgestürzt hatte, taumelnd auf den Weg.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Die Entführung.

Die Wüste, der Wald, Meer und Strom, sie bergen viele entsetzliche Raubthiere, und wehe dem Menschenkinde, welches dem Zorne des Löwen, der Wuth der Tigerin, dem Ingrimm des Haifisches als Opfer, als Beute verfallen. Es gibt aber ein noch gefährlicheres Ungethüm. Dörfer, ja Städte stürzt es in Schutt und Asche, wir meinen den — rothen Hahn.

So bezeichnete man im Mittelalter die Feuersbrunst. Das Wiegenlied des rothen Hahnes ist die Sturmglocke. Das Unthier wird oft unter einem unscheinbaren Dache ausgebrütet, es säugt sich aber selbst zum Riesen groß; wehe dann, wenn sich seine mächtige Schwester, die Windsbraut, zu ihm gesellt. Dieser verderbliche Bund dieses gefürchteten Geschwisterpaares wurde in einem alten deutschen Räthsel geschildert, welches wir nachstehend in moderner Bearbeitung geben. Das Räthsel lautet:

„Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe,
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe. *)
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen,
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbaren Gebieter der Welt!"

*) Der Funke, aus dem Steine durch Stahl gelockt.

Dann geht ein Trauerspiel in die Scene, grauenvoll schön, wie es noch kein Dichter der Welt zu schreiben vermochte, denn jeder Vers ist eine Feuerflocke, die prasselnd an das Ohr der verzagenden Zuschauer dringt. Der Funke, von der Schwester Windsbraut geküßt, gepflegt, wächst zur Feuersbrunst heran; der rothe Hahn entsteigt seinem Forste, und schleudert all' sein rothes Gold, die hellen Flammen in die Lüfte. Der wilde Brand wälzt sich durch Straßen und Gassen, das Dröhnen der Sturmglocke mischt sich mit dem Angstrufe menschlicher Verzweiflung, der Himmel färbt sich roth wie frisch vergossenes Blut, die Luft glüht, als hause der Samum, der Flammenwind der Wüste, von den Höhen des Himmels, Balken krachen, Dächer stürzen ein, junges wie greises Leben erstickt, erlischt, versinkt im Meer von Glut und Asche, und hoch über der Feuerstätte schwingt der Todesengel das Banner der Vernichtung.

Ein derlei grauenhaftes Schauspiel kam zu all dem namenlosen Unglücke, welches die schwer heimgesuchte Reichshauptstadt an der Donau auszustehen hatte, an einem Abende zur Aufführung.

Es gab eine gewaltige Feuersbrunst. Anfangs dachte man an einen unglücklichen Zufall, bald aber zeigte sich, daß das Feuer gelegt worden war. Es brach in der Nähe der Ruprechtskirche aus. Die Flammen wurden lange nicht gelöscht, denn die morgenländische Seuche hatte die Bevölkerung von Wien so grimmig gelichtet, daß es an Händen fehlte, um das wüthige Element zu bewältigen. Die Umgebung der Ruprechtskirche sah daher schauderhaft

aus. Ringsum nachgezischt kam das entfesselte Feuer in greller, gräßlicher Schönheit in die Dämmerung hineinragend. Mit ungeheurer Schnelligkeit hatte die Feuersbrunst um sich gegriffen. Es sollte fürchterlich Tag bleiben während der unheilvollen Nacht.

Kein Himmel, ein Glutmeer schien sich über die Stadt zu wölben. Ueber Häuser, die gänzlich in Schutt sanken, tanzten die Flammen ihren wilden Veitstanz, und durch die tageshellen Gassen sah man Männer und Frauen ihr theuerstes Gut, die Kinder in den Armen tragend, keuchend dahineilen. Rauchende Trümmer, halbverbrannte Balken stierten einem überall entgegen; durchgerissene Stubendecken gähnten durch die rahmenlosen Fenster, aus denen dann und wann Flammen schlugen, wie Zungen von Tigern, wenn sie nach dem Fraße die blutige Schnauze lecken.

Der „Pestkönig" erschien auch hier als Rettungsengel. Seinen umsichtigen Anstalten — die er selbst auf der Brandstätte leitete — dankte man es allein, daß das furchtbare Uebel endlich zur Neige ging. Viele Menschenleben gingen dabei zu Grunde; auf den Straßen lagen eine Menge Opfer an schweren Brandwunden siech, erschöpft darnieder. Auch Pater Abraham a Sancta Clara schritt herbei, das heilige Sacrament in der gottgeweihten Hand, furchtlos, ergeben wie immer, um den Sterbenden die letzte heilige Wegzehrung zu reichen.

Es war ein höchst trauriger Anblick.

Nur ein Menschenkind lächelte verstohlen vor sich hin. Es war Roger Acacia, der, schmunzelnd das Wehe übersehend, die Brandstätte umschlich.

„Mein Plan reift zur Vollendung," sagte er bei sich selbst, „hier hat die Rumorwache die Hände vollauf zu thun, es gibt schwere und längere Arbeit, dann folgt tiefe Ruhe, allgemeine Erschöpfung. Hat sich Sibylle in das gräfliche Palais geschmuggelt, dann stehe ich am Ziele meiner Wünsche."

Endlich entfernte er sich hastigen Schrittes.

Nach dem Ausbruche der Feuersbrunst trug sich in später Abendstunde im Palais des Grafen Steineck Folgendes zu.

Der Thorwart (heute nennt man dies Amt Portier) stand vor dem Portale. Er blickte ziemlich sorgenlos vor sich hin, denn die Ruprechtskirche lag fast am entgegengesetzten Ende der Stadt. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch das Geräusch eines langsam daherrollenden Wagens gefesselt; derselbe war mit mehreren Säcken beladen, der Kutscher ging zu Fuße daneben und vier handfeste Burschen, dem Anscheine nach Straßenarbeiter, gaben ihm das Geleite. In der Nähe des Thorwartes hielt der Wagen.

„Hier ist wohl," fragte der Kutscher, „der Palast des hochgebornen Grafen von Steineck?"

„Freilich. Was bringst Du aber?"

„Eine Fuhr Säcke mit Sand gefüllt, welche der Herr Graf bestellt hat."

„Richtig, ich erinnere mich. Diese Sandmassen sollen als Schanzsäcke dienen, um das Hauptthor zu verrammeln, im Falle es in Wien zu einem Tumulte kommen sollte. Man hört so Vieles von bevorstehenden Unruhen, 's ist eine gar schlimme Zeit!"

„Ja, Vorsicht thut Noth," meinte der Kutscher.

„Ihr hättet übrigens schon früher kommen können! Doch nun schafft die Säcke unter das Portal, dort sind sie am besten gelagert, falls schnelles Handeln nöthig werden sollte."

Der Kutscher winkte den Arbeitern. Der Wink wurde verstanden und augenblicklich vollzogen, so daß die Säcke bald an Ort und Stelle lagen. Mittlerweile war der Thorwart in seine Stube gegangen.

Plötzlich ließ sich das leise Zischen einer Schlange vernehmen. Es schien aus dem obersten Sacke zu kommen. Der Kutscher wechselte mit den Sackträgern einen bedeutungsvollen Blick. Die Arbeit war gethan. Der Kutscher und seine Gefährten sprangen auf den leeren Wagen, Ersterer hieb in die Pferde und bald verhallte das Geräusch der Hufschläge in weiter Ferne.

Der Thorwart war einstweilen an das Portale getreten und hatte sich den Kutscher betrachtet. Derselbe zeigte eine Physiognomie, wie sie derlei Leuten im Allgemeinen angehörte. Eine gedrungene aber korpulente Gestalt, stumpfsinnigen Ausdruckes von Gesicht, in die Stirne ein wirres, rothes Haarbüschel hereinhängend, die Nase kupfrig vom Lieblingsgenusse geistiger Getränke und eine Schmarre auf der vollen Wange, zweifelsohne von einem, im Wirthshausstreite geschleuderten Deckelglase herrührend. Der Tölpel bot sonst nichts Auffallendes.

Capitän „Leicheneule" war bewundernswerth in seinen Verkleidungen.

Noch einmal blickte der Thorwart forschend nach rechts und links, dann schloß er die große Pforte.

Die Nacht begann. Das Feuer erlosch mehr und mehr, ward endlich, wie erwähnt, gänzlich bewältigt. Die Menge verlief sich und suchte erschöpft seine Ruhestätten. Tiefe Stille ließ sich nach und nach, wie ein Todesschlaf, auf die Stadt nieder. Die vorhergehende Mühsal und Angst war auch unerhört gewesen. Kein Lebenszeichen zeigte sich nunmehr fast in ganz Wien. Nur dann und wann zischte ein verspätetes Flämmchen empor, nur dann und wann krachte ein abgebrannter, halbverkohlter Balken zur Erde nieder; nur dann und wann hörte man die Feuerwächter die riesige Brandstätte umgehen und ihre Schritte widerhallten auf dem Straßenpflaster in schauriger Weise.

Die Rumorwache hielt keinen weiteren Rundgang. Allgemeine Ermüdung ließ keine weitere Störung der nächtlichen Ruhe befürchten, auch hatte man während des Brandes eine Menge gefährlicher Gauner eingefangen; viele Missethäter waren zudem, auf Diebstahl ertappt, von der ergrimmten Menge eigenmächtig in die Flammen geworfen worden. Die Gerechtigkeit drückte ein Auge zu, man mußte den Zeitumständen Rechnung tragen.

Im Palaste des Grafen Steineck herrschte noch größere Stille. Alles, Gräfin Charlotte ausgenommen, lag im tiefen Schlummer versunken; auch die Straße vor dem Palais schien wie ausgestorben zu sein. Ein aufmerksamerer Beobachter hätte jedoch bald wahrgenommen, daß es hier trotz der allgemeinen, scheinbaren Ruhe nicht sehr geheuer sein dürfte. Der Mond war um die zweite Stunde Morgens von Wolken bedeckt; es war ein mißgünstiger Zufall. Gräfin Charlotte, die fast immer bei ihrem

Vater wachte, hätte sonst vielleicht bei einem Blicke durch das Fenster bemerkt, daß unter so manchem Thorwege der Nachbarhäuser ein seltsames Regen und Treiben herrsche.

Zeitweise wurde hier und da ein Kopf mit struppigem Haare sichtbar, dessen Eigenthümer unverwandten Auges nach dem Thore des gräflichen Palastes hinstarrte, gleichzeitig achtsam lauschend, ob sich nicht ein, zweifelsohne schon weit früher verabredetes Zeichen vernehmen lasse.

Plötzlich knisterte es unter dem Portale des Palastes in seltsamer Weise. Es war, als ob Jemand ein festes Stück Tauwerk durchschneide. Was mochte das bedeuten?

Geräusch wie Zischen kam offenbar aus dem obersten Sandsacke. Was sollte das bedeuten?

Allmälig bekam der oberste Sandsack einen gewaltigen Riß; hierauf erschien ein Dolchmesser, dann folgte eine ziemlich schmutzige Hand, endlich ein hagerer Arm. Dies währte jedoch nur kurze Zeit. Das Dolchmesser fuhr fort zu arbeiten, der Riß im Sacke ging fast durch die halbe Länge. Plötzlich ward ein gelbes häßliches Weiberantlitz sichtbar, dessen Augen wie glühende Kohlen funkelten. Noch ein paar Schnitte, und das Werk war gethan.

Ein unheimliches Weib sprang auf die Füße — die Sibylle.

Die grauenhafte Megäre lauschte achtsam. Todtenstille herrschte wie früher im Palaste.

„Schlaft nur Püppchen," murmelte die Vettel, „ich will Euch bald unsanft wecken."

Nach diesen Worten trat sie an die Stube, worin der Thorwart schlummerte, und sperrte die Thüre oben und

unten durch zwei gewaltige Kreuzhaken, wie man sie auf Reisen aus Furcht vor nicht ganz sicheren Nachtquartieren mit sich zu führen pflegt.

Die Sibylle schien die Oertlichkeit genau zu kennen. Wenigstens schritt sie geräuschlos, aber so rasch, als eile sie am hellen Tage nach ihrer eigenen Behausung, zu dem Gange, der nach den Stuben der männlichen Dienerschaft führte. Auch hier wurde die Thüre in ähnlicher Weise gesperrt, nur brachte die Wahrsagerin aus Vorsicht noch einen dritten Kreuzhaken hart über der Thürschnalle an.

„Die Gimpel sind gefangen," flüsterte das entsetzliche Weib, „denn die Fenster sind durchwegs durch massive Gitterstäbe geschlossen. Die Dummköpfe haben sich selbst in der Falle verrannt."

Dann schlich sie über die Treppe, worauf eine dritte Thüre von Außen verriegelt wurde. Es war dies der Eingang zu den Schlafgemächern der Zofen und Mägde. Dann eilte die Sibylle wieder zum Portale, wo sie zum zweiten Male wie eine Schlange zischte.

Aus den Thorwegen in der Nachbarschaft erhoben sich nun mehrere finster blickende Männer, es waren neun handfeste Bursche.

Sibylla zog einen Nachschlüssel aus ihrer Tasche, das Thor drehte sich geräuschlos um seine Angeln. Das Schlangengezische wurde zum dritten Male vernehmbar. Die Gaunerbande schlich auf den Zehen herbei.

Die Bösewichte gelangten auch ohne Hinderniß an die Treppen, stiegen geräuschlos die blanken Marmorstufen

hinan, und rüsteten sich dann in dem großen Vorsaale zu dem weiteren Ueberfall.

Die Sibylle kam zuletzt, sie hatte sich mit dem Sacke beschäftigt, in welchem sie verborgen gelegen, und erschien nun in einer Tracht, welche die Gaunerbande bald hellauf lachen gemacht hätte. Die Wahrsagerin nahm sich aber auch wirklich hochkomisch aus. Ihre Bekleidung bestand aus einem langen grauen Ueberwurfe, der hinten bis zur Ferse herabhing, vorne aber etwas ausgeschnitten war, um das Gehen zu erleichtern. Das weitere Costüme gab sich gleichfalls halb närrisch, halb lächerlich. Die Sibylle trug eine immense graue Perrücke, darüber hatte sie eine gelbe Haube gestülpt, die mit Hilfe eines grünen Bandes unter dem Kinn festgehalten wurde.

„Was treibst Du, Hexe?" frug ein Räuber.

„Bist Du verrückt geworden?" meinte ein Anderer. „Oder gedenkst Du uns zu einem Mummenschanze zu führen?"

Sibylla schüttelte den Kopf. „Die Gewande die ich trage," murmelte sie, „sind die Leibtracht der alten Kammerfrau der Gräfin. In dieser Verkleidung gelange ich, ohne Verdacht zu erregen, in das Schlafgemach des Grafen, sohin auch in die nächste Nähe seiner Tochter."

„Wozu diese Umstände? Ein kranker Greis, eine schwache Jungfrau bedürfen dieser nicht."

„Das versteht Ihr nicht," versetzte Sibylla, „merkt Euch was ich sage. Kleine Hunde und furchtsame Frauen sind die gefährlichsten Feinde für Diebe und Räuber. Die kleinen Kröten verkriechen und bellen sich heiser, ehe Du

ſie zu erſchlagen vermagſt. Noch ſchlimmer ſteht es mit einem erſchrockenen Weibsbilde. Eine derlei Kröte kreiſcht laut genug, um ein Dutzend Todte zu erwecken. Uebrigens habt Ihr Euch überhaupt nicht um mein Thun und Treiben zu kümmern. Ich habe meine pünctliche Ordre, die Gräfin ohne das geringſte Aufſehen zu entführen, und laſſe mich auf kein Jota einer anderen Manipulation ein. Es gibt viele Späher in Wien, und der Arm des „Peſtkönigs" reicht verflucht weit."

„Klug ausgedacht. Aber wie ſteht es mit dem Lohn? Eine kleine Plünderung könnte doch mit unterlaufen?"

„Und wenn die Diener und Mägde darüber erwachten und Lärm ſchlagen würden? Nein. Wer einen Schrank, oder auch nur eine Schublade zu erbrechen wagt, den ſtoße ich mit meinem Dolchmeſſer ſo gewiß nieder, als die Peſt in Wien wüthet. Was aber an Gold und Geſchmeide umherliegt, mögt Ihr in aller Haſt aufraffen; dann aber heißt es Ferſengeld geben, als ſei der leidige Gottſeibeiuns hart auf unſerer Fährte."

„Für nichts ſchlagen wir aber unſer Leben nicht in die Schanze. Das iſt unſer aller Anſicht."

„Still, Ihr Strolche!" murmelte die Megäre. „Hier in dieſem Beutel befindet ſich eine Anzahl Goldſtücke. Theilt Euch ehrlich darein, es ſind gerade neunzig Ducaten, zehn Stück auf den Mann."

„So laſſen wir es uns gefallen."

„Und nun raſch an das Werk!"

Sibylla vertheilte nach dieſen Worten ihre Truppe. Zwei Mann wurden auserleſen, um den Rückzug zu decken.

Ein Gauner begab sich an das Thor des Palastes, das man sorgfältig wieder geschlossen hatte, ein Zweiter pflanzte sich vor der Stube des Thorwartes auf, zwei Räuber hielten an dem Gange Wache, der nach der Domestikenstube führte, Einer nahm Stellung an der Stube der Mägde, und das letzte würdige Paar der Strolche harrte an der Thüre des gräflichen Schlafgemaches.

Sibylla trat leise in dasselbe.

Graf Steineck war vor Erschöpfung eingeschlafen. Sein Leiden war an dem vorhergehenden Tage weniger peinvoll gewesen als gewöhnlich, aber der Lärm und Tumult, der in Folge der Feuersbrunst gegen Abend auf der Straße entstanden, hatten seine angegriffenen Nerven auf's Neue so sehr gereizt, daß sich erst gegen die Mitternachtsstunde eine Linderung seines schmerzhaften Zustandes einstellte. Charlotte saß in einem Armstuhle neben seinem Bette. Sie befand sich in jenem halbwachen Zustande, welcher einem tiefen Schlafe vorhergeht, oder ihm auch zu folgen pflegt. Blaue Bilder aus einer schöneren Zeit zeigten sich vor ihrem Blicke, und eine unvergeßliche Gestalt, in ritterliche Tracht gehüllt, trat wie aus einem Nebelmeere zu der holden Träumerin.

„Gottlob, daß Du endlich kommst, theurer Otto!" So lispelte die Gräfin.

In diesem Augenblicke trat die Sibylle, die bereits in die Mitte des Schlafgemaches gelangt war, auf eine etwas morsche Diele, ein leises Knarren war vernehmbar.

Charlotte fuhr empor.

„Bist Du es, Agathe?" frug sie.

Sibylla nickte bejahend mit dem Haupte.

„Du kommst mich abzulösen?“

Eine neue stumme Verbeugung; die Verkleidung that vortreffliche Dienste, Sibylla stand drei Schritte vor ihrem Opfer.

Der entscheidende Moment kam. Die Gräfin blickte zwar schärfer nach der scheinbar befreundeten Gestalt, aber ehe sie die fremden Gesichtszüge deutlich auszunehmen vermochte, war das unheimliche Weib bereits mit einem raschen Sprunge an den Armstuhl gelangt, warf ein dickes Tuch über das Haupt Charlottens, und ehe sich die Aermste noch recht zu besinnen vermochte, was man denn eigentlich gegen sie beabsichtige, lag sie auch schon, dank einer vierfachen Fangschnur an Händen und Füßen gebunden, auf dem Boden des Gemaches. Gleichzeitig wurde ihr ein Knebel in den Mund gezwängt.

Die Sibylle besaß in ihrer Jugend Bärenmark in den Knochen. Auch jetzt noch war sie eine gewaltige Gegnerin. Die Gräfin hatte sich jedoch trotz der geistlähmenden Ueberraschung, trotz ihrer schwachen Kraft demungeachtet mechanisch so heftig gesträubt, daß der Kampf nicht ohne einiges Geräusch zu Ende gehen konnte. Darüber erwachte der alte Graf Steineck.

„Was geht hier vor?“ stammelte er. „Himmel, meine Tochter!“

Gleichzeitig langte er nach der Klingelschnur. Sibylla sprang an das Lager. Mit der rechten Hand suchte sie den Grafen auf dasselbe niederzudrücken, mit der linken Hand bedeckte sie seinen Mund, um jeden Ruf nach Hilfe

unmöglich zu machen. Steineck war ein Greis, durch Krankheit geschwächt, er blieb aber demungeachtet ein Mann, und so gelang es ihm die Megäre am Halse zu ergreifen, sie nun seinerseits niederzudrücken, und so unsanft zu würgen, daß sie einen leisen Schmerzensschrei ausstieß. Ihre beiden Gefährten eilten auf diesen Schrei in das Schlafgemach.

Als Graf Steineck die bärtigen Männer erblickte, verdoppelte Todesangst seine schwindenden Kräfte. Er stieß die Sibylle so heftig von sich, daß sie in den Armstuhl taumelte. Darauf langte er abermals nach der Klingelschnur.

Es war zu spät.

Der eine Räuber, ein baumlanger Bursche, war gleich nach seinem Eintritte auf einen niedern Schrank an der Thüre gestiegen, und hatte den Draht, der ober derselben hinlief, durchschnitten. Der Graf zog daher vergeblich an dem Klingelgriffe, die Glockenschnur sank von der Wand herab. In diesem Augenblicke ergriff der zweite Räuber den Greis von rückwärts, und die Sibylle, die sich inzwischen aufgerafft hatte, verhielt ihm mit beiden Händen den Mund, dann faßte der Gauner den alten kranken Mann an den Haaren, bog ihm den Kopf über die Lehne des Bettes herab, und durchschnitt dem bedauernswerthen Opfer mit seinem Dolchmesser die Kehle. Der Graf sank röchelnd in die Kissen. Sein Tod erfolgte in wenigen Minuten.

Charlotte, die sich mittlerweile erholt hatte, verlor bei diesem Anblicke auf's Neue das Bewußtsein.

Die Räuber schickten sich nun zum Rückzuge an. Ein paar Gauner hatten schon früher, auf das leise Geheiß der

Sibylle herbeikommend, einen Sandsack nach dem Schlafgemache gebracht, und denselben dort ausgeleert. Die arme Gräfin wurde dann in diesen Sack gesteckt, und über die Treppe hinabgetragen. Unter dem Portale belasteten sich die Gauner abermals mit ein paar Säcken Sand, um im Falle, als sie auf eine Runde stoßen sollten, einen Vorwand für ihren nächtigen Gang angeben zu können.

Der Rückzug wurde jedoch ohne Störung bewerkstelligt. Sibylla blieb bis zuletzt im Palaste, dann sperrte sie das Thor ab, und folgte ihren Gefährten.

Das verübte Verbrechen wurde erst spät am andern Morgen ruchbar. Der Thorwart, welcher Abends in seiner Stube über den Durst getrunken hatte, und daher erst später als gewöhnlich aufwachte, fand seine Stubenthüre von außen verriegelt, und schlug deßhalb Lärm. Die aufgeschreckten Domestiken taumelten an die Fensterläden, hierauf folgte das Angstgeschrei der Mägde.

Vorübergehende eilten zum nächsten Wachposten. Die Rumorwache kam im Doublirschritte herbei.

Die entsetzliche That zeigte sich allen Blicken.

Der „Pestkönig" nahm allsogleich eine strenge Untersuchung vor, welche indeß keine bestimmten Indicien zu Tage förderte. Niemand hatte die Sandfuhrleute gekannt.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Im Dirnenzwinger.

Wir müssen unsere Leser in eine alte, verfallene Baute führen, welche in der unmittelbaren Nähe von Wien, im

heutigen Döbling, gelegen war, jetzt aber schon lange abgetragen und durch eine stattlichere Behausung ersetzt ist. Noch bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein hieß das alte Mauerwerk: der Dirnenzwinger, weil sich mit ihm eine Sage verband, daß daselbst einst ein Ritter viele Mägdleins, die er heimlich aufgreifen lassen, zu seinem Willen gezwungen.

Das Erkergemach war abermals zu einem Dirnenzwinger geworden, denn hier befand sich am Morgen nach der Feuersbrunst Gräfin Charlotte von Steineck.

Die Aermste lag auf einer prachtvollen, weichen Ottomane, das lockige Haupt auf den blendend weißen Arm gestützt und sann nach, wie das Entsetzliche so rasch über sie hereingebrochen, wie sie so widerstandlos nach diesem Gemache geschafft worden sein konnte. Dabei flossen ihre Thränen um den alten Vater, dessen Auflösung sie wohl stündlich erwarten mußte, dessen Meuchelmord sie aber mit den bittersten Schmerzen erfüllte.

Der Tag verstrich in peinlichem Nachdenken; kein lebendes Wesen zeigte sich. Die Thüre des Gemaches, mit Eisen beschlagen, war verschlossen, dicke Gitterstäbe sperrten das Fenster, dessen Aussicht nach einem Abgrunde in einen Hofraum ging. Menschenhilfe schien hier vergeblich zu sein. Für Speise und Trank war übrigens reichlich gesorgt worden; kalte Küche, zwei Krystallflaschen mit Wein und Wasser zeigten sich auf einem Tafelbrete, das sich in einer Nische befand. Die Gräfin dachte jedoch wenig an leibliche Nahrung, kaum daß sie die Lippen mit etwas Rebensaft und Wasser feuchtete.

Der Abend kam.

Die Thüre öffnete sich und ein Mann trat in das Erkergemach, es war — Roger Acacia.

Charlotte fuhr entsetzt zurück, denn aus den Augen des ungeliebten Freiers braunte die Glut wilder Sinnlichkeit. Die Gräfin errieth nun freilich den traurigen Zusammenhang der Dinge.

„Fürchte nichts, weiße Taube," sprach er sie freundlich an, „die Schlinge, welche Dich mir fing, soll Dir nicht tödtlich werden."

„Mörder meines Vaters!" herrschte ihm Charlotte zu.

„Ihr irrt, ich habe nicht den Mord eures greisen Vaters befohlen; er geschah aus Ungefähr."

Charlotte faßte sich mühsam und entgegnete: „Ihr sprecht von Furcht; mich dünkt aber, die Rolle des Zitterns dürfte bald an Euch kommen. Der Tag des Gerichtes wird nicht ausbleiben."

„Wer sollte ihn herbeiführen? Euer Vater ist todt und Graf Styrum ebenfalls. Die Todten beißen nicht."

„Mein Vater fiel freilich unter den von Euch gedungenen Räuberhänden, woran Ihr indirect wenigstens schuld seid. Aber Graf Styrum ist blos verschollen. Wenn auch mein Gram um ihn meine ganzen Sinne gefaßt hält, tröstete mich dennoch in den Momenten der bittersten Qual der Hoffnungsfunke: verschollen heißt nicht gestorben. Er kann nach Jahren aus türkischer Gefangenschaft wiederkehren, und dann, wehe Euch!"

Acacia nahm ein Medaillon aus seiner Brusttasche und hielt es der Gräfin vor Augen. Dann sagte er hohnlachend:

„Alſo Ihr glaubt, daß Graf Styrum dieſes goldene Herzlein von ſich gelaſſen, ohne es bis zum letzten Lebenshauche zu vertheidigen?“

Charlotte ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus. Dies goldene Herz enthielt ja Haare von ihrem eigenen Haupte. Sie hatte es dem Grafen, als er Wien verlaſſen mußte, als Unterpfand der Liebe und Treue zum Geſchenke gemacht und Otto hatte geſchworen, es nur mit ſeinem Leben zu laſſen. Er mußte alſo geſtorben ſein. Freilich konnte ſie nicht wiſſen, daß Fräulein Elsbeth es dem Grafen Styrum hatte abnehmen laſſen, als derſelbe beim Heimritte von Ofen in die Hände ihrer Helfershelfer fiel. Später ſendete ſie dieſe Liebesgabe an Acacia und der ſchlaue Franzoſe benützte nun dieſelbe zu einem neuen Schelmenſtücke.

„Heilige Mutter Gottes, ſtehe mir bei!“ ſtammelte endlich die Gräfin.

„Ja, bete für die Seelenruhe deines ehemaligen Bräutigams.“

Charlotte ſank nun laut aufſchluchzend in die Kniee und richtete die verzweiflungsvollen Blicke gegen Himmel. Ihre Sinne begannen zu ſchwinden, aber gewaltſam nahm ſie ſich zuſammen, richtete ſich ſtolz empor und ſprach endlich mit furchtloſem Antlitze: „Ihr habt ihn morden laſſen, theils aus Eiferſucht, theils weil er Euch beim Feſtturniere in Staub und Schmach geſchleudert. Vollendet nun das Werk eurer Rache, euer letztes Opfer iſt bereit, zu ſterben!“

„Nein, ſterben ſollſt Du nicht,“ flüſterte Acacia mit feurigem Blicke, „nein, lebe glücklich und in Wonne.

Mein Haß ist gränzenlos, noch mehr ist es aber meine Liebe. Du sollst auf Blumen durch das Leben wandeln, wenn Du einwilligst, mein Weib zu werden. Ich werbe ehrlich um Dich und will deine Unschuld nicht verderben."

Eine unbeschreibliche Lache rauschte von Charlottens zuckenden Lippen. Hohn, Erstaunen, Zorn, Verachtung und Jubel lag darin. Sie maß den frechen Brautwerber mit einem vernichtenden Blicke und stieß den Ueberraschten mit den kleinen weißen Händchen so tapfer zurück, daß er ein paar Schritte weit wegprallte.

„Eher sterben," rief sie, „als dem Scheusale, an dessen Hand das Blut meines gemordeten Vaters klebt, zum Altare folgen. Was Sthrum betrifft, so sagt mir eine selige Ahnung meines Herzens er lebt noch, trotzdem Ihr sein Medaillon habt, das Ihr durch List oder Gewalt erhalten haben könnt. Und selbst, wenn er todt wäre, will ich ihn rächen. Himmel, wie danke ich Dir für das Bischen Schönheit, das Du mir gnädig verliehen. Sie wird zum Dolche, um das Herz dieses Elenden zu durchbohren. Ja, eckler Mann des Erbarmens, meine Reize sollen Dich verderben. Geh', und verschmachte in Liebessehnsucht! Die Rache meiner Schönheit sei dein qualvoller, langsamer Tod und das Gift, an dem Du verkümmerst."

„Ich werde diese Blume zu knicken wissen," tobte Acacia. „Acht Tage hast Du Bedenkzeit, dann aber wirst Du mein, um jeden Preis. Ich werde mit Gewalt erzwingen, was Du thöricht und grausam verweigerst."

Nach dieser Drohung stürzte er hastig aus dem Gemache.

Tag um Tag verstrich nun.

Um die jeweilige Mittagsstunde erschien ein finster blickender Mann mit Speise und Trank. Es war eine jener marmornen Figuren, wie sie als Typus den Gefangenwärtern eigen sind. Ein blödes, stumpfsinniges Gesicht, kahler Kopf, den wenige wirre Haarbüschel zierten, Schnur- und Knebelbart von zweifelhafter Farbe, die Nase häßlich und eingequetscht, die Lippen schwülstig und aufgeworfen. Stumm und taub, hartherzig wie ein Kieselstein, beantwortete dieses abschreckende Individuum weder die Bitten, noch die Drohungen der Gräfin auch nur mit einem Worte.

Die Leser werden staunen, wenn wir ihnen sagen, daß abermals Capitän „Leicheneule" unter dieser Maske steckte.

Die Woche der Gnade, der Bedenkzeit ging zu Ende. Charlotte begann zu verzweifeln. Die junge rothe Rose war zur bleichen Lilie geworden.

Es war am siebenten Tage. Die Gräfin lag auf der weichen Ottomane, bleich wie der Tod, den sie im Herzen trug, denn Morgen sollte ja die entsetzliche Stunde gräßlichen Verbrechens schlagen. Vor ihren eingesunkenen Augen schwamm es wie ein Nebel, der immer dichter und dichter wurde, und entsetzliche Gestalten in seinem zauberhaften Schleier barg.

Zuerst erschien ein hohes, schönes Weib aus dem nebelhaften Dunste und winkte ihr lächelnd zu, alles Glück des Lebens verheißend, wenn sie dem Begehren des Franzosen nachgäbe. „Ich bin die Sünde," sprach das Weib, „und verspreche Dir eine Wonne, süßer als der erste Kuß unschuldiger, darum blöder Liebe." — Es lag ein Reiz

in jedem ihrer Worte, beſtechend, blendend wie etwa der Anblick einer Oaſe mit duftigen Blumen, grünen ſchattigen Bäumen und rauſchenden ſilbernen Quellen nach einer monatlangen entſetzlichen Pilgerfahrt durch eine endloſe Wüſte.

Nun verſchwand das lüſterne Weib und ſeine Stelle nahm ein todtenbleicher Mann ein, in ein blendendweißes Leilach gehüllt, einen Strauß hochrother Nelken am Herzen. Wenn man ſie aber anſehen wollte, dieſe Nelken, dann waren ſie flüſſiger Scharlach, waren friſch vergoſſenes Blut. Und dieſer Mann, kreideweiß, trug die Züge des Grafen Styrum.

„Im Tode," ſprach das Schauerbild, „ſtirbt die wärmſte Liebe; dies beherzige meine ſüße Blume. Der Handſchar eines türkiſchen Meuchlers hat dein rührendes Bild aus meiner wild zuckenden Bruſt geſchnitten, ich kann Dir nichts mehr ſein und das Leben iſt doch Alles, Alles! Faſſe nur Muth und leere den Becher wilder brautnächtiger Freude!"

Auch dieſes Gebilde verſank. Dann kam ein drittes: ein Greis mit ſchneeweißem Haupte, gräßlich röchelnd, denn ſeine Kehle war grauſam durchſchnitten; ein Strom von Blut ergoß ſich bei jedem Worte aus ſeiner tiefen Wunde und das Geſpenſt ſtöhnte langſam:

„Armes Kind, arme Tochter, ich kann deine Ketten nicht brechen! Graf Steineck iſt nicht mehr, ſie haben ihm geſtohlen allen Reſt rothen Lebens. Faſſe nur Herz, und ergib Dich in den Willen meines Freundes, des franzöſiſchen Agenten."

Charlotte schrie laut auf vor Entsetzen.

Und wieder verschlang der Nebel das Bild und dehnte sich immer breiter und weiter in das Unendliche. Das grauenhaft Formlose gewann endlich Gestalt und vor den verschwimmenden Blicken der Gräfin erschien der Avretbazar oder Frauenmarkt in Constantinopel, wie ihn der verstorbene Oheim Charlottens mehr als einmal beschrieben, als er nach langjähriger Kriegsgefangenschaft aus dem Türkenlande heimkehrte.

Es war ein trauriger Anblick: Sonnenäugige Cirkassierinnen, den Himmel im Blicke, üppige Ungardirnen, sinnliche Glut im Auge, egyptische Almeen, den Pfeil im zierlichen leichtfertigen Fuße, indische Bayaderen, verlorene schöne Kinder mit gemalten Wangen, hielten einen ausdrucksvollen Tanz.

Mitten in ihrem Kreise erblickte sich die Gräfin im Doppelgängerbilde, entblößten Leibes wie ihre Schwestern auf weichen Kissen liegen. Es war der Frauenmarkt, wo dies sündhafte Schauspiel in die Scene ging. Darauf kamen die Käufer, hohe bärtige türkische Männer und prüften die Reize der lebendigen menschlichen Waaren Stück für Stück.

Sollte dies der Gräfin Schicksal sein, wenn sie dem Andrängen des Agenten nicht nachgeben wollte?

Charlotte hätte versinken mögen in den Mittelpunct der Erde vor Scham und Grauen.

Die Natur hatte ihr einen Schleier an die Reize gebunden, bis an die Ferse wallende Haare. In dieses seidene Gewebe hüllte ihr Ebenbild die schneeigen Glieder

und ſchien geborgen vor den frechen, unheimlichen Blicken der buhleriſchen Turbanträger.

Da kam aber ein entſetzlicher Wohllüſtling, ein ungeſchlachter Mann und ſchlug den natürlichen Schleier zurück mit gewaltiger, ſündhafter, ſchamloſer Hand.

Im namenloſen Wehe kreiſchte das wehrloſe Weib auf und gleichzeitig verſank Charlotte in tiefe Ohnmacht.

Als die Gräfin wieder zur Beſinnung gelangte, ſprach ſie ein frommes Gebet und neuer Muth füllte ihr gequältes Herz.

„Wenn ich nur einen Dolch beſäße!“ rief ſie und trat ſinnend an das Fenſter.

Was war das!?

Etwas, das ſie nicht näher bezeichnen konnte, feſſelte ihre Aufmerkſamkeit. Sie ſtarrte noch achtſamer in den Abgrund hinunter. Der grauenhafte Schlund mochte an dreißig Fuß Breite zählen, die Nacht war finſter, denn der Mond war bereits untergegangen und dennoch war es der Gräfin, als gewahre ſie trotz der tiefen Dunkelheit eine menſchliche Geſtalt, die langſam und vorſichtig an der entgegengeſetzten Wand des Abgrundes herabzuklimmen ſchien.

Wer mochte das ſein!? Ein Freund oder ein Feind!? Ein Bote des Troſtes oder des Verderbens!?

Bald darauf hörte ſie ein Geräuſch, als ſei ein Mann in eine beträchtliche Tiefe hinabgeſprungen. Bald darauf lief eine menſchliche Geſtalt, wohl derſelbe räthſelhafte ſpäte Gaſt, welchen Charlotte früher am jenſeitigen Rande des Abgrundes zu gewahren glaubte, nach dem Thurme, in

dessen oberstem Stockwerke sich die Erkerstube befand, welche zum Kerker der Gräfin bestimmt war.

Charlotte zitterte vor Erwartung. Ihre Seele lag in ihrem Blicke.

Der Fremde berührte das Mauerwerk mit seiner rechten Hand, die Füße stemmten sich gegen die Fugen der Steine, die linke Hand langte noch höher hinauf und im nächsten Augenblicke schwebte ihr Eigenthümer zwölf Fuß über dem Abgrunde, hin und her kollernd wie ein Eichhörnchen, das mit seinem Schwänzchen an einem Aste hängt.

„Gott schirme ihn! Es ist ein Retter!“ betete die Gräfin.

Im Augenblicke erdröhnten schwere Tritte. Die Wächter des abgelegenen Gebäudes machten die übliche Runde. Der Fremde hing währenddem regungslos in der Luft. Zu seinem Glücke fiel es keinem der Wächter bei, näher an den Thurm zu treten oder nach aufwärts zu blicken. Wer hätte das auch geahnt!

Die Runde entfernte sich. Die Gestalt steckte aufs Neue den rechten Arm empor, das frühere Manöver folgte, der Fremde war bereits um zwei Klafter emporgeklettert. Ein Matrose erklimmt den Mastbaum nicht gewandter und rascher.

Eine zweite, dritte, letzte Anstrengung — der Fremde hatte das Fenster erreicht und ein der Gräfin unbekanntes Männerantlitz, aus welchem jedoch die größte Ehrlichkeit und Biederkeit blickte, sah durch die Gitterstäbe, welche die Hände fest umklammerten.

„Welches Wagestück!“ flüsterte die Gefangene.

„Ach, das ist reines Kinderspiel," murmelte der Mann. „Für den flinken Ziegeldecker Reßytko ist selbst der Stefansthurm nicht hoch genug."

Charlotte jubelte im Stillen. Also der Mann war Reßytko, dessen Name ihr nicht unbekannt geblieben, da Graf Styrum mehrmals des Kleeblattes der wackeren Bursche erwähnt hatte, das so treu an ihm hing. Der verwegene Ziegeldecker hatte ausgekundschaftet, was Acacia mache, als er ihm wie ein Schatten zu folgen begann. Er entdeckte dessen Schlupfwinkel und spürte somit die Höhle des Raubthieres auf.

„Reßytko nennt Ihr euch?" frug Charlotte.

„So ist es," war die Antwort. „Ihr kennt mich also? Desto besser, so müßt Ihr um so eher die Gräfin Charlotte von Steineck sein, die man in Wien an allen Ecken und Enden sucht."

„Ich bin es. Was bringt Ihr mir für Hilfe?"

„Muth, edle Gräfin. Sucht Euch zu fassen. Morgen Abend schlägt die Stunde euerer Befreiung."

„Erst morgen Abend?" stammelte die Gräfin enttäuscht.

„Früher ist es unmöglich. Ich muß erstens einen weiten Umweg bei der Heimkehr einschlagen, wie ich es bereits in der heutigen Nacht thun mußte, um hieher zu kommen. Der schuftige Franzose ist auf seiner Hut, hat auch Recht so zu handeln, denn die Geschichte kostet ihm den Hals. Seine Kundschafter schleichen überall hier herum und ich bin nicht gefeit gegen ihre Kugeln. Zweitens braucht es Zeit, bis ich zum Pestkönige gelange, der während eurer Abwesenheit kurios mit den Gaunern und

Leichendieben gewirthschaftet hat. Ihr werdet dies Alles erfahren, wenn Ihr frei seid."

„Ich will mich gedulden und kann dies leichter, da erst morgen Abends der Agent meine Antwort auf seine Werbung holt."

„Nehmt die List zu Hilfe, wenn euer Muth nicht ausreicht. Laßt den ausländischen Schelm meinen, er hätte endlich Gnade vor eueren Augen gefunden.

„Was fällt Euch ein?"

„Nur keine unzeitige Ziererei! Es handelt sich ja nur um wenige Stunden. Dann gebe ich Euch hier auch einen treuen verläßlichen Beschützer."

Bei diesen Worten ließ Reßytko mit der linken Hand den Gitterstab fahren, griff in die Rocktasche und reichte der Gräfin ein scharfgeschliffenes Dolchmesser, das sich wohlverwahrt in einer ledernen Scheide befand.

Charlotte fühlte ihren Muth wachsen. Die ersehnte Waffe befand sich in ihren Händen.

„Noch Eines!" sagte Reßytko. „Labt Euch heute herzhaft an Speise und Trank, stärkt Euch mit dem edlen Rebensafte, er bringt wohlthätigen Schlaf; aber morgen hütet Euch, auch nur eine Brosame, auch nur einen Bissen der Eßwaaren zu genießen, die man Euch bringen wird. Wie Ihr mir sagtet, ist morgen der entscheidende Abend und man könnte daher die Absicht hegen, Euch einen Schlaftrunk zu reichen."

„Tausend Dank für diesen Rath. Ich werde von dem heutigen Nachtmahle, das ich noch gar nicht berührte, für morgen genug erübrigen."

„So lebt denn wohl, ich muß mich sputen. Der Himmel nehme Euch einstweilen in seinen allmächtigen Schutz."

„Gott sei mit Euch!"

Der Ziegeldecker begann abwärts zu klettern. Charlotte blickte ihm ängstlich nach, hörte wie er glücklich in die Tiefe gelangte und es schien ihr, daß er auch den jenseitigen Rand erreicht habe. Tiefe Stille herrschte ringsumher. Es war geglückt.

Charlotte sank betend in die Kniee. Dann folgte sie dem Rathe des Freundes, des biederen Mannes aus dem Volke, und setzte sich zum Nachttische. Ach, seit langem hatte ihr Speise und Trank nicht so wohl gemundet. Zuletzt stellte sie einen Rest Wein, Brot und kalten Braten für den kommenden Tag beiseite und verfiel endlich in einen tiefen, wohlthuenden Schlummer.

Die Sonne ging auf. Die Stunden verliefen Charlotten eintoniger und langsamer, als an den vorhergehenden Tagen. Um die Mittagsstunde wurde ein neuer Speisekorb gebracht und auf das Tafelbret gestellt. Charlotte hütete sich natürlich ihn zu berühren.

Die Zeit schritt in alter Weise vorwärts, zu langsam freilich für die Sehnsucht einer Gefangenen, die ihrer Befreiung harrt.

So wurde es Abend. Charlotte richtete ein Gebet um Stärkung zum Himmel.

Acacia trat endlich ein. Sein Blick verfinsterte sich, als er den unberührten Speisekorb gewahrte, was jedoch Charlotte nicht zu bemerken schien.

„Charlotte," ſprach Roger, „iſt dein Trotz endlich
ſchöpft? Willſt Du mich küſſen als zärtliche Braut?"
„Ach, Chevalier, mein Muth droht bereits zu er-
hmen."
„Ja, Acacia verſteht es, ſpröde Weiber zahm zu
achen."
„Gebt mir noch drei Tage Bedenkzeit."
„Die Zeit des Harrens iſt vorüber."
„Wartet wenigſtens noch zwei Tage ab."
„Meine Langmuth iſt zu Ende."
„Nur vierundzwanzig Stunden noch!"
„Keine Minute!"
„Ich bitte Euch um dieſe letzte Gnadenfriſt!"
„Unmöglich!"
Acacia trat näher. Es war der entſcheidende Au-
enblick.
„Himmel ſtehe mir bei!" ſtammelte die Gräfin.
„Dort oben haben ſie taube Ohren für die Wiener,"
hnlachte der Franzoſe.
In dem Momente ertönte von außen Waffengeklirr.
acia ſtutzte, der Miſſethäter erblaßte in der bangen
orſtunde des nahenden unerbittlichen Gerichtes.
„Meine Befreier nahen!" jubelte Charlotte.
„Zu ſpät!" donnerte der Franzoſe, die Arme aus-
eitend.
„Zurück, Scheuſal!" rief die Gräfin das Dolchmeſſer
tbloßend.
Acacia prallte überraſcht zurück. Schwere Tritte wur-
n hörbar, gewaltige Schläge machten die Thüre erbeben.

„Oeffnet im Namen des Oberrichters Fürsten Schwarzenberg!" ertönte von außen die Stimme des Rumorlieutenants Wal von.

„Muth, Gräfin!" rief ferner Reßytko's Stimme. „Meine Streitaxt wird uns gleich Bahn gebrochen haben."

Der Franzose schien den Muth zu verlieren. Röthe und Bläße wechselten in seinem Antlitze. Er sank bittend in die Kniee.

„Gnade!" flehte er. „Gnade, schöne Gräfin, laßt mich nicht morden!"

„Mörder meines Geliebten!"

„Graf Stirum lebt!"

„Also doch!" Charlotte blickte dankbar gegen Himmel.

Acacia benützte den Augenblick — die Furcht hatte der schlaue Bösewicht nur erheuchelt — schlug der Gräfin den Dolch aus der Hand und umschlang sie dann mit gewaltigen Armen.

Charlotte kämpfte verzweiflungsvoll, sie fühlte Blut aus ihrem rechten Arme rieseln. Acacia hatte sie mit einer Lanzette blutig geritzt.

Er ließ die Gräfin los.

„Heirate deinen Liebsten!" rief er. „Die Brautjungfer harrt bereits des Brautganges."

„Die Brautjungfer!" stöhnte die Gräfin.

„Man nennt sie — Pest!"

Charlotte sank auf die Ottomane. Acacia öffnete mit einem Schlüssel, den er an einer Schnur am Halse

rug, eine geheime Tapetenthür. Eine Wendeltreppe zeigte ich, bei welcher Capitän „Leicheneule" Wache hielt.

„Schaffe Charlotte bei Seite," rief er ihm zu. „Selbst mit der Peſt behaftet, ſollen unſere Verfolger ſie nicht bekommen."

Dann verſchwand er.

Als bald darauf die Befreier in das Erkergemach eingedrungen, fanden ſie es leer.

Keine Spur vom Franzoſen und der Gräfin.

Dreißigſtes Capitel.

In der Peſtgrube.

Um die Stadt Wien herum befanden ſich beiläufig hundert Peſtgruben von ungeheurer Größe, deren jede von denen 4 bis 5000 Peſtleichen in ſich aufgenommen hatte.

Unausgeſetzt zu denſelben, vom früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht rollten die gewaltigen Leichenkarren, von theuer bezahlten Peſtknechten geleitet, die in jene entſetzlichen Todesſchlünde in rauheſter Weiſe ihre Ladung zu überbringen ſich beeilten.

Es war in der elften Nachtſtunde, als noch ein Leichenwagen ſchwerfällig zum Kärntnerthore hinaus kollerte. Demſelben folgte eine ärmlich gekleidete Frau von etwa dreißig Jahren, einen kleinen Knaben mit ſich führend, das bleiche kummervolle Antlitz bethränt, und dabei inbrünſtig betend. Ihr folgten in einiger Entfernung zwei in einfache Leichte Mäntel gehüllte Männer von ſtattlichem Ausſehen.

Als der Leichenwagen bei der ihm zum Ziele bestimmten Grube — gegen das Burgthor zu — anhielt und sich die Knechte zu ihrem schauerlichen Dienste anschickten, nämlich die Leichen in ihren furchtbar improvisirten Hüllen vom Karren wieder wie Mauerblöcke in die Grube schleuderten, brach die ihnen gefolgte Frau in herzzerreißendes Schluchzen aus, in das der Knabe alsbald kläglichst mit einstimmte, während Beide die jammernden Ausrufe vernehmen ließen: „Mein Mann! Mein guter Mann! Mein Vater! Mein lieber Vater!"

Das war den beiden Herren in ihrer Nähe genügend. Sie traten an die Unglücklichen heran.

„Kommt, gute Frau," sagte der Eine milden Tones, „folgt mir mit eurem Knäbchen, es ist hier kein gutes Verweilen an diesem Orte des Todes. Euer Kind ruft Euch in das Leben zurück und ich will Euch, wenn es Noth thut, helfen so viel ich vermag, um euer Unglück erträglich zu machen. Vertraut auf Gott und gute Menschen!"

„Ach, mir hilft nichts mehr!" entgegnete weinend das Weib. „Mein einziges Glück ist da unten gebettet! Aber Fluch dem Mörder, der ihn mir geraubt!"

„Was meint Ihr damit?" fragte der stattliche Herr, aufmerksam werdend. „Ich denke doch, euer Mann war pestkrank."

„Freilich wohl, aber er hätte ohne die schändliche Habsucht seiner Wärter gerettet werden können."

„Seiner Wärter? Wer waren diese?"

„Todtengräber Unkner und sein Weib."

„Paßt auf, Malvon, da erfahren wir ein paar neue Indicien. Es wird Zeit die Schlinge einzuziehen. Erzählt noch, gute Frau. Vielleicht bin ich im Stande, den Thäter zu bestrafen."

„Gottes Fluch und Strafe über die Ungeheuer! Seht, mein Mann erkrankte an der Pest, und ich bot meine letzten Ersparnisse auf, um die genannten Wärter zu bezahlen. Eine schöne Summe war bereits in ihre Hände übergegangen, denn sie drohten, daß mein Mann sicher sterben müsse, wenn ich ihnen nicht all' meine Habe gäbe. Ich that dies, und wähnte ihn zu retten. Als ich aber nichts mehr besaß, was den mindesten Werth hatte, wurde mein Mann, der sich bisher sichtlich erholt hatte, plötzlich neuerdings von der Pest befallen und starb binnen kurzer Frist, während die Wärter hohnlachend sich entfernten."

„Nun, wer weiß ob die Wärtersleute Schuld daran sind?"

„Ich habe sichere Anzeichen. Erstens kam Niemand in seine Nähe als ich und die Wärter, dann fand ich an seinem Arme eine Wunde, welche mit einem scharfen Instrumente gemacht worden sein mußte, das aber zweifelsohne vergiftet war, denn der Riß zeigte sich brandig und faul; so viel verstehe ich von der Chirurgie, denn ich bin eine geschickte Hausdoctorin."

„Entsetzlich! Und Ihr sagt, es sei der Todtengräber vom Stefansfreithofe?"

„Er oder sein Weib muß es gethan haben. Auch schwuren sie mir Tags vorher, daß, wenn ich nicht neuer-

dings Geld herbeischaffe, mein Mann auf den Pestkarren käme."

„Seid getrost, Frau, und geht mit uns nach der Stadt zurück, wo ich für Euch und euer Kind Sorge tragen werde. — Malvon, morgen gehen wir auf die Jagd, nehmt ein paar tüchtige Reuter mit, umstellt in aller Frühe das Wild und zieht von ferne das Netz, daß es uns nicht entwische."

Eine halbe Stunde später war diese Stelle leer, und weit in der Runde kein Mensch zu erblicken.

Da ließ sich plötzlich, nahe schon der Mitternachtsstunde Gesang vernehmen, ein zwar etwas im melancholischen Tone gehaltenes Lied, von einem Manne mit starker, wenngleich wie bei einem Betrunkenen, mit nicht ganz sicherer Stimme gesungen.

Das Lied lautete wie folgt:

„Ich bin wohl ein armer Gesell,
Hab' nichts mehr zu zehren;
Ich gehe oft bei mir selbst,
Wie ich mich will ernähren.
Es geht mir allenthalben ab
Weil ich all's verloffen hab.
O Jerum! O Jerum!

Ich in Geld hab' ich, das kränkt mich sehr,
Und bin dann viel schuldig;
Kein Wirth borgt mich nimmermehr,
Das macht mich ungeduldig.
Schneider, Schuster, Bauersmann,
Scheren mich allenthalben an!
O Jerum! O Jerum!

Kein Wunder wär, ich ließe mich
Lebendig noch begraben,
Und daß die Würmer treffen mich,
Damit ich Ruh' könnt' haben.
Ich komm' sonst nicht der Marter ab,
Bis man mich leget in das Grab.
O Jerum! O Jerum!

Wer konnte der verwegene Sänger sein, wenn es nicht in dem Zollhause Entsprungener war?

Niemand Anderer als — unser Volkssänger Augustin.

Augustin befand sich kurz vorher, wie täglich auf dem Wege vom „rothen Dachel" zu seiner Wohnung auf der Landstraße. Nur war es ihm heute, da er mehr als genug über den Durst getrunken hatte, leider begegnet, daß er vom geraden Pfade ablenkte und in der Richtung nach der früher erwähnten Pestgrube hinwankte.

Und also gemächlich vor sich hinbalancirend, sang er das obige Lied. Er gedachte, immer fortschwankend, die letzte Strophe zu wiederholen und hatte auch wirklich bereits die Worte: „Bis man mich leget in das Grab" mit schon ganz schwer gewordener Stimme mehr gestammelt als gesungen, als er — nach Art aller Betrunkenen — entweder in die Höhe oder nach allen Seiten, nur nicht gerade vor sich hinblickend, an die offengelassene und bis auf mehrere Klafter beinahe angefüllte Pestgrube gelangte und mit dem letzten Schritte auf die Leichenmasse darin niederfiel, um — so wollte es sein seltsames Geschick — daselbst, als wäre es auf seinem Dachstubchen-Lager, augenblicklich in

so festen Schlaf zu versinken, daß er später nicht einmal fühlte, wie ihm noch mehrere Körper nachstürzten.

Es war am andern Morgen.

Ein offener Leichenwagen, von schwarzer Farbe, gegen welche einige auf die Pest bezügliche phantastische Malereien in Weiß einen grellen Abstand bildeten, gezogen von einem einzigen Pferde — einer wahren Schindmähre — mit Leichenbehängen geziert, hielt an derselben Grube, in welche Augustin gestürzt war. Die Führer lenkten den Karren an den Rand der Grube, spannten das Pferd aus und richteten sich, den Wagen umzustürzen, um die grausige Ladung in die Kluft zu schütten.

Ein Officier, begleitet von einem Dragoner, ritt eilig des Weges daher, sich mit Abscheu von dem gräßlichen Schauspiele wendend. Sein kräftiger Begleiter, weniger eckig, warf einen Blick auf den Leichenkarren, auf dem sich eben die Umrisse eines weiblichen Leichnams zeigten, um den sich eben einer der Begleiter des Karrens beschäftigt zeigte.

Ein wohlbekanntes, selbst im Tode liebliches Antlitz zeigte sich dem Auge des Betroffenen.

„Gräfin Charlotte!" schrie er entsetzt auf.

Sein Herr wendete, erschüttert von dem Ausrufe, seinen Kopf um und stürzte wie vernichtet vom Pferde.

„Meine Charlotte!" rief Graf Styrum, denn er war es, der eben aus Ungarn anlangte, und eilte wie wahnsinnig auf den Karren zu. Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Wahrsagung der Sibylle, daß Charlotte erst dann sein eigen werden solle, wenn sie auf dem Leichenkarren

ruhen werde, kalt und starr, eine Beute für den Todtengräber des Stefansfreithofes. Und war das nicht der grinsende Schädel des Unholdes, der sich über sie gebeugt hielt? Sie war nun sein eigen, aber todt, in der Blüthe ihrer Schönheit hingeschlachtet von dem gräßlichen Würgeengel — der Pest.

Schluchzend stürzte er in die Kniee. Sein Begleiter, der wackere Bärentödter Luftig, nun Wachtmeister im baireuthischen Dragonerregimente, beugte sich zu seinem geliebten Herrn, aber kein Wort drang über seine Lippen, so sehr hatte ihn selbst die Scene ergriffen.

Der eine Begleiter des Pestkarrens beschäftigte sich noch immer mit den Leichen.

„Hollah! Was gibt's hier?" ertönte eine Stimme.

Mehrere Reiter sprengten heran. Es war der „Pestkönig" in Begleitung des türkischen Chirurgen Schack, gefolgt vom Rumorlieutenant Malvon. Eine Abtheilung der Sicherheitswache marschirte im Sturmschritt von einer Seite daher, während ein Cordon sich von der andern Seite näher zog.

Der Fürst erfaßte im Momente das traurige Schauspiel. Er kannte den ritterlichen Helden und dessen schöne Braut.

Der türkische Chirurg näherte sich dem Pestkarren, von dem der eine Begleiter sich sogleich entfernt hatte, und warf einen Blick auf die Leiche. Erst stutzte er, als wollte er seinen Augen nicht trauen, dann trat er nahe an dieselbe heran, ergriff ihre Hand, befühlte den Puls, hielt einen kleinen Spiegel an den Mund der Leiche und rief: „Durchlauchtigster Herr, in diesem Mädchen ist noch Leben. Wenn

es sogleich transportirt wird und in meine Behandlung kommt, dürfte es zu retten sein."

Graf Styrum blickte auf und starrte wie im Wahnsinne den Doctor an. Dann warf er sich über den Knaben und fühlte mit bebender Hand an dem Herzen der anscheinenden Leiche.

„Sie lebt! Sie lebt!" jubelte er im maßlosen Entzücken. „Doctor, wenn Ihr sie mir rettet, gehört Euch mein halbes Vermögen."

„Schnell Leute," befahl der „Pestkönig." „Helft die Dame dahin bringen, wo Euch Doctor Schack anweist. Wer seid Ihr, Todtenkarrner? Und wie kam das Mädchen noch lebend auf euren Wagen. Ich weiß wohl, es geschieht öfter, daß Personen, die noch halbes Leben in sich haben, mit den Todten aufgehoben und auf den Leichenwagen geschleppt werden. Leider ließ sich dies nicht hindern. Wie aber kam diese Dame dazu? Erzählt. Und vor Allem nennt mir eure Namen."

„Gnädigster Herr," sagte ein junger Mann, „ich bin der Nachtfuhrknecht Veit Hofmayer aus der Roßau."

„Und ich," sagte ein anderer, „der Träger Andreas Reinisch aus dem Lichtenthal."

„Euch Beide kenne ich als brave Burschen, die mit seltenem Muthe ihrem Geschäfte obliegen*). Wie kam aber das Mädchen hierher?"

*) Beide wackeren Burschen waren noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Wien bekannte Persönlichkeiten.

„Ja seht, gestrenger Herr Pestkönig," erwiderte Reinisch, „das wissen wir beinahe selbst nicht. Ein Mann, der die Leiche auf seinen Armen trug, eilte aus der Vorstadt herbei. Gerade als eine Abtheilung Rumorwache erschien, legte er dieselbe auf unseren Wagen und lief davon. Wir hielten das Mädchen für todt und den Mann beauftragt, die Leiche fortzuschaffen. Deßhalb ließen wir sie liegen und wollten sie mit den andern in die Pestgrube schaffen."

„Wer ist der dritte Mann da bei Euch?"

„Euer Gnaden unterthänigst aufzuwarten," nahm dieser das Wort, „ich bin einer der thätigsten Arbeiter, der Todtengräber Unkner, der der Regierung schon wichtige Dienste geleistet hat, insbesondere durch Entdeckung der Leichenfämännin aus dem Fischtrühel."

„Wie kommt Ihr daher?"

„Ich folge so oft ich Zeit habe dem Leichenkarren, um zu sehen, ob man nicht meiner bedürfe. So auch jetzt. Mir schien der Tod der jungen Dame zweifelhaft und — im gewohnten Bemühen zu retten wo es möglich ist — beschäftigte ich mich soeben mit ihr, als Euer Gnaden erschienen."

„Das ist erstunken und erlogen!" tönte eine Stimme aus der Pestgrube. „Bestohlen hat er den Leichnam, ich bemerkte es aus dem ungeheuren Sarge heraus, in dem ich liege. Durchsucht seine Taschen, es müssen die Armbänder und der Halsschmuck darin stecken."

Unkner sank wie vom Blitz getroffen zu Boden.

Sogleich sprangen einige Soldaten herbei, und richtig, das Geschmeide wurde aus seinen Taschen hervorgezogen.

„Vergebt mir, hoher Herr! Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich zum Erben der verstorbenen Dame zu machen. Es ist mein erster Fehltritt, und er hatte ja keine Folgen. Bedenkt, daß ich durch Entdeckung jenes weiblichen Ungeheuers dem Staate einen großen Dienst erwiesen habe."

„Gleißnerischer, unerhörter Bösewicht! Glaubst Du, ich kenne dein ruchloses Treiben nicht? Mörder mit der Lanzette, Räuber des Waisengutes, Gott führt Dich der gerechten Strafe in die Hände. Du erwähntest der Frau Lahrenbecher. So wisse denn, daß mit dem Augenblicke, als ich Dich, den wahren Urheber und Verbreiter der Pestseuche in die Hände der Justiz gegeben habe, dein unschuldiges, für seinen Aberglauben durch die lange Haft genugsam bestraftes Opfer freilasse. Rumorlieutenant, bringt das Scheusal an seinen Bestimmungsort. Seine Frau ist bereits aufgehoben, und der Schlupfwinkel, wo die geraubte Waare liegt, entdeckt."

Vergebens wand sich Unkner zu den Füßen des strengen, aber gerechten Fürsten. Er wurde ergriffen, gefesselt, und in das Gefängniß abgeführt.

Fürst Schwarzenberg wendete sich nun an die Uebrigen. Graf Sporum und Doctor Schack hatten alles mögliche versucht, die arme Gräfin zu beleben. Es gelang ihnen endlich, und der erste Blick, welcher auf den Heißgeliebten fiel, verrieth, daß die neu erwachte Hoffnung das beste Heilmittel in allen Krankheiten sei. Zudem war Charlotte nicht von der Pest befallen, denn Acacia, der mit der Lanzette nach ihr gestochen, hatte sie nur

leicht verwundet und — — da er in der Haſt vergeſſen, ſelbe in den Peſtſtoff zu tauchen — ihr damit keinerlei Krankheitsſtoff eingeimpft. Capitän „Leicheneule," der beauftragt war, ſie fortzuſchaffen, hatte ſie, als er einer Truppe Rumorwache begegnete, auf den erſten beſten Leichenwagen gelegt, und war entflohen.

Sorgfältige Pflege gaben Charlotten bald die Röslein auf den Wangen wieder, für deren Nimmererlöſchen der ritterliche Bräutigam eifrigſt Sorge trug.

„Ja, was iſt's denn eigentlich?" tönte nochmals die Stimme aus der Peſtgrube. „Werd' ich da ewig unten bleiben müſſen?"

Man erinnerte ſich nun erſt an die ſeltſame Weiſe, auf welche Unkner entlarvt worden war.

Einige Männer traten näher und erkannten — den Volksſänger Auguſtin, der aus ſeinem Schlafe geweckt worden und, voll Erſtaunen über die Art, wie er da hereingekommen, ſtummer Augenzeuge des Vorgefallenen geweſen. Nach und nach kam er zur Beſinnung, und wurde ſo zum Ankläger des verruchten Diebes.

Man ſollte nun glauben, daß Auguſtin ein Opfer dieſes unglücklichen Ereigniſſes geworden ſei, aber im Gegentheile, es ſchadete ſeinen ſtarken Nerven nicht im Mindeſten. Er wurde aus der Peſtgrube hervorgezogen und erzählte ſein Abenteuer überall mit lachendem Munde, wobei ihm das Mitleid der Zuhörer reichliche Spenden eintrug. Er überlebte die Peſtzeit frohen Muthes, war übermäßig im Genuſſe wie ſonſt, und als ſpäter die Seuche erloſch, fing er ſeine Productionen von vorne wieder an.

Das nächtliche Abenteuer brachte er in wohlklingende Verse, componirte eine volksthümliche Melodie zu der Ballade, und sang sie unter jubelndem Beifalle in allen Schänken ab. Wir müssen ferner hier einschalten, daß er noch lange Jahre gesund und voll köstlichen Humors lebte, bis ihn am 10. October 1705 der Tod ereilte. Nach gewohnter Weise hatte er eine Nacht durchschwelgt, war zu Hause gewankt, und da traf den bereits sechzig Jahre alten Mann in seinem Kämmerlein der Schlag. Er wurde auf dem großen Nikolaigottesacker — wo jetzt der Kirchenplatz der Landstraße — begraben.

Was die Pestseuche anbelangt, so schien es, als ob die Pest mit der Gefangennahme der ruchlosen Missethäter, des Todtengräbers und seines Weibes, ihre Kraft verloren habe; eine scharfe Kälte trat nebstbei ein, und es starben im Monate November nur mehr 2400 Menschen. Im December endlich wurde die Luft noch kälter und reiner, und das Uebel verlor sich gänzlich.

Nun fanden sich auch wieder von allen Seiten betriebsame Menschen in Wien ein, welche die Verstorbenen zu ersetzen begannen, und am Weihnachtstage wurden allein bei St. Stefan 95 Paare getraut.

Unter diesen Letzteren waren Graf Styrum und seine holde Charlotte, und der wackere Geselle Franz Schenfellner mit Ludmilla Lahrenbecher, welchen Letzteren der gütige Fürst Schwarzenberg eine schöne Summe als Ausstattung gespendet hatte. „Zipferl," welcher wunderbarster Weise, trotz seiner namenlosen Furcht, der Pest immer entwischt war, durfte der Braut-

führer Ludmilla's seit, und er hatte es verdient, denn nebst seinen lächerlichen Jeremiaden und überaus komischen Furchtgeberden hatten das Mädchen gar oft seine herzlichen Trostsprüche aufrecht erhalten und zerstreut.

Einunddreißigstes Capitel.

Zwischen Himmel und Erde schwebend.

Wir haben den Agenten Roger Acacia verlassen, als er die geheime Thüre öffnete und über eine Wendeltreppe entfloh. Diese letztere führte an das unterste Stockwerk des Thurmes und von da durch einen bedeckten Gang nach der Tiefe des Abgrundes.

Acacia glaubte sich gerettet. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Reßytko, der Ziegeldecker, der schon von außen seine Stimme gehört hatte, gewahrte mit seinem Falkenblick augenblicklich das Schlüsselloch in der Nische. Ein paar Hiebe seiner mächtigen Streitaxt genügten, um die Tapetenthür in Trümmer zu schmettern.

Auch wurde die Verfolgung sogleich aufgenommen.

Dies war jedoch nicht die einzige Gefahr, welche den flüchtigen Franzosen bedrohte. Auch unten lauerten die Verfolger. Ein Rottenmeister der Rumorwache war in seiner Jugend längere Zeit hindurch Maurerbursche gewesen und hatte damals bei einer Reparatur, die an dem nachherigen Haftorte der Gräfin Charlotte vorgenommen worden, eifrig mit Hand angelegt. Er wußte daher um den geheimen Ausgang und ließ ihn hastig besetzen.

Acacia hörte sowohl unter als ober sich Gewehre klirren. Der Schurke schien verloren zu sein.

Plötzlich erblickte er rechts einen kurzen Seitengang. Seine Füße trugen ihn fast mechanisch nach dem neuen Zufluchtsorte. Es war eine unfreundliche Nacht. Dichte Wolken bedeckten allmälig den Himmel und halfen die Finsterniß also mehren, daß man keine drei Schritte weit zu sehen vermochte. Zwar schimmerte der Mond zuweilen freundlich durch die grauen Wolkenschichten, aber nur, um nach Secundendauer auf's Neue zu verschwinden und das mächtige Dunkel noch bedrohlicher erscheinen zu lassen. Zuweilen heulte es schaurig im Westen auf und heftige Windstöße verkündigten die Nähe eines gewaltigen Sturmes. Trotz der Finsterniß eilte Acacia in seiner Todesangst, wie blindlings durch den Seitengang. Die Wache nahte. Es war ihr Werk, daß der Verbrecher plötzlich den festen Boden unter sich schwinden fühlte und etwa vier Fuß tief in den Mauerrand hinabstürzte. Der Seitengang war ein Trugpfad, der nach dem Abgrunde führte, daher bestimmt, Opfer, die aus dem Thurme zu entfliehen suchten, in das Verderben zu locken.

„Mein Glück oder Unglück!" so sagt ein altes Sprichwort. An der Stelle, wo Acacia in den Abgrund hinabgestürzt war, ragte ein starker Balken horizontal vom Ufer ab in den Abgrund hinaus, an dessen äußerstem Ende an einer eisernen Krempe ein Kolben mit einer Rolle hing, in welcher mehrere gewaltige Seile liefen. An diesen Seilen war ein hölzerner Sitz befestigt, wie ihn die Maurer bei

Ausübung ihres mitunter halsbrecherischen Gewerbes zu benützen pflegen.

Acacia hatte vor der Entführung der Gräfin alle schadhaften Stellen des Mauerwerkes ausbessern lassen und bei dieser Gelegenheit war in der Hast der Arbeit der Balken sammt Zugehör vergessen worden.

Diesen schwankenden und unsicheren Sitz nahm nunmehr der ehemalige Zwingherr des Thurmes im bedrohlichen Dunkel einer stürmischen Nacht ein.

Eine schöne Lage das.

Zu noch größerem Unglücke waren die Stricke nicht sorglich genug befestigt worden, gaben nach und der luftige Sitz schwankte wie eine Schaukel hin und her, rollte auch ein paar Secunden immer tiefer und tiefer. Endlich waren die Seile bis zum nächsten harrenden Knoten abgelaufen und Acacia sah sich, als der Mond für einen Augenblick aus dem dichten Wolkenschleier trat, als Seitenstück zu dem Sarg des Propheten in Mekka zwischen Himmel und Erde schweben, etwa achtzehn Fuß unter dem Seitengang, mehr als vierzig Fuß über dem Abgrunde.

Und doch pries sich Acacia glücklich.

Bald schimmerte Fackelschein aus dem Seitengang. Seine Verfolger suchten seine Fährte aufzufinden.

„Hier ist nichts aufzustöbern," sprach der früher erwähnte Rottenmeister, „dieser Gang führt nach dem Abgrunde."

„Sollte er hinabgestürzt sein?" meinte Reßnyko.

„Nein, da hätte man den Schurken schreien gehört," entgegnete Lieutenant Malvon, „er muß durch einen anderweitigen geheimen Gang entkommen sein."

„Dem Galgen entläuft er doch nicht," tröſtete der Ziegeldecker.

Der Fackelſchein verſchwand, Stimmen und Tritte verklangen.

Es war die höchſte Zeit, denn der Mond trat abermals zwiſchen den Wolken hervor.

Acacia ſtöhnte laut auf.

Sein Glück war die raſch wiederkehrende Dunkelheit. Bei dem Anblicke der ſenkrechten, furchtbaren Tiefe unter ihm, faßte nämlich den Franzoſen ein entſetzlicher Schwindel, machte alle ſeine Nerven erbeben und ſchüttelte den verunglückten Mann wie ein jäher Windſtoß die zitternde Espe.

Es war ein entſetzlicher Anblick! Acacia drohte zu erſtarren. Seine Glieder, Arme und Beine ſchienen vor Angſt und Grauen wie gelähmt. Im blinden Schrecken vergaß er ſogar, welches Gericht ſeiner harrte.

Er rief mit lauter Stimme um Hilfe, ſich ſelbſt mit der Ausſicht tröſtend, die Erkerſtube liege nicht ſo fern und gleich werde und müſſe man ſeinen Schrei um Rettung aus dieſer Lage der Noth vernehmen und beantworten. Thörichte Täuſchung!

Die Windſtöße aus Weſten mehrten ſich mit jeder Spanne Zeit und trugen den Schall ſeiner Stimme nach einer Richtung, aus welcher durchaus kein Beiſtand herbeieilen konnte. Lag doch der Abgrund öde und einſam wie eine Wüſte.

Der Agent weinte vor Wuth und Beſorgniß.

Was ihn am meiſten verletzte, war das fröhliche Gejohle, das luſtige Geſinge, welches die Windſtöße zeitweilig an ſeinem ängſtlich lauſchenden Ohre vorübertrugen.

Ein paar Mann der Rumorwache hatten es ſich in einem der Gemächer bequem gemacht und labten ſich an den köſtlichen Speiſen, an dem herrlichen Rebenſaft, kurz an demſelben Mahle, das Acacia zur Feier ſeiner bevorſtehenden gewaltſam herbeigeführten Brautnacht hatte herbeiſchaffen laſſen. Daher ſtammte das freudige Gejohle und luſtige Singen.

Der Franzoſe ſchäumte vor Ingrimm Ein ſchöner Bräutigam, deſſen Buhle die Windsbraut war!

Es gab zudem noch einen Gedanken, der wie geſchmolzenes Blei in die Wunden ſeiner Seele fiel. Wie, wenn raſch angewendete ärztliche Hilfe die Gräfin retten ſollte? Wenn Graf Styrum, um deſſen bevorſtehende Ankunft in Wien der Franzoſe wußte, ſchon eingetroffen wäre? Wie, wenn ſich die halb geknickte, gräfliche Roſe unter der zärtlichen Obhut und Pflege der Liebe zur neuen Blüthe entfalten würde?

Lag dies Alles nicht im Bereiche der Möglichkeit!?

Wie, wenn der Graf die geneſene Gräfin zum Traualtare führen und ein Liebesleben beginnen ſollte, dem blos die Ewigkeit fehlte, um ſchon auf Erden himmliſch genannt zu werden?

Eiferſucht bohrte einen neuen Dolch in das Herz des Franzoſen.

Hierzu kam neue Todesangſt.

In Weſten heulte es plötzlich nochmals auf, in erneuerter Wuth, mit unwiderſtehlicher Gewalt. Die Wolken kamen am Himmel wie ein geſchlagenes Heer dichter als je herbeigeflogen und entſetzliche Finſterniß lagerte ſich über

dem alten Thurme. Eine momentane Stille, dann brach er los, der mächtige Sturm in all' seiner wilden Pracht und Herrlichkeit. Es war ein großartiges Getöse.

Ehe noch Acacia die Gewalt seines Wesens verspürte, vernahm er bereits sein unheimliches Rauschen in der Luft. Mit verderblicher Macht brauste der Orkan heran, jetzt berührte sein Athem den verunglückten Mann, erschütterte den Balken über seinem Haupte, erschütterte selbst — wie er wenigstens vermeinte — das alte Mauerwerk bis in seine Grundfesten hinab.

Die Steine klirrten und klapperten, die Bretter des Mauergerüstes klappten auf und nieder, ein Theil desselben ward von der Unterlage hinweggerissen, wirbelte in die Luft hinaus und stürzte mit widrigem Gepraſſel in die grauenhafte Tiefe.

Acacia war wie vernichtet.

Er fühlte sich im ersten Augenblicke des furchtbaren Schreckens abermals wie gelähmt. Nur instinctmäßig umklammerte er die Seile mit beiden Händen, und erwartete jetzt und jetzt zu stürzen, oder an den Quadersteinen des Mauerwerks zerschellt zu werden.

War doch der jenseitige Rand des Abgrundes bedeutend niederer, so daß nichts dem verderblichen Anpralle des Sturmes wehrte. So wurde Acacia wie ein leichter Ball hin und her geschleudert. In Todesangst streckte er seine Füße aus, um sich mit ihrer Hilfe von den Quadersteinen des Gemäuers so weit als möglich entfernt zu halten.

Leider nützte ihm dies nicht viel. Einigen Stößen, zum Glücke den heftigsten, entging zwar der Agent, doch vermochte er nicht jedem Anpralle zu widerstehen. Hätte ihn der breite hölzerne Sitz nicht einigermaßen geschützt, so wäre in jener Nacht kein Glied an seinem Leibe ganz geblieben.

Und doch zog kein Gedanke der Reue durch seine Seele. Er blieb wie früher ein unbußfertiger Sünder.

Allmälig schwand jedoch seine Kraft, seine verstauchten Füße versagten ihm den Dienst, er hatte Mühe sich überhaupt noch länger auf seinem Sitze zu erhalten, als ein neuer, überaus heftiger Windstoß das lebendige Spielzeug erfaßte, und es fast bis zu dem Seitengang emporschleuderte.

Acacia schrie wie ein Wahnsinniger.

Im Rücksturze blieb sein Sitz an irgend einem Gegenstande hängen, und um ein Haar wäre der Unglückliche herausgefallen. Wild fuhr er mit den Händen in der Luft herum, unwillkürlich nach einer Stütze tastend und — siehe da, sie erfaßten eine starke Klammer, die in das Mauerwerk eingeschlagen und zweifelsohne zur Herstellung des Gerüstes benützt worden war.

Der Franzose griff zu. Es war ja kein Strohhalm! nein, es war Eisen, festes Eisen.

Acacia packte die Klammer mit krampfhaft schließenden Fingern, er ließ sie nicht wieder los, er hätte sie mit den Zähnen festgehalten, falls seine Hände daran erlahmt wären.

Sie erlahmten zum Glücke für ihn nicht, diese blutbefleckten Hände.

Verzweiflung und Todesangſt verliehen dem Verbrecher eine Stärke und Ausdauer, die er ſich ſelbſt nimmer zugetraut hätte; auch war er ja der allerſchlimmſten Furcht ledig, der Furcht von den wüthigen Windſtößen an den Quaderſteinen zerſchellt zu werden.

Die Gewalt des Sturmes war endlich erſchöpft.

Kurze, tiefe Stille folgte.

Acacia hätte ohne ſeine ſchmerzenden Glieder die ganze Schreckensſcene für einen böſen ſchweren Traum gehalten. Seine Kniee waren jedoch wund und er fühlte wie ſein Blut warm an den Waden herablief.

Das war aber noch zu ertragen. Bald jedoch gab es neues Unheil.

Welcher ſeltſame gurgelnde Laut?

Es war ein ſonderbares Sauſen und Brauſen, wie es einem Gewitter vorhergeht. Der Sturm hatte die Wetterwolken verjagt. Jetzt aber ballten ſie ſich noch ſchwärzer zuſammen.

Ein greller Blitz — ein furchtbarer Donnerſchlag — dann öffneten ſich die Schleußen des Himmels. Ein Wolkenbruch ging nieder, wie er ſeit langen Jahren nicht erlebt worden.

Anfangs freute ſich Acacia hierüber. Die Regenfluth kühlte ja den brennenden Schmerz ſeiner vielen Wunden. Bald aber gab er ſich auf's neue verloren, denn der tiefe, aber nicht breite Abgrund diente ja als Abzug für die Gebirgswäſſer und füllte ſich mehr und mehr mit wildſchäumenden Wogen.

Acacia erbebte; er glaubte von der gewaltigen Strömung hinweggeriſſen zu werden.

Die Todesſtunde war jedoch noch nicht gekommen.

Die Wogen ſtiegen noch höher als an dreißig Fuß. Das Flackern der Blitze begann auf's Neue. Acacia ſah mit inniger Freude und ſtiller Beruhigung, daß er in dieſer Beziehung nichts zu fürchten habe.

Er jauchzte zuletzt freudig auf; hatte er doch, das Walten und Schalten des Wolkenbruches preiſend und bejubelnd, nicht mehr vor dem entſetzlichen, ſchließlich vielleicht verderblichen Schwindel bei dem Anblicke der Tiefe unter ihm zu zittern, falls ſpätere Windſtöße die Wolken gänzlich verjagen und dem troſtreichen Lichte des nunmehr bald grauenden Tages eine freie Bahn brechen ſollten. Auch war er im ſchlimmſten Fall vor dem häßlichen Tod des Zerſchmetterns und Zerſchellens gerettet.

Auch eine Täuſchung.

Die Gewäſſer verliefen ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren. Auch hätte ihm jeder Gebirgsbewohner ſagen gekonnt, daß der Abgrund nach wenigen Stunden bald noch mehr ausgewaſchen ſein werde. Die Folgen waren noch ſchlimmer. Das Geſtein in der Tiefe mußte dann noch nackter, ſpitziger emporragen. Die Felſenzacken gleichen nach einer ſolchen Wogenfluth rieſigen Dolchſpitzen, einer Egge mit Zinken oder Zähnen, aus Stein geſchliffen.

Dies ahnte er jedoch nicht.

Schlimmer litt er durch den Froſt, der ihn bald nach dem Verlaufe des Gewitters immer eiſiger zu durchſchauern begann. Er war bis auf die Haut durchnäßt und die Tem-

peratur gestaltete sich immer kühler und kühler. Neue Qual!

Hatte ihn früher die Angst wie Espenlaub geschüttelt, so zitterte er jetzt am ganzen Leibe vor peinigender Kälte. Seine Zähne klapperten hörbar aneinander und bald war er so erstarrt, daß er sich nicht länger an der schirmenden Klammer festzuhalten vermochte.

Ein grauenhafter Augenblick!

Ohne daß er es zu hindern vermochte, entglitt diese Klammer seinen eiskalten Fingern und er sank mit seinem Sitze wieder in die frühere Lage zurück. Von einem Nachlassen oder Reißen der Seile war nun freilich nichts mehr zu befürchten. Die stürmischen Stunden hatten ihre Festigkeit bewährt.

Dagegen machte der Frost seine Herrschaft geltend. Qualvolle Betäubung stellte sich ein; unüberwindliche Schlafsucht befiel den Franzosen.

Und abermals zog kein Gedanke der Reue durch seine Seele. Er blieb wie früher ein unbußfertiger Sünder.

Acacia dachte nur daran, falls er durch ein Wunder gerettet würde, wie er sich am grausamsten für die erlittene Folterqual an der ganzen Menschheit rächen könne. Charlotte, falls sie noch am Leben, sollte das erste Opfer sein; dann müßte Graf Styrum sterben.

Der Morgen graute.

Acacia harrte bis die Sonne aufgegangen war, dann begann er um Hilfe zu rufen.

Niemand hörte ihn.

Die Rumorwache war schon am Abende vorher, gleich

nach dem eingenommenen köſtlichen Mahle nach Wien zurückgekehrt. Man glaubte der Franzoſe ſei entronnen, was gab es alſo noch länger in dem alten Thurme für die bewaffnete Macht zu ſchaffen? Sturm und Wetter hinderte die Leute nicht, Lieutenant Malvon kannte ſeine Ordre und wußte daß am andern Morgen der „Peſtkönig" ſeiner warte.

Die Abweſenheit der gefürchteten Vertreter des Geſetzes befreite jedoch den Franzoſen durchaus nicht aus ſeiner peinlichen Lage. Der Thurm lag einſam, die Gegend war wie ausgeſtorben. Woher ſollte Hilfe kommen? Acacia ſchrie ſich heiſer.

Endlich verſagten ihm Bruſt und Lunge den Dienſt. Zum Glücke hatte der häßliche verderbliche Schwindel nachgelaſſen; ſein Auge gewöhnte ſich allmälig an die entſetzliche Tiefe.

Zur weiteren Strafe des unbußfertigen Sünders ſtellte ſich jedoch ein weiterer Rächer ein. Die ſchrecklichſten Qualen — die des Durſtes, begannen ſich mehr und mehr fühlbar zu machen. Die Sonnenſtrahlen trockneten ſein Gewand, er eilte ſich, die Aermel desſelben auszuſaugen, ehe auch dieſe eckle Labe verſiegte.

Stunde um Stunde verſtrich. Die Sonne hatte die Hälfte ihrer täglichen Laufbahn zurückgelegt.

Acacia hing noch immer zwiſchen Himmel und Erde.

Der namenlos Gequälte überlegte bereits, wie viel Stunden ihm noch zugezählt ſein mochten; die gräßlichſte Angſt bemächtigte ſich des einſt ſo furchtloſen Mannes; er weinte, ſchluchzte, rang verzweiflungsvoll die Hände.

Die Thränen Charlottens waren theuer bezahlt.

Es ging auf die vierte Nachmittagsstunde.

Ha, was war das!?

Acacia glaubte leise Tritte zu vernehmen.

Es schien ihm als schliche irgend ein Menschenkind durch den Seitengang über seinem Haupte.

Naht ein Retter?

Mit aller Kraft stieß er ein Geschrei aus.

Die Schritte kamen näher.

Endlich beugte sich eine Gestalt über den Rand und eine wohlbekannte jugendliche Stimme rief hinab:

„Ist Jemand vielleicht da unten?"

„Leichencule! der Teufel sei gepriesen, daß er Euch sendet. Ich bin dem Verschmachten nahe. Holt schnell Stricke, die Ihr mir herabwerft und an denen ich mich anbinden will. Ihr zieht mich dann hinauf."

„Dazu reichen meine Kräfte wohl nicht aus," erwiderte der uns wohlbekannte Capitän, „aber Bandoli und noch einige Kameraden sind in der Nähe, ich will sie holen und Euch befreien. Die andern warten im Gebirge auf uns, auch die Sibylle, denn der „Pestkönig" ist hinter uns her. Alles ist verrathen, wir müssen so schnell als möglich entfliehen!"

„So eile, die Andern zu holen."

Leichencule entfernte sich, kam bald mit einigen seiner Kameraden zurück, es wurden Stricke herbeigeschafft, der Capitän stieg zu Acacia hinab, befestigte ihn an den Stricken und erst wurde der Agent, dann der Capitän an's Tageslicht gezogen.

Acacia fühlte den Boden unter sich und fiel nun — von der Wucht der Erlebnisse überwältigt — ohnmächtig nieder.

Man labte ihn mit Wasser, hob ihn auf eines der bereitstehenden Pferde und — die Lanzettenritter waren bald sammt und sonders der Rache des Gesetzes entrückt.

Für jetzt heißt dies, denn vielleicht begegnen wir ihnen nochmals in einem späteren Theile unseres „Scharfrichterbuches."

Zweiunddreißigstes Capitel.

Der Henker köpft sich ehrlich.

Unter den Babenbergischen und ersten Habsburgischen Landesfürsten war die Milde in Wiens peinlicher Gesetzgebung und in seiner Sittenpolizei durch ganz Deutschland zum Sprichwort und sogar zu einem Gegenstand des Tadels geworden. Unter Herzog Albrecht (der Lahme oder Weise beigenannt) erscheinen die Gesetze schon härter und blutiger und von seiner Zeit an steigerte sich die Ideenverwechslung von Strafe und Rache, genährt durch den, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert bezeichnenden, wilden Parteigeist, durch den verwirrenden Kampf der Fürsten und Herren mit den Städten und dem Landvolke und durch die grausamen Kriege um den Kelch und Hussen's Sittenlehre immer mehr, so daß man in den entgegengesetzten Fehler verfiel und eine übertriebene, grausame Strafgerechtigkeit ausübte.

Unsere Leser können sich einen Begriff von der unmenschlichen Strenge dieser Gesetzgebung machen, wenn wir ihnen erzählen, daß schon in Sachen des täglichen Handels und Wandels, z. B. auf falschen Handschlag, auf betrügerische Wette, auf Fälschung von Maß und Gewicht, auf Meineid u. dgl. in den damaligen Stadtsatzungen die Strafe des Verbrennens bei lebendigem Leibe, des Handabhauens, Augenausbrechens (Blenden), des Ausreißens der Zunge und deren Annagelung an den Galgen gesetzt war. Weit grausamer noch wurden die sogenannten Haupt- oder Capitalverbrechen bestraft und die Feder schaudert in deren Aufzeichnung zurück und beschränkt sich auf die Bemerkung, daß manche Plätze der Stadt noch im siebzehnten Jahrhunderte pfählen und im achtzehnten haben viertheilen gesehen.

Wahrlich, es macht der Humanität jener Jahrhunderte wenig Ehre, wenn man erwägt, daß man damals nicht eine Gasse der Stadt oder einen Winkel von Wien betreten konnte, ohne irgend einen Apparat der strafenden Gerechtigkeit zu Gesichte zu bekommen.

Am St. Stefansfreithofe, am St. Petersfreithofe, bei den Schotten waren Brecheln (hölzerne Stöcke) zur Abstrafung des müssigen und betrügerischen Bettlervolkes *) aufgerichtet; auf dem neuen Markte, am Graben, beim Rothenthurm und in der Rossau standen die unter dem Namen Bäckerschupfen bekannten hölzernen Verschläge,

*) Im nächsten Bande des „Scharfrichterbuches" wird eine höchst interessante Schilderung dieser merkwürdigen Volksclasse geliefert werden.

in welchen die Uebertreter der Brotsatzung durch Unrath und Wasser geschwemmt wurden; am hohen Markte befand sich der Narrenkotter, der Pranger und der eiserne Käfig, worin der Mensch, wie eine wilde Bestie, dem Hohne und der Mißhandlung eines rohen Pöbelhaufens preisgegeben war. Diese schönen Apparate standen nächst dem Hause zur silbernen Schlange (heute Nr. 525) und dem Fischhofe (Nr. 519) und wurden erst unter Kaiser Carl VI. weggeschafft. Da man aber damals schon das Empörende dieser Maßregeln fühlte, so wurden sogar die Arbeitsleute, welche diesen Abbruch besorgten, durch öffentlichen Aufruf wieder ehrlich gemacht, was z. B. auch bei dem Baue des alten Amtshauses in der Rauhensteingasse (wo heute der Mozarthof steht) der Fall war.

Bei so bewandten Umständen wird es Niemand wundern, daß der Galgen und der Rabenstein ebenfalls permanent aufgestellt waren. Die im Jahre 1488 unter König Mathias Corvin verfügte Ausbesserung derselben berief sich darauf, daß selbe seit dem Jahre 1311 unterblieben sei, was das hohe Alter derselben anzeigt.

Die Hauptrolle bei allen diesen Menschenquälereien spielte aber die scheußlichste aller Einrichtungen — die Folter, in der Geschichte des menschlichen Geistes der größte und verruchteste Schandfleck. Es ist unglaublich, daß unter den Regierungen der aufgeklärtesten und mildesten Monarchen, unter der Gerichtsbarkeit der weisesten und gewiegtesten Rechtsgelehrten in allen Ländern dieses wahnsinnigste und unzurechtfertigendste aller Mittel floriren konnte.

In Wien wurde die peinliche Frage oder Torquirung im städtischen Amtshause in der Rauhensteingasse, wohin die schwersten Verbrecher gebracht wurden, vorgenommen.

Die Torturart selbst war nach dem Zeitalter verschieden, und wollten wir eine Beschreibung davon geben, was die raffinirteste Grausamkeit, wollüstigste Tyrannei und erbarmungsloseste Geistescorrumpirung in dieser Weise alles Qualvolles erfunden hat, genügten uns nicht so viele Bände als wir Worte schreiben. Wir wollen nur die letztüblichen und noch in der Theresianischen Halsgerichtsordnung — und die große Maria Theresia war gewiß eine milde und weise Regentin — sanctionirten und darin zum abschreckenden Beispiele der Beschauer in grausenerregenden Kupfern abgebildeten Torturarten anführen. Es waren dies folgende: Die Daumstöcke, mittels welchen die beiden Daumen des Inquisiten zwischen zwei eiserne, gekerbte Platten gelegt und durch Schrauben wie Brei zusammengepreßt wurden. Diese Torturart war die älteste und hatte die Folge, daß der Gemarterte unter langwierigen, unbeschreiblichen Schmerzen die Nägel und sehr oft die vorderen Theile der Daumen verlor. — Die spanischen Stiefel waren zwei Eisenstücke, deren eines auf das Schienbein, das andere auf die Wade gelegt und dann wie die Daumstöcke zusammengeschraubt wurden. — Bei dem Aufzuge (in der Gerichtssprache Streckung genannt) wurden die Hände auf den Rücken zusammengebunden und an diesem Bande ein Seil befestigt, welches an der Decke des Gewölbes durch ein Rädchen lief. An

dieſem Seile wurde der peinlich Gefragte, nachdem man ihm noch Gewichte an die Füße gehangen hatte, in die Höhe gezogen und ſeine Arme aus den Gelenken geriſſen. Nach der Tortur wurden die verrenkten Glieder zwar wieder eingerichtet, aber meiſtens blieb der Gefolterte für immer gelähmt und ein zu allen Arbeiten untauglicher Krüppel. — Bei der Tortur durch das Feuer wurden die ebenfalls rückwärts gebundenen Hände an eine Sproſſe der ſchiefliegenden ſogenannten Folterleiter feſtgemacht, und mit einem an die Füße gebundenen Seile ſo lange durch das Räderwerk angezogen, bis die beiden Arme rücklings über den Kopf geſtreckt waren. Nebſtdem wurde der Inquiſit mit den Flammenſpitzen zweier Bündel Kerzen an beiden Seiten unter den Armen gebrannt. Bei Frauen geſchah dies an den Brüſten.

Man kann nun wohl verſichert ſein, daß, die namenloſen Qualen zu überſtehen unter Hunderttauſenden kaum Einer die Seelengröße hatte und daß ſie bekannten, was man von ihnen verlangte, zumeiſt den Henkertod als Erlöſung von den unſäglichen Leiden erſehnend.

Nach den eben geſchilderten Schauerſcenen iſt es ein wohnendes und herzerhebendes Bewußtſein und zeigt es den hohen Werth der geſtiegenen Civiliſation, daß wir uns nur mit tiefſter Entrüſtung davon abwenden.

Unter der Regierung der großen Maria Thereſia zertrümmerte die in ihre Rechte getretene Vernunft durch ihren freimüthigen Anwalt Joſef von Sonnenfels für immer dieſe, die Menſchheit herabwürdigenden Werkzeuge. Der 1. Jänner 1778 war der in den Annalen Wiens,

Oesterreichs und der Humanität ewig unvergeßliche Tag, an welchem die Folter aufgehoben und auch die Todesstrafe sehr beschränkt wurde.

Man darf aber nicht glauben, daß es Sonnenfels so leicht wurde, dieses Ziel zu erreichen. Er hatte bevor mit hunderterlei Kabalen, Verfolgungen und Verleumdungen zu kämpfen, er wurde seiner erhabenen Monarchin sogar als Neuerer, als Freigeist und Religionsspötter(!!) denuncirt und mußte sein äußerst merkwürdiges, nach Hofe in Folge eines besonderen Auftrages erstattetes votum separatum in Betreff der Abschaffung der Folter in den kaiserlich königlichen Staaten im Jahre 1775 in Zürich, in der Schweiz, der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist diese Schrift eine Meisterarbeit und ein ewig denkwürdiges Actenstück für die Nachwelt, gleich ehrenvoll für die Monarchin, deren hoher Sinn die Wahrheit der Sache einsah, für den Verfasser, der die Wahrheit so unverholen und überzeugend aussprach und für die österreichische Staatsverwaltung überhaupt, die in einer so wichtigen Angelegenheit allen übrigen Mächten so herrlich voran ging.

Die Aufhebung der Folter ist unbestritten der leuchtendste Edelstein in der Regierung der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia.

Doch nun zu unserer Erzählung.

Unkner, der Leichensämann, so wie dessen Weib waren in die Hände der Gerechtigkeit gegeben.

Die Untersuchung führte der kaiserliche Regierungs- und Gerichtssecretär Johann Georg Kullmayer, ein Mann in den Vierzigen stehend, dessen Gerechtigkeitsliebe,

aber unnachsichtliche Strenge in Wien damals sprichwörtlich war.

Wahrhaft, wir müssen es, ohne Mitleid zu fühlen, aussprechen, dem fluchwürdigen Schurken Unkner geschah nur sein wohlverdientes Recht, als ihm — der seine Schauderthaten fortwährend läugnete — mit den härtesten Folterqualen zugesetzt wurde. Sein Weib hatte gleich nach dem ersten Grade der angewendeten Tortur ein vollständiges Bekenntniß abgelegt, welches leider in Betreff der Lanzettenritter keinerlei Anhaltspuncte bot. Weder sie, noch ihr Mann hatten den Agenten Acacia gesehen, mit ihnen verkehrte nur der sogenannte Prinz Dachem und unter diesem Namen war in ganz Wien kein Mann in die Oeffentlichkeit getreten. Nach der Besetzung des sogenannten „Dinnenzwingers" waren sämmtliche Lanzettenritter aus Wien verschwunden und hatten sich nach Ungarn geflüchtet. Mit ihnen war auch die Sibylle verschwunden. Natürlich, jetzt gab es für sie Alle nichts mehr zu thun und den Todtengräber, diese ausgepreßte Citrone, seinem Schicksale zu überlassen, machte diesen Leuten keinerlei Gewissensbisse.

Unkner konnte nicht mehr sagen als sein Weib, er beschrieb wohl die Aufnahmsweise in den Bund, sein Vorgehen beim Leichensäen, später bei der Krankenpflege, denn alles dies entlockten ihm die unerhörtesten Folterqualen, aber endlich mußte man von ihm ablassen, denn man sah doch ein, daß er selbst nicht mehr wußte. Von Frankreich Aufklärung verlangen, ging umso weniger an, als man einerseits dem Könige selbst nicht zutrauen konnte, Mitwisser der Gräuelthaten zu sein, und andererseits er für

Leute, die seinen Namen mißbraucht hatten, nicht einstehen konnte. Die ganze Wucht der Strafe traf daher den Todtengräber. Sein Weib war im Gefängnisse gestorben, und er blieb somit allein als Sühnopfer übrig.

Es war der Tag der Hinrichtung.

Im mehrerwähnten Amtshause saß auf einem runden, glattgeiägten Holzblocke mit eisernen Ringen festgehalten, und mit schweren Ketten beladen, das dem Henker zuerkannte Opfer — der Todtengräber **Unkner**.

Sein leichenfahles Antlitz wies sich finster und trotzig, man sah demselben an, dessen Eigner füge sich in das Unvermeidliche, und habe sich im ohnmächtigen Grimme aufgerafft, selbst an der Stufe der Ewigkeit der menschlichen Gewalt sich unbeugsam zu zeigen. Deßhalb wies er auch den Beistand des Geistlichen zurück, und war nicht erschüttert durch das endliche Erscheinen des Mannes im rothen Mantel, der ihn zum letzten Gange geleiten sollte.

Als aber der Mann den verhüllenden Mantel zurückschlug, und ein wohlbekanntes, oft gesehenes Gesicht daraus hervorblickte, lief ein entsetzlicher Schauer durch des Bösewichtes Adern.

„Gevatter Schultheiß!" schrie er auf, und schlug sich verzweifelnd die Hände vor das Gesicht.

Wirklich, es war der Henker von Oedenburg, **Peter Schultheiß**, der, wie wir in einem der ersten Capitel dieses Buches erzählt haben, theils unschuldigerweise durch seine Erzählung vom Oedenburger Leichenjämann den ersten Impuls zu den Gräuelthaten des Todtengräbers

gegeben, anderseits aber auch ihm als Warnungsbild erschienen sein mußte.

Auch er war tief erschüttert. Man hatte ihm, als um ihn in die Heimat gesendet worden, da sich in Wien zur Zeit kein Scharfrichter befand, wohl gesagt, es gäbe einen Leichenfämann zu richten, daß aber der Wiener Freimann an der Pest sterben mußte, um damit er an seinem Jugendgespielen sich ehrlich köpfen könne, das überkam ihn in diesem Augenblicke wie ein Keulenschlag auf Herz und Stirne.

„Michael, Du!?" waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte.

„Ja, ich Gevatter," murmelte der Delinquent mit tonloser Stimme. „Das hättest Du Dir nicht gedacht, als Du im vorigen Jahre in Wien warst, als Du mir erzähltest wie viele Opfer sich schon unter deinen Fäusten wanden, daß auch ich unter diese Zahl gehören würde. Doch sorge Dich nicht, weil Du es bist, werde ich keine Geschichten machen. Du wirst mich stark finden und noch auf dem Rabensteine will ich dem Pestkönige in's Gesicht lachen. Eigentlich mir selbst, denn ich habe mich auf allzu schnöde Art blosgestellt. Ich war so dumm, im Lazarethe Einen mit meiner Lanzette zu stechen, während der Pestkönig zugegen war. Ich glaubte mich unbemerkt, und doch hatte der Oberrichter seine Augen auf meine Hände gerichtet. Dies geschah am Morgen, wenige Minuten darauf begleitete ich den Pestkarren, und beraubte einen Leichnam seiner Werthsachen. Das dumme Geschöpf lebte aber und war noch dazu die Braut eines Cavaliers, den der Teufel

eben aus Ungarn daherführen mußte. Das letzte Diebsſtücklein hätte mir nichts angethan, aber des Fürſten eigene Augen ſahen mehr als nöthig iſt, mich in deine Klauen zu bringen. Was hab' ich nun davon? Mein zuſammengerafftes Geld und Gut iſt hin, der Fürſt hat, wie ich mir erzählen ließ, es den Armen der Stadt preisgegeben, und die Kleidungsſtücke, deren ich unzählige der koſtbarſten beſaß, auf einem großen Scheiterhaufen verbrennen laſſen — damit durch die inficirten Stoffe keine Vermehrung der Seuche erfolge, ſo meinte er. Nun, mir iſt's Recht, für mich gibt's keine Rettung mehr, aber daß ich meinen Collegen, den Lanzettenrittern nicht die Suppe verſalzen konnte, das allein könnte mich raſend machen vor Wuth.''

Dem Scharfrichter ſchauderte vor dem Böſewichte, der noch jetzt, ſtatt zu bereuen, an ſchadenfrohe Rache dachte.

Stillſchweigend verrichtete er ſein Amt, das in der Adjuſtirung der Toilette des Delinquenten beſtand.

Dann traten die Perſonen ein, welche von Amtswegen den armen Sünder zur Richtſtätte geleiteten, als: der Prieſter, der Actuar, welcher über die geſchehene Hinrichtung zu relationiren hatte, und die Büttel.

Unkner wurde von den Eiſenringen und den Ketten befreit, dann ſetzte ſich der Zug nach dem Rabenſteine in Bewegung.

Der Rabenſtein ſtand ſeit mehreren Jahrhunderten, bereits bis noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor dem Schottenthore nächſt der Dreimohrengaſſe, bei der ſogenannten Krebſenhütte an der Holzgeſtätte. Der Freimann und die Abdeckerknechte wohnten in dem für ſie ſeit 1627

erbauten abgesonderten Wohnhause an der vormaligen Hirschpeunt (vor dem Carolinenthor) und diese Gegend erhielt von dem Schwarme der Raben und Krähen, die sich dort bei den Ueberresten des abgehäuteten Viehes des Wasenmeisters einfanden, zuletzt den Namen der „Rabengestätte," woraus später die Rabengasse wurde. Erst die türkische Belagerung 1683 machte der „Freimannsschmölz" und Wohnung daselbst ein Ende, sie wurde dann in die Gegend der St. Marxerlinie verlegt.

Das Schaffot war also beim Schottenthore aufgebaut. Bei Tagesanbruch war es fertig geworden, und der „letzte Zimmerspruch, wann ein freies Hochgericht erbauet wird" war gesprochen worden. Er lautete:

„Es hat Gott seinem Knecht, dem Mose anbefohlen,
Daß er die Justiz recht befehl zu machen sollen,
Bevor dem höchsten Haupt des römischen Reichs Kaiser;
All' König, Fürsten auch und andere hohe Häuser,
Gleichwie auch alle Regenten und aller Obrigkeit
Dies Recht zu observiren und auch zu machen heißt;
Drum hat dies Hochgericht unser gnädigster Fürst allhier
Mit allem Recht befreit, daß alles nach der Zier
Die Meister als Gesellen und Jungen auch dabei,
Dies helfen machen sollen, damit das alles frei,
Und keiner sich dem Andern kein' Vorwurf untersteht;
Weil's befiehlt die Obrigkeit und dabei so hergeht.
Es ist der Obrigkeit von Gott scharf anbefohlen,
Daß eine Ordnung sie vernünftig machen sollen.
Wann böse Buben sich hier etwa finden ein,
Daß eine ernste Strafe möcht über dieselben sein;
Es wollen nun den Bau, all' die da sein, betrachten,
Die da sein, in sich gehen und solchen nicht verachten,

Denn wann solch' Ding nicht wär', wer könnte sicher wandeln?
Wer könnt' in Stadt und Land aufrichtig gehn und handeln?
Ein jeder wolle sich an diesem Bau' recht spiegeln,
Damit daß er ihm nicht gereich zu allen Uebeln,
Dann wann er dahin kommt, da ist's hernach zu spat,
Daß er erst will bereuen, was er begangen hat."

Der Sprecher fuhr ferner fort:

„Im Namen des ganzen ehrsamen Zimmerhandwerks ziere und bestecke ich diesen Bau oder freie Hochgericht mit diesem aufgesteckten Kranz und wünsche, daß Niemand durch böse Thaten Ursach geben möchte, daß dieser neue Bau seiner Zierde beraubet und in ein erschreckliches Denkmal der strafenden Gerechtigkeit müsse verwandelt werden."

Eine große Menge Zuhörer hatte sich herangedrängt und empfing den Delinquenten mit einem maßlosen Gebrülle des Ingrimmes und der Rache. Wäre nicht die zahlreiche Begleitung der Rumorwache gewesen, würde ihn der wüthende Pöbel in Stücke zerrissen haben.

Trotzdem bestieg Unkner das Hochgericht, wies die Ermahnungen des ihn begleitenden Paters zurück und — legte vorerst die Hand auf den Block, wo sie ihm abgehauen und an das Gerüste zum schauerlichen Wahrzeichen angenagelt wurde.

Halb bewußtlos schon wurde er von dem Oedenburger Scharfrichter auf den Armensünderstuhl gesetzt, das Richtschwert wurde geschwungen und — das Haupt des Verbrechers flog in den Sand.

Peter Schultheiß ließ nun sein Schwert *) in er Sonne blitzen und rief über die Menge hin:

„Nun bin ich ehrlich!"

Dann zeigte er ringsum das Haupt des „Leichensä- anns" und legte es darauf zu dem Körper, der fort- eführt und auf dem Schindanger eingegraben wurde.

Der Leichensämann spielte aber noch lange nachher ne gewichtige Rolle in den Träumen so manchen furcht- amen Wiener Bürgers und die Sage erhielt sich bis auf ie neueste Zeit.

*) Dieses Richtschwert befindet sich noch heute in der Rüstkammer es dem Fürsten Esterhazy gehörigen Schlosses Forchtenstein in der ieldenburger Gespannschaft.

Der Mord des schönen Kämmerers.

I.

Die erste Caféſiederin in Wien.

Im Schloſſergäßchen, in dem mit der Nummer 624 verſehenen Hauſe, befand ſich gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Caffehaus des berühmten Polen — Georg Franz Kulczicki. *)

Dieſer wackere Mann war zu Sambor in Galizien im Jahre 1641 geboren, kam früh nach Wien, und bürgerte ſich hier ein. Nachdem er Dolmetſch bei der orientaliſchen Compagnie geweſen — daher kam ſeine Vertrautheit mit der Sprache und den Sitten der Türken — wurde er Bürger in der Leopoldſtadt unter der Freicompagnie des Hauptmanns Frank, welche blos aus Gaſtwirthen beſtand. Es kam das Jahr 1683 und mit demſelben die angſtvollſte Lage, in welcher ſich die Stadt Wien je befunden — ſie wurde von den Türken belagert. Täglich mehrte ſich die Bedrängniß, und von den Entſatztruppen ließ ſich noch kein Mann ſehen, obwohl man ſie nahe bei Wien wußte.

*) So iſt die richtige Schreibart, nicht Koltſchitzky, wie er ſtets genannt und geſchrieben wird.

Es wäre die höchste Nothwendigkeit gewesen, hinaus zu gehen und zu sehen, wie es mit der Hilfe stände, um der bereits zagenden Besatzung frischen Muth einzuflößen, wie auch dem Herzoge von Lothringen, der die kaiserliche Armee commandirte, Nachricht von der verzweiflungsvollen Lage der Stadt zu geben. Wer sollte aber das Wagstück unternehmen? Es fand sich Niemand, der dazu Lust hatte.

Endlich trat aber doch ein Mann auf, der dieses gefährliche Abenteuer bestehen wollte, — unser Kulczicki. In der Nacht vom 13. auf den 14. August schlichen sich er und sein treuer Diener Johann Michalovics, Beide als Türken verkleidet, aus der Stadt durch das türkische Lager, erreichten glücklich die kaiserlichen Zelte, und kamen am 17. mit trostreicher Kunde wieder in die Stadt zurück. Gern hätte Kulczicki noch mehrmals solche gefahrvolle Sendungen übernommen, aber Verrätherei hatte ihn den Türken bereits auf das Erkennbarste bezeichnet. Er wäre verloren gewesen, ohne der Stadt den mindesten Nutzen leisten zu können. Seinem Diener gelang es dann, da er ebenfalls Kenntniß der türkischen Sprache hatte, noch zweimal durch das türkische Lager zu dringen und Nachrichten in die Stadt zurückzubringen, die auch am 11. September, insbesondere durch Mitwirkung des großen Polenkönigs Johann III. Sobieski von dem herrschenden Jammer befreit wurde.

Mit Zurücklassung ihres ganzen Lagers ergriffen die Türken die Flucht. Unter den zahllosen kostbaren Beutestücken fand man eine ungeheure Menge von Säcken voll kleiner, grüner Körner, die kein Mensch kannte und zu

benützen wußte. Als man Kulczicki berief und ihm erlaubte, sich für seine wichtigen Dienste eine Gnade zu erbitten, bat er um die Gewährung einer Schankgerechtigkeit, worin er ein köstliches, bei den Türken gebräuchliches Getränke — Café genannt — aus den unbekannten Bohnen bereiten und öffentlich verkaufen dürfe. Nicht allein dies, sondern auch der größte Theil der im Türkenlager aufgefundenen Cafébohnen wurde ihm gewährt. Ebenso erhielt er das Haus im ehemaligen Judenbezirke der Leopoldstadt (mit der heutigen Nummer 30) zum Geschenke.

Nachdem Kulczicki lange in den Straßen mit Café hausiren gegangen und sich damit viel Geld verdient hatte, miethete er eine Localität im kleinen Bischofhof in der kleinen Schulenstraße, von da kam er auf die Brandstatt und als dieses Haus abgebrochen wurde, in das Schlossergäßchen „zur blauen Flasche," wo er bis zu seinem im Jahre 1703 erfolgten Tode blieb. Die Erben verlegten das Cafehaus an den Donaustrand neben die hölzerne Schlag- (heutige Ferdinands-) Brücke. Das Schild „zur blauen Flasche" hatte damals der biedere Pole deßhalb gewählt, weil, als er bei der Vertheidigung von Wien auf dem Walle von einer Kugel gestreift wurde, ihm sein Schätzchen, die Tochter des Wundarztes und Hausbesitzers im „Elend", Herrn Georg Mayer, eine Blechflasche von blauer Farbe, mit köstlichem Balsam gefüllt, zur Benützung geschenkt hatte. Dieses Liebesverhältniß, welches sonderbarerweise mit seltsamer Beharrlichkeit von Seite der siebzehnjährigen Leopoldine zu dem mehr als vierzigjährigen Polen, trotz

dem väterlichen Widersacher, den innigsten Bestand hatte, wäre nie mit endlicher Vereinigung gekrönt worden, wenn nicht Kulczicki durch die machtvolle Fürsprache seines Gönners, des unsterblichen Vertheidigers von Wien, Stadtcommandanten Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, an das Ziel seiner Wünsche gelangt wäre. Freilich bereute der Vater nie die erzwungene Einwilligung, denn abgesehen vom innigen Glücke seines einzigen Kindes, war der Herr Cafehausbesitzer binnen kürzester Zeit durch sein Geschäft ein schwer wiegender Mann geworden.

Was den Cafeschank des wackeren Kulczicki betrifft — er bildete den rückwärtigen Theil des Hauses „zur blauen Flasche" im Schlossergäßchen und befand sich in dem Locale, wo jetzt das Schuhmachergewölbe — so war derselbe eine niedere, ausgedehnte Halle, in der rückwärts auf einem Herde gewaltiges Feuer prasselte, an welchem Kochtöpfe und Kessel aller Größe standen, in denen der köstlichste Mokka quirlte und qualmte. In der Mitte hingen von der Decke herab zwei Laternen. Rings herum an den Wänden liefen rohgezimmerte, hölzerne Bänke, auf denen sich die Gäste beliebig lagerten, Tische gab es keine, die Schalen stellte man entweder neben sich auf die Bank oder man hielt sie in der Hand, was bei dem Umstande, daß dieselben so groß und weit wie die gewöhnlichen Suppenschalen, dabei entweder aus Zinn oder aus Holz waren, keine geringe Mühe kostete. Der mittlere Raum war frei für die sogenannten „Stehgäste", welche sich nicht niedersetzten, sondern stehend tranken. Geraucht wurde im Allgemeinen damals noch nicht. Man sah nur den „Cafeherrn"

Kulczicki, mit einem Tschibuk duftende Wolken echten Latakia's ausströmen, wobei sich die Gäste an der Kunstfertigkeit ergötzten, mit der er durch wechselnde Bewegung seiner Zunge alle Arten Ringe, Figuren u. s. w. aus dem Rauche bildete, den er sonst zu verschlucken und erst nachdem er seine Schale Café im Leibe hatte, wie ein Schlot dampfend, langsam auszulassen pflegte.

Was weiter den köstlichen Mokka betrifft, den Kulczicki seinen Gästen auftischte, möchte derselbe der heutigen caféschlürfenden Welt wie Höllengebräu schmecken, denn man genoß ihn ohne allen Zucker (erst später versüßte man ihn mit Sirup) und mit dem ganzen Satze, so daß der Löffel, wie im Risotto, in der Mitte frei stecken bleiben konnte.

Diese Speise — denn ein Getränk war sie füglich nicht zu nennen — behagte Anfangs den Wienern gar nicht, aber bald gewannen sie das Duftende derselben so lieb, daß sie ohne dieselbe nicht leben konnten und der Caféschank Kulczicki's konnte die Gäste alle nicht fassen, welche sich den ganzen Tag herandrängten.

Daß dies kein Schaden für des Caféfieders Beutel war, wird man uns auf's Wort glauben, und in den weiteren Jahren würde es kein Hausbesitzer der glorreichen Stadt Wien verschmäht haben, den angesehenen Polen als Eidam in die Arme zu schließen, und es geht die Sage, daß gar mancher zärtliche Vater und Besitzer einer mannbaren Tochter, die den wackern „Bruder Herz" — mit dieser Bezeichnung sprach Kulczicki gewöhnlich jene Person an, der er wohlwollte, man antwortete mit demselben Namen

und so blieb ihm dieser im Munde des gemüthlichen Wiener Völkchens — oft mit seinem Tschibuk unter der Thüre seiner Schenke stehen sah, kopfschüttelnd und sich verdrießlich hinter dem Ohre kratzend vorübergegangen sei, weil zu Hause dessen Töchterlein Grünholz raspelte und es nicht eben so gut haben konnte, wie Leopoldine, die Tochter des Baders aus dem „Elend“ *).

Leopoldine war aber auch das liebreizendste Weibchen, welches Wiens Mauern umschlossen! Sie präsidirte gar oft in der Schenke und konnte daher füglich Wiens erste Comptoirdame genannt werden. Zumeist galten ihr die vielen Besuche hoher und niederer Gäste und was da alles für Leute kamen, wird man aus Folgendem ersehen.

In Kulczicki's Cafehause einzutreten verschmähte bei jedesmaligem Ausgange nie der sechzigjährige kaiserliche Hofkriegsrathspräsident Feldmarschall Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg und derselbe plauderte gerne mit seinem „alten Kriegsgefährten“ — wie er ihn stets huldreichst zu nennen beliebte — von der mitsammen überstandenen Drangsalsperiode. Dessen Erscheinen war aber auch stets ein Fest für „Bruder Herz“, denn ihm dankte er ja seine glückliche Lage. Wie wurde da herumgetummelt, damit ja kein Stäubchen Seine Excellenz belästige, während er sein „Stehschalchen“ trank. Manchmal erhielt auch

*) Dieses Wort bedeutet im Mittelhochdeutsch „Fremde;“ daher dieser Name vor Alters häufig Gegenden beigelegt wurde, wo sich Herbergen für Fremde befanden. Hier mag das nahe Schottenstift für seine reisenden Landsleute einst eine solche Herberge angelegt haben. Der nahe Theil der Bastei hieß die „Elendbastei.“

Kulezicki den Besuch des großen Prinzen Eugen von Savoyen, der sich freundlich mit ihm unterhielt und gerne über die Belagerung Wiens 1683 mit ihm plauderte. Hatte derselbe doch als neunzehnjähriger Oberlieutenant sich beim Entsatze dieser Stadt unter dem Prinzen Carl V. von Lothringen, der den linken Flügel der christlichen Armee im Verein mit Herzog Johann Georg III. von Sachsen commandirte, die ersten Sporen verdient. Selbst der hochberühmte (im Jahre 1699 verstorbene) Kapuzinermönch, Pater Marc Avian — Sobieski's Beichtvater, dann Kaiser Leopold I. Hofprediger in Wien — ging nie vorbei, ohne über Kulezicki's Haupt seine zitternde Hand auszustrecken und ihn zu segnen, denn der wackere Pole wurde von Jedermann geliebt.

Man sollte darnach glauben, daß es ihm nicht darum zu thun gewesen sei, diesen oder jenen seiner Gäste zu erhalten. Aber Kulezicki war ein zu verständiger Geschäftsmann, um nicht auch den geringsten Kundmann zu ehren, und hatte er daher eben Seine Excellenz, den Herrn Feldmarschall unterthänigst empfangen, so eilte er gleich wieder, wenn es etwa galt, den Herrn Augustin Leichnamschneider, Besitzer des Neubades in der Naglergasse, oder den Wachskerzler Nicolaus Panfiol vom Kohlmarkt, beide tägliche Gäste, die Schalen abzunehmen oder neu zu füllen. Ja es geurte ihn selbst nicht im Mindesten, dem halbbetrunkenen, hinentaumelnden Volkssänger Augustin aufmerksam zu Diensten zu stehen, denn in jener Zeit war dieser als „lebendige Zeitungsreclame" durchaus kein zu verachtendes Subject.

Das bunte Treiben in Kulczicki's Caféschank zog den Adel nicht minder an, als der köstliche Trank und die küßliche, wundernette Caféwirthin — die erſte Caféſiederin Wiens.

Unſchuldigerweiſe war das reizende Weibchen Urſache eines Drama's, welches ſeiner Zeit ganz Wien in Beſtürzung und Aufregung verſetzte und das wir nachfolgend ſpielen laſſen.

II.

Der portingaliſche Capitän.

Es war am Nachmittage des 9. Auguſt 1696, als die Caféſchänke ausnahmsweiſe leer ſich zeigte.

Es befand ſich Niemand ſonſt darin, als eine ſtämmige Figur, welche ſo merkwürdig war, daß wir ſie näher beſchreiben müſſen.

Kennen unſere Leſer eine Menſchengattung — die der ſogenannten portingaliſchen Capitäne? Gewiß nicht, denn ſie iſt ſchon lange, lange ausgeſtorben und wird beinahe nie mehr erwähnt. Mit dieſen Leuten nun hatte es folgende Bewandtniß.

Portugal, oder wie es damals hieß, Portingal, war das Land, von dem Abenteuer und Entdeckungen ausgingen über die Erde, ja und über das Waſſer dazu. Die abenteuernden Seeleute dieſes damals ſo blühenden Königreiches beuteten jeden Winkel der bekannten Welt aus und brachten die Früchte und Schätze der heißen Zone in die kalten Regionen des Nordens, ebenſo aber auch deren Laſter und Schurkenantriebe.

Portugal war, wir wiederholen es, damals die Wiege abenteuerlicher Kaufleute, das heißt von Männern, welche ihren Unterhalt gewannen durch Kaufen und Verkaufen, Holen und Tragen, Lügen und Betrügen, Stehlen im Großen und im Kleinen, viel Schwören und wenn es nothwendig war durch das Begehen eines kleinen Mordes. Ach, die Gewissen waren damals von erschrecklichster Weite!

So ein Kauffahrer hieß „Capitän," und man kann sich denken, daß ein solcher „portingalischer Capitän" in jedem Himmelsstriche des Erdkreises — Amerika allein ausgenommen — bekannt und geschätzt war. Da diese Leute kühne, abgehärtete, prahlerische Bursche waren, die nebenbei auf gewinnende Weise kleine Geschenke von Orangen, Zitronen, Muskatnüssen, Zimmet u. dgl. den guten Hausfrauen machten, wo sie gut empfangen wurden, so wie den männlichen Hausgenossen jede Art unbedenklicher Dienste leisteten, so läßt sich leicht vorstellen, daß nur Wenige sie von ihren Häusern ausschlossen und sie „diebische Vagabunden" nannten, während eine große Anzahl sie aufnahm und sie für „charmante, seelengute Leute" erklärte.

Unabhängig auf dem Meere, hielt ihr Vaterland sie nicht unter sehr strengen Gesetzen, und wenn sie die Gesetze eines anderen Landes übertraten, gingen sie — im Falle sie sich in einer Seestadt befanden — auf ihr Schiff, welches gewöhnlich nicht weit lag und stachen wieder in die See, in den Landstädten aber hatten sie ihre Schlupfwinkel oder Diebsschänken, wurden aber auch wohl im Hotel ihrer Gesandtschaft verborgen und unter passender Verkleidung hinausgeschmuggelt.

Endlich, da ſie ein Gemenge von allen Sprachen redeten, ſich allen Sitten anſchmiegten, alle Nationen prellten und beſtahlen und ſich keinen Deut um ein Land mehr als um das andere kümmerten, ſtellten ſie den Inbegriff eines wahren Weltbürgers dar.

In Kulezicki's Caféſchänke hatte nun ein Exemplar dieſer Race einen Sitz auf einer der Bänke eingenommen. Der Mann war ſechs Fuß hoch und, wie ſich die Matroſen ausdrücken würden: „breit über das Balkenwerk.“ Sein Hals war einer der längſten und an ſeinem Ende war ein mächtig ſchmaler Kopf befeſtigt, deſſen vordere Seite mit einer großen Naſe, kleinen, dunklen, blitzenden Augen unter ein Paar ſchwarzer Brauen und einem Munde von ſolcher Größe, daß er für zwei Perſonen von mäßigen Anſprüchen ausgereicht hätte, geziert ſich zeigte.

Was die Geſichtsfarbe anbelangt, würde ſie einem Rothhaut-Indianer Ehre gemacht haben, denn ſie gab das Anſehen, als wäre ein ſchwarzes Schaf mit rothem Ocker bemalt worden. Auf dieſem reichen Boden entſprang und ſchwang ſich herab ein langer dünner Schnurbart nach Tartarenart. Die Kleidung war erträglicher als das Geſicht, und beſtand aus einem dunkelbraunen Wamms mit hellgrünen Schlitzen und entſprechenden Pluderhoſen, die Füße zierten ſchwere Reiterſtiefeln mit endloſen Sporen, im Gürtel ſteckte eine picante Auswahl von Schneid- und Mordinſtrumenten, und zwiſchen den Beinen hielt er ſein langes Schwert. Der ſpitze Hut mit einer verblichenen, abgegriffenen, einſt mit Golddrähten überſponnenen Schnur lag neben ihm auf der Bank.

Dieſes Original — deſſen getreue Schilderung wir einem geiſtvollen Gewährsmanne entnehmen — ſchlürfte ſein Täßchen Mokka und vertrieb ſich die Zeit des anſcheinenden Wartens, indem er bald mit den knochigen Fingern auf der Bank trommelte, bald der öfter vorbeikommenden reizenden Caféwirthin in plumpſter Weiſe eine Liebkoſung zu ſpenden ſuchte, welcher unliebſamen Berührung die Huldin mit gewandter, den Gaſt nicht beleidigender Manier auswich.

Zwei neue Gäſte betraten nach einer Weile die Caféſchänke.

Der Eine, ein ſchöner lichtbraungelockter Mann im kräftigſten Alter von vierzig Jahren, verrieth nicht nur durch die unbeſchreibliche Anmuth und Zierlichkeit in ſeinem Benehmen, durch die ariſtokratiſche Feinheit der Geſichtszüge und Bewegungen, ſondern auch durch die geſchmackvollſt gewählte Toilette den Cavalier. Es war dies der kaiſerliche Kammerherr Graf Ferdinand Leopold von Hallweil, der nicht nur bei ſeinem Monarchen und deſſen Hofſtaate in größtem Anſehen ſtand, ſondern auch bei den Bürgersleuten eine Beliebtheit genoß, wie bis auf die neueſte Zeit ſich wenig Cavaliere ſchmeicheln dürften. Man bezeichnete ihn im gemüthlichen Volkstone nur mit dem Prädicate: „der ſchöne Kämmerer," weil die Reize ſeines edlen Gemüthes denen des Körpers gleich kamen.

Der zweite, im Alter von fünfunddreißig Jahren, an körperlicher Schönheit ſeinen Gefährten überragend, eine majeſtätiſche Geſtalt mit dem ſüdlichen Timbre, ſchwarz-

gelockten Haaren, den glühend funkelnden Augen, aus denen nur manchmal ein widerlicher satanischer Hohn leuchtete, war der Fixstern von Wien, um den sich damals die fashionable Welt drehte — Carl Josef Prokop Fürst von Ligne, Marquis von Aronches, Seneschal von Hennegau, Grand von Portugal, Ritter des Christusordens, Gouverneur von Oporto u. s. w. Er war zu Baardour im Hennegau aus einer ursprünglich niederländischen Familie am 20. August 1661 geboren, Sohn des Fürsten Claude Lamoral de Ligne mit Clara Maria Prinzessin von Nassau, trat frühzeitig in neapolitanische Dienste und leistete schon 1680 als Capitän der Infanterie in Sicilien wichtige Dienste; 1682 war er Gardecapitän in Mailand. Später begab er sich nach Portugal, trat daselbst in königliche Dienste und vermälte sich 1684 mit Maria Anna Marchesa von Aronches, Gräfin von Mirandola, welche Heirat er schloß, um seine Glücksumstände zu verbessern, da er mit ihr große Güter erhielt, unter andern das ganze Marquisat Aronches, von dem er sich auch fortan den Titel beilegte. Im Jahre 1695 wurde er vom Könige Dom Pedro II. von Portugal als außerordentlicher Botschafter nach Wien geschickt, und hatte den Auftrag die Ratificationen des Freundschaftsbündnisses zwischen Portugal und Oesterreich zu überbringen, welches nach jahrelangen Zerwürfnissen, seit Portugal das spanische Joch abgeschüttelt hatte und das Haus Braganza zur Regierung gelangt war, geschlossen wurde. Aus dieser Ursache hielt Aronches am 29. September 1695 einen äußerst prachtvollen Einzug in Wien.

Unzählbar waren die glänzenden Carossen und Sänften, die Menge der reichgeschmückten Pferde, die Schaaren der bewaffneten Krieger und die goldstrahlenden Reihen der Dienerschaft bei dem herrlichen Zuge. Seit den Tagen Maximilian's, als die prachtvolle Doppelheirat in Wien geschlossen wurde, hatte man daselbst keinen so prunkenden und glanzvollen Aufzug gesehen. Der Gesandte selbst, in der Blüthe der Jahre, leuchtete im Schimmer seines unermeßlichen Reichthums, begünstigt durch seine orientalische Schönheit, wie die Sonne unter den niederen Gestirnen hervor. Er führte zudem einen so glänzenden Hofstaat wie kein anderer der Großen, seine Freigebigkeit und Prachtliebe wurden bald zum allgemeinen Sprichworte. Sein Haus war der Sammelplatz alles Edlen und Schönen, seine Feste wetteiferten an Pracht und Glanz selbst mit dem Prunke des kaiserlichen Hofes. Seine Galanterie bezauberte die Damen, und an seinen Spielparthien und Soireen nahmen die Vornehmsten des Landes Theil. Die Auserlesenheit und Fülle seiner Tafeln war weit und breit berühmt. Da sich Jedermann in seinem Hause wohl und heimisch fühlte, und trotz des ungeheuren Aufwandes seine Goldquellen unversiegbar schienen, so leuchtete seine Stellung so ausgezeichnet und beneidenswerth hervor, daß bald ein neues Sprichwort: „Glücklich wie Aronches!“ in Wien entstand, und damals von Mund zu Munde ging.

Die beiden vorerwähnten Cavaliere nun, welche der Kaiser als Gesellschafter für einander bestimmt hatte, waren intime Freunde geworden. Hallwei! hatte den Marquis bei seinem Einzuge im Wagen begleitet und da war es,

wo der Portugieſe, als er an dem Hauſe „zur blauen Flaſche“ hinaufſchaute, zum erſten Male Kulczicki's ſchönes Weibchen erblickt und blitzſchnell den Entſchluß gefaßt hatte, die Eroberung dieſer Blüthe zu verſuchen. Es war ihm ein Leichtes in ihre Nähe zu gelangen, umſomehr als der liebenswürdige „ſchöne Kämmerer“ ein gar gern geſehener Gaſt in der Caféſchänke war.

Seitdem war der Marquis beinahe täglich dort zu finden, aber Leopoldine fand kein Behagen an den leidenſchaftlichen Ergüſſen des Cavaliers; die Taube erkannte den Geier hinter der ſüßen Larve und konnte kein Zutrauen zu ihm faſſen. Nicht einmal jene unſchuldsvolle Vertraulichkeit, welche ſie für den biedern Hausfreund, den Kämmerer, zur Schau trug, weihte ſie dem Portugieſen und es läßt ſich denken, daß Haß und Rachſucht nur zu bald in ſeinem giftgeſchwollenen Herzen Platz griffen. Die erwünſchte Gelegenheit ſollte bald kommen.

Als die beiden Freunde die Caféſchänke betraten — wobei Aronches auf den portugieſiſchen Capitän einen vielſagenden Blick warf, den dieſer durch ein kaum merkliches Nicken ſeines Kopfes erwiderte — machten ſie wie gewöhnlich vorerſt der reizenden Wirthin einen Beſuch.

Graf Hallweil zeigte ſich freundlich und liebenswürdig wie immer, Marquis Aronches jedoch hatte ſeine Stirne in düſtere Falten gezogen und bot keineswegs einen erfreulichen Anblick.

Ueberhaupt war ſeit einigen Wochen eine auffallende Aenderung im Benehmen des Portugieſen zu merken; ab-

geſehen von der Einſilbigkeit und Düſterheit, die ſich im ganzen Weſen ausſprachen, wurden ſeine Feſte ſeltener, ſie entwickelten nicht mehr jenen verſchwenderiſchen Glanz, der ſie früher ſo beiſpiellos ausgezeichnet hatte. Die Wiener beau monde erſchöpfte ſich in allerlei Muthmaßungen, man ſuchte vor Allem den Grund in ſeinen durch die raſtloſe Verſchwendung zerrütteten Vermögensumſtänden; man ſprach ferner von einer bedeutenden Anleihe, welche er mit dem reichen Hoffactor Samuel Oppenheimer auf ſeine großen Güter in Portugal habe contrahiren wollen, daß aber dieſe bereits ſo verſchuldet ſeien, daß der weiſe Kaufmann das Geſchäft abgewieſen habe. Die Drohbriefe ſeiner Gemalin — welche ſich ferner entſchieden weigerte des Gatten wüſtes Leben, von dem ſie genugſam Kunde haben mochte, mit ihrem Vermögen zu unterſtützen — waren nicht geeignet ihn heiterer zu ſtimmen und ſowohl als Zerſtreuung, als um ſeinen Vermögensverhältniſſen aufzuhelfen, überließ er ſich dem zügelloſeſten Hazardſpiele.

Statt ſich zu bereichern, kam er natürlich dadurch noch tiefer in Schulden und gerade heute ſollte beim Freiherrn Caſimir von Peſchowiz in der Wallnerſtraße ein großes Feſt ſtattfinden, bei welchem er zum Spiele Geld benöthigte. Er hatte von einem der Wechsler, welche in der Brandſtatt ihre Verkaufsläden aufgeſchlagen hatten, wohl einige tauſend Ducaten geliehen bekommen, aber was war dieſe Summe für einen Mann, welcher nie unter achtzigtauſend Gulden verſpielte!

Mürriſch und theilnahmlos ſtand er heute der reizenden Caféwirthin gegenüber, die dennoch ein ſolches Benehmen

ſeinen ſonſtigen ſüßen Liebesbetheuerungen vorzog und den „ſchönen Kämmerer“ mit hold lächelnder Miene begrüßte.

Dies reizte den Marquis noch mehr.

„Ich glaube jetzt gern,“ murmelte er ihr, verbiſſenen Grimmes voll, kaum hörbar in das Ohr, „daß Ihr, ſchöne Frau, meine Bewerbungen ſo kalt aufnehmt, denn ich ſehe, mein Freund Ferdinand iſt der glückliche Erhörte.“

„Wenn ich Euch nicht ſchon längſt verachtet hätte, müßte es jetzt geſchehen,“ antwortete zornſprühenden Auges die Beleidigte. „Was gibt Euch das Recht, mit dem Geifer der Verleumdung meine fleckenloſe Ehre zu verunreinigen? Ich habe bisher gegen meinen Gemal von euren lächerlichen Verſuchen geſchwiegen, zwingt mich nicht, laut zu ſprechen. Es ſei heute das letzte Mal, daß ich ſo etwas aus eurem Munde vernehme. Ich werde keinerlei Schonung mehr haben.“

„Seid nicht zudringlich,“ verſuchte Graf Hallweil zu ſcherzen, „Ihr ſeht, unſer liebreizendes Tinchen nimmt eure ſüdliche Galanterie ſehr ernſthaft und mit „Bruder Herz“ iſt im Puncte der Ehre und Sitte nicht zu ſpaßen.“

„Ich brauche eure ſittenrichterliche Ermahnung nicht,“ gab der Marquis aufgebracht zurück. „Ihr habt mir das Herz der Lieblichen entzogen und ruinirt mich durch euer Glück. An wen verliere ich denn das meiſte Geld? Nur an Euch. Ihr müßt ein Millionär geworden ſein.“

Graf Hallweil erblaßte bis in die Lippen.

„Ich verzeihe Euch,“ nahm er das Wort, „Ihr ſeid zu bitter geſtimmt. Habe ich mich Euch aufgedrängt? Kann ich dafür, daß Ihr ſtets mich als Partner aufſucht, oder

daß man mich Euch zutheilt? Ihr wißt recht gut, daß ich Euch gerne all' den Gewinnst zurückstellte, denn ferne sei es von mir, mich mit eurem Gute zu bereichern, während euer holdseliges Gemal zu Hause sich die Augen über eure Verschwendung und eure Treulosigkeiten ausweint."

Die Reihe des Erbleichens kam nun an den Marquis.

„Ihr könnt mir leicht den Antrag machen, da Ihr wißt, es verbietet meine Cavalierehre denselben anzunehmen. Aber Revanche mußt Ihr mir geben und das sobald als möglich, gleich heute beim Freiherrn von Peschowiz, dessen Tochter Cäcilie Euch so tief in's Herz gewachsen ist."

„Nennt nicht den Namen dieses Engels, sie wird mein Weib. Was die Revanche betrifft, sollt Ihr sie heute bekommen und es wird meine innigste Freude sein, wenn Ihr Alles zurückgewinnt, was ich von Euch erhalten habe.

Die beiden Cavaliere entfernten sich bald, um ihre Toilette-Anstalten zur Soirée zu treffen.

Der portingalische Capitän betrachtete sich den Grafen Hallweil noch sehr genau, dann nahm er seinen Hut, warf prahlend ein Geldstück auf die Bank und entfernte sich mit herausfordernder Miene.

Am Abende trafen sich die Freunde beim Feste im Hotel des Freiherrn von Peschowiz.

Das Arrangement war eines der glänzendsten. Man sah die prachtvollste Gesellschaft: den Feldmarschall Starhemberg mit seinem Neffen Guido, die Generale Scherffenberg, Waldeck, Taaffe, Thüngen, Mercy, Palffy, Hohenzollern, Degenfeld, Rabatta und Andere,

alle aus der Belagerung Wiens den Lorbeer tragend, auch der tapfere General Hallweil, Bruder des schönen Kämmerers und dessen liebenswürdige schöne Schwester Adelgunde waren zugegen.

An den Spieltischen bemerkte man die beiden Freunde Hallweil und Aronches.

Letzterer war wie gewöhnlich im Unglücke und ein ansehnlicher Haufen Goldes lag vor dem Grafen, dem fortwährend Fortuna günstig und dem der Marquis bereits 51,000 Gulden auf Ehrenwort, den nächsten Tag zu bezahlen, schuldig war.

Unmuthig erhob sich endlich Aronches.

„Mit Euch, Freund, ist nicht zu spielen; ich sehe ein, daß es vergeblich ist, gegen euer Glück anzukämpfen. Ich that Euch heute Unrecht, als ich Euch zürnte, nehmt mein Ehrenwort, daß ich nicht mehr mit Euch spiele. Das Spiel tödtet die Freundschaft und das möchte ich denn doch nicht, da ich Euch, trotz eurer Sittenpredigten, zu lieb habe. Lassen wir es gut sein, zerstreuen wir uns lieber. Ich habe für morgen eine delicióse Jagdparthie vor, geht mit mir in's Gatterhölzel, ich muß meines steten Muthwillens ledig werden. Ich werde Euch morgen zugleich bezahlen."

Hallweil druckte dem Portugiesen warm die Hand.

„So freut es mich, daß Ihr Euch ändern wollt. Was aber die Zahlung der Spielschuld betrifft — verzeiht, wenn ich Euch etwa kränke, es ist dies nicht meine Absicht — so hat's damit Zeit, wenn Euch euere Zahlungen eingehen. Zerstreut Euch nur und hegt keine trübe Gedanken deßhalb,

wir wollen morgen fröhlich zusammen jagen und nach der Zurückkunft ernstlich über die Zukunft sprechen."

Mit diesen Worten entfernte er sich.

„Von der Zukunft sprechen!" murmelte für sich der Marquis. „Wenn es eine Zukunft gibt, wirst Du, mein süßes Gräflein, sie morgen bereits kennen gelernt haben. Doch nun nach Hause, Capitän Don Cäsar de Toledo wird mich wohl schon erwarten. Morgen dann an's Werk!"

III.

Die Jagdparthie und ihre Folgen.

An der Stelle des heutigen, prachtvollen, kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn mit seinem ausgedehnten Parke stand vor einigen hundert Jahren ein kleines Jagdschloß. Kaiser Maxmilian II. (derselbe, welcher als Erzherzog das bekannte Abenteuer im „Nachtlager in Granada" bestanden hatte), ein unermüdlicher Jäger, hatte bereits alle Auen des heutigen Praters an sich gekauft und noch war er nicht befriedigt, sondern bestimmte auf der romantischen Gebirgsseite eine Gegend zur Waidmannslust, legte da einen Thiergarten an und baute das erwähnte Jagdschlößchen.

Im Jahre 1592 wurde dieses Letztere von Kaiser Rudolf II. seinem Kriegszahlmeister Egid Gattermeier verliehen, von dem es im Munde des Volkes: „die Gatterburg" und der umgebende Wald „das Gatterhölzel" (Gatter-Gehölze) genannt wurde, welchen Namen diese Gegend noch heute führt.

Als 1609 die ungarischen Mißvergnügten unter Boczkay's Anführung in Oesterreich einfielen, zerstörten sie dasselbe und diese Gegend lag lange verödet, bis Kaiser Mathias einst, erhitzt und ermüdet im dichtesten Dunkel des Waldes ausruhend, eine Quelle plätschern hörte. Er folgte dem Geräusche und fand die ersehnte Labung.

Er benannte nun die Quelle: „der schöne Brunn," und gab somit den Ursprung des jetzigen Namens „Schönbrunn," auch befahl er sofort ein neues Jagdschloß an die Stelle des zerstörten zu setzen (1619), welches jedoch 1683 bei Gelegenheit der Türkenbelagerung Wiens abermals in Asche gelegt wurde, und bis 1696 in Schutt liegen blieb.

Die umgebende Waldung, genannt „das Gatterhölzel" (angefangen von der Hundsthurmerlinie und sich bis zum Grünberg erstreckend), war zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt, der Aufenthalt gar vielen herrenlosen Gesindels, welches in dem Eichenwalde bis auf die Straße nach Purkersdorf auf den Riedberg zu, sein Unwesen trieb.

Wir schalten hier ein, daß diese Unsicherheit noch bis unter Kaiser Josef II. fortdauerte, und dieser Monarch selbst hatte im „Gatterhölzel" auf einem Spaziergange ein Räuberabenteuer zu bestehen.

Es war am 10. August 1696, als Graf Hallweil am frühen Morgen in seinem Wagen bei dem Marquis vorfuhr, um denselben zur Jagdparthie abzuholen.

„Lieber Freund," redete ihn Aronches freundlich an, „ich getraue mich kaum mit Ihren Pferden zu fahren, die etwas ungestümer Art sind. Auch ist Ihre Carosse zu

iner Jagdparthie wohl etwas zu schwerfällig. Behelfen vir uns mit meinem kleinen Wägelchen. Freilich wird Ihr Bedienter ebenso wenig als der meinige darauf Platz inden, indessen können wir uns mit meinem Kutscher egnügen, der in jeder Beziehung ein verläßlicher Bursche ſt. Wenn wir dann Abends zurückkehren, ordnen wir ugleich unsere Angelegenheit."

Der Graf ging auf diesen Vorschlag ein, obgleich er esorgt gen Himmel schaute, an welchem zur frühen Morenstunde schon Gewitterwolken aufstiegen. Er bemerkte, daß e in der offenen Caleſche, wenn das Gewitter, wie zu erparten, losbräche, wohl wacker durchnäßt werden könnten.

Aber lächelnd erwiderte der Marquis: „Seid Ihr ein Waidmann, und fürchtet Ihr Euch vor dem Regen?"

Graf Hallweil zuckte schweigend die Achseln, schickte inen Wagen zurück, und die Jagdgefährten fuhren ohne eiteren Aufenthalt zum Burgthore über das Schöff Mariahilf) hinaus, und ihrem Ziele zu.

Sie kamen im Jagdreviere an, streiften durch das „Gatterhölzl" und kamen in den Wald hinter Gablitz, egen den Riedberg zu.

Hallweil, ein leidenschaftlicher Jagdfreund, verfolgte as Wild, Aronches ging ihm nicht von der Seite, und ckte ihn immer mehr in das Dickicht.

Plötzlich sahen sie sich von zehn handfesten Kerlen, die ie italienische Banditen aussahen, umgeben. An ihrer pitze befand sich — der portingalische Capitän, n wir bereits in der Caféschänke getroffen haben.

Don Ceſar de Toledo — mit dieſem bramarbaſirenden Namen ſchmückte ſich der Schurke — richtete hohnlachende, freche Blicke auf den Grafen.

„Ei, ei,“ rief er; „alſo Du biſt der „ſchöne Kämmerer,“ dem wir an die Kehle ſollen?“

„Ihr kennt mich? Bin ich in die Hände von Mördern gefallen?“ rief Hallweil. „Zurück ihr Schurken, und laßt uns ungehindert ziehen!“

„Nicht ſo, mein Bürſchchen,“ nahm nun Aronches das Wort. „Ich kam mit Euch hieher, um mich zu rächen und meine Spielſchuld abzubezahlen. Ihr müßt ſterben.“

„Nicht ohne daß ich mein Leben theuer verkaufe, ſchändlicher Verräther!“ ſchrie der Graf, ſprang einige Schritte zurück, zog den Degen, und richtete ſich zur Vertheidigung.

Der portingaliſche Capitän und deſſen Spießgeſellen drangen auf ihn ein.

Was nützte ſeine gewandte, beinahe übermenſchliche Gegenwehr? Er ſank von zwei Piſtolenſchüſſen getroffen und mehreren Dolchen durchbohrt, wobei er noch den Schmerz hatte, daß ihm ſein vermeintlicher beſter Freund zwei Degenſtiche verſetzte, mit den Worten:

„Der für die Spielſchuld, der für die ſchöne Kulezicki!“

Währenddem brach das ſchon am Morgen drohende Ungewitter los. Gegen Mittag zog es dunkler und dunkler vom Wienerwald heran; um zwei Uhr ſtürzte ein furchtbarer Regenguß, von Blitz und Donner begleitet, aus den ſchweren niederhangenden Wolken herab, der bis ſpät

Abends anhielt, und die Hauptstadt, sowie ihre Umgebungen überströmte.

Die Verwandten des Grafen, sowie die Hausleute des Marquis geriethen in bange Sorge um dieselben, und als es schon stark zu dunkeln begann, ohne daß sie zurückkamen, so konnten sich Erstere kaum mit dem Gedanken in etwas beruhigen, daß die beiden Herren unterwegs einen Unterstand gefunden und genommen hätten.

Erst gegen Mitternacht rasselte die leichte Equipage in das Gesandtschaftshotel zurück.

Der Marquis stieg aber allein aus derselben.

Mit dem frühesten Morgen sandte Aronches seinen Kammerdiener in die Wohnung des Grafen, sich erkundigen zu lassen, ob derselbe bereits zurückgekommen sei, und wenn dies nicht der Fall wäre, seine Familie durch die Nachricht zu beruhigen, daß der Graf bei dem ersten Regenschauer die Jagdpartie aufgegeben, einen eben vorbeifahrenden Wagen benutzt habe, und mit demselben nach Baden gefahren sei. Der Marquis habe darauf im Jägerhause zu Weidlingau das Ungewitter abgewartet, und sei dann allein zurückgefahren.

Uebrigens besorgte der Gesandte seine Geschäfte den Tag über ganz unbefangen und schickte Abends noch einmal zur Familie des Grafen, erhielt aber die Nachricht, daß derselbe noch nicht zurückgekommen, und man um ihn in großer Sorge sei.

Am folgenden Morgen hatte der Marquis eben seine sorgfältige Toilette vollendet, als ihm sein Kammerdiener

einen Cavalier meldete, der ihn allerdringendſt zu ſprechen wünſchte.

Aronches ließ ihn ſogleich eintreten — es war der Bruder des Grafen Hallweil.

Seine Haltung war ernſt, forſchend richtete er ſeine Blicke auf den Marquis.

„Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches?“ fragte der Marquis unbefangen.

„Haben Eure Excellenz,“ entgegnete der Graf, „noch keine Nachricht von meinem Bruder?“

„Außer dem, was ich Ihnen bereits ſagen ließ, weiß ich nichts. Iſt er denn noch nicht von Baden zurückgekommen?“

„Mein Bruder iſt gar nicht in Baden geſehen worden.“

„Unmöglich!“ rief Aronches erſtaunt.

„Ich ſelbſt,“ ſagte der Graf feſten Tones, „bin geſtern, da weder mein Bruder, noch auch Nachricht von ihm an die Seinigen eintraf, nach Baden geritten, ich ſelbſt habe die ganze Stadt durchforſcht und nicht eine Spur von ihm aufgefunden. Wie erklären Sie das, Excellenz?“

„Wie erklären Sie mir den Ton,“ erwiderte der Marquis unwillig, „welchen Sie gegen mich anzuſchlagen ſich erlauben? Was ſollen Ihre beleidigenden Fragen bedeuten? Bin ich der Erzieher des Grafen und für ihn verantwortlich? Jede weitere Rede dieſer Art erkläre ich für eine Beleidigung meiner Ehre und meines Ranges.“

Durch dieſe Worte imponirte wohl der Marquis ſeinem Gegenüber. Gemäßigter fuhr der Graf fort:

„Vergeben Sie, Excellenz, aber es herrſcht in der

ganzen Stadt über das räthſelhafte Verſchwinden meines Bruders nur Eine Stimme. Man hält ſich allgemein überzeugt, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen ſei, und daß Eure Excellenz darum wiſſen, wo nicht gar es veranlaßt haben. Die junge Baronin Peſchowiz, die Braut meines Bruders, hat erklärt, daß ihr derſelbe am Ballabende vertraute, wie ihm der Herr Marquis eine bedeutende Summe im Spiele ſchuldig geworden und die Zuſage geleiſtet haben, ihn des andern Tages zu bezahlen. Die Dame will auf die Wahrheit ihrer Ausſage die Hoſtie nehmen, und vermeint ohne Weiteres, es hätten ſich entweder beide Herren mit einander entzweit "und ein Rencontre mit bewaffneter Hand gehabt oder" — er zögerte mit den Worten — „die Sache iſt noch ſchlimmer und bedenklicher ausgegangen."

„Das ſoll wohl heißen, der Marquis Aronches habe den Grafen um dieſer elenden Summe wegen meuchelmörderiſch um das Leben gebracht? Das hatte ich nicht nothwendig, denn ich habe ihm die Summe bereits am folgenden Tage bezahlt. Uebrigens gegen jede weitere Zudringlichkeit ſchützt mich meine Stellung und bis zur Entſcheidung mögen ſie mich in Ruhe laſſen; nach dem geführten Beweiſe meiner Unſchuld werde ich von Ihnen Genugthuung begehren. Bis dahin leben Sie wohl."

Der Graf entfernte ſich achſelzuckend und tief betrübt.

Aber an demſelben Tage wurde die Leiche des „ſchönen Kämmerers" im Walde bei Gablitz, obenhin im Geſträuche verſteckt, von ſeinen eigenen Jagdhunden ausgeſcharrt, aufgefunden. Die Wunden erwieſen den Mord und nun erhob ſich der Verdacht gegen den Marquis zur Gewißheit.

Vergebens betheuerte dieſer, ſelbſt bei Hofe, ſeine Unſchuld, die Anverwandten des Grafen, beſonders deſſen Bruder Clemens Leopold, ſchrien um Rache, das Volk war aufgeregt, ſammelte ſich in lärmenden Haufen vor dem Geſandtſchaftshotel in der Wollzeile und wurde nur durch ſtarke Militärwach-Abtheilungen im Zaume gehalten.

Der Marquis ſchien es, auf ſeine Unſchuld pochend, auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, er trug eine maßloſe Frechheit zur Schau, auf die Unverletzlichkeit der Geſandtenrechte ſich ſtützend.

Als jedoch die Gefahr immer drohender wurde, das Volk ſich immer wüthender vor ſeinem Hotel geberdete und ſogar Miene zu deſſen Erſtürmung machte, verlor er die anſcheinende Sicherheit. Als nun gar ihm vom kaiſerlichen Hofe aus der Rath gegeben wurde, ſich ſchleunigſt zu entfernen, entfloh er endlich am 23. Auguſt um die Mitternachtsſtunde, verkleidet, in einer unſcheinbaren, verſchloſſenen Kutſche.

Kaiſer Leopold I., der, ſo lange Marquis d'Aronches als Geſandter in Wien war, deſſen Unverletzlichkeit heilig halten mußte, hatte indeſſen den ganzen Vorgang in Wien, ſammt den Verdachtsgründen, die auf dem Geſandten ruhten, dem Könige von Portugal berichtet, der 1699 ein hartes Urtheil gegen den Marquis erließ.

Dieſer befand ſich einſtweilen in Venedig, wo er längere Zeit ein eingezogenes Leben führte und ſich mit dem Sammeln von Kunſtſchätzen beſchäftigte, wobei ſich jedoch ſein Vermögen immer mehr verminderte, ſo daß er nach einigen Jahren gezwungen war, den größten Theil

seiner Sammlung wieder zu verkaufen und sich dem Antiquitätenhandel zu widmen.

Als ihn König Pedro verurtheilte, erschien eine Rechtfertigungsschrift des Marquis, in Oporto gedruckt. Dadurch, sowie durch die Bemühungen seiner Freunde und Verwandten in Portugal, wurde im Jahre 1700 das Urtheil widerrufen und Aronches freigesprochen. Es stand ihm daher frei nach Portugal zurückzukehren; allein theils die Zerwürfnisse mit seiner Frau, theils seine herabgekommenen Vermögensverhältnisse, zumeist aber die Furcht vor der Rache der Angehörigen des ermordeten Grafen, hinderten ihn daran. Er blieb in Venedig, trieb fortwährend seinen eben nicht einträglichen Antiquitätenhandel in einem kleinen armseligen Laden, und lebte da unbekannt und verborgen.

Währenddem ruht Graf Clemens Hallweil nicht, das Opfer seiner Rache auszuforschen. Er war auf die Spur des portugalischen Capitäns gelangt, den er durch eine ungeheuere Summe zur Beichte vermochte.

Nach jahrelangem Bemühen, den Marquis aufzufinden, gelang es ihm endlich.

Am Ufergeländer der Riva de' Schiavoni fiel er ihn an, und begehrte Rechenschaft für das Leben des Gemordeten. Aronches zog ebenfalls den Degen und wehrte sich wie ein Verzweifelnder, aber Hallweil durchbohrte ihn endlich mit dem Ausrufe: „Der Mord meines Bruders ist gerächt!" Dann warf er den Todten über das Brückengeländer in den Canal.

Dies geschah am 22. April 1713.

Schließlich müssen wir hier eines interessanten Dokumentes erwähnen, das sich im Nachlasse des Marquis Aronches fand. Es ist dies ein

Kräftiges Gebet,

wodurch man sich für Kugel und Degen, vor sichtbarlichen Feinden, so wie vor allem möglichen Uebel beschützen und bewahren könne.

Graf Philipp in Flandern hatte einen, der das Leben verschuldet hatte, und als ihn der Graf wollte richten lassen, konnte ihn kein Scharfrichter richten, kein Schwert wollte ihn schneiden; da verwunderte sich der Graf und sprach: wie soll ich das verstehen, zeige mir die Sache an, so will ich Dir das Leben schenken. Da zeigte er ihm den Brief, und er schrieb ihn mit allen seinen Knechten ab. »Willst Du vor Rath gehen, so nimm diesen Brief zu Dir, an deine rechte Seite, so kann man Dir nicht Ursach geben, nicht überwinden; so Du deines Herrn oder Frau Gunst nicht hast, so nimm diesen Brief zu Dir, so bekommst Du ihre Gunst bald wieder; welche Frau in Kindsnöthen liegt, häng ihr den Brief an den Hals, so gebärt sie ohne Schaden; welcher aus der Nasen blutet und es nicht stillen kann, so lege diesen Brief auf sein Haupt, es stillt ihm das Blut gleich; welcher diesen Brief in das Dach stellet, da bringt der Donner und Blitz keinen Schaden.«

»Das Blut Jesu Christi, welcher Gott und Mensch, behüte mich N. N. vor allerlei Waffen und Wehre, Geschoß und Geschütz, lange oder kurze Schwerter, Messer, Degen und Karabiner, Hellebarden, und was sonst haut und sticht, vor

Stechen, Degen, oder kurze und lange Flinten oder Büchsen und dergleichen, so seit Christi Geburt geschmiedet worden sind, von allerlei Metall, es sei Eisen oder Stahl, Messing oder Blei, Erz oder Holz. Jesus Christus das wahre Gotteslamm, behüte mich N. N. vor allerlei Geschoß und Geschützen, bei Behaltung des Bundes, wie Maria ihre Jungfrauschaft hat behalten, vor und nach der Geburt, mache also ihre Waffen so weich, wie die Blutstropfen, die Jesus Christus am Oelberge vergossen hat. Jesus Christus behüte mich N. N vor allen bösen Berichten hinterwärts, Schlag, Zauberei, Brunnenstellen, vor allerlei Feinden, sichtbaren und unsichtbaren, Herr Jesus Christus, laß mich N. N. nicht verloren sein und werden, dann wandere mit mir und sei bei mir bis an mein letztes Ende, und laß mich nicht, daß ich hier nicht sterbe, das helfe mir Gott der Vater, Gott der Sohn, und Gott der heilige Geist. Amen.

Die heilige Dreifaltigkeit sei mit mir und bei mir, die beschütze mich N. N. Die einige Gottheit, Jesus Christus, sei mit mir auf dem Wasser und auf dem Lande, Holz oder Wald, Berg oder Thal, Dorf oder Stadt, wo ich gehen oder stehen, sitzen oder liegen, oder wo ich bin, Herr Jesus Christus, behüte mich N. N. vor allen bösen Feinden, sie seien sichtbar oder unsichtbar, heimlich oder öffentlich, es behüte mich N. N. der einige Gott durch sein bitter Leiden und Sterben und rosenfarbenes Blut, das der Herr Jesus Christus am Kreuze vergossen hat. Jesus Christus ist zu Nazareth empfangen, zu Bethlehem geboren, das sind werthe und theure Worte, die in diesen Brief geschrieben stehen, also müssen diese alle sein von mir N. N. alle Geschütz und Geschoß, Wehr und Waffen,

daß ſie von mir weichen, verſchwinden, bis ich ſie wieder herbeirufe, und alle ihre Kraft verlieren, wie Pharao ſie verloren hat. — Blut, Kräfte, behaltet eure Kraft, wie ſie Chriſtus behalten hat, als man ihn gemartert, und mit ſeinen heiligen fünf Wunden ſeid ihr angehängt und gebunden, das Geſchütz müſſe verſchwinden, wie die Männer verſchwunden ſind, die dem Herrn Chriſto die Hände an das Kreuz gebunden, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. — Jeſus ging über das rothe Meer, ſieht in das heilige Land, er ſagt: es müſſen zerreißen alle Strick und Band, es müſſen zerbrechen alle Wehr und Waffen, es müſſen erblinden alle Augen, die da fleiſchlich ſind, kein Geld oder Waffe mich überwältige. das nicht Waſſer ſchneidet, es ſei Eiſen oder Stahl, Meſſing oder Blei, noch was es ſein mag, müſſe mich nicht verletzen. Ach Gott, daß es möchte geſegnet ſein, als der Kelch und Eſſen, wie auch das wahre Himmelsbrod, das Gott ſeinen heiligen zwölf Jüngern gab, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Der Segen der Gottheit über dem frommen Loth, den er ſandte, Frieden zu machen, der gehe über mich; der Segen der Gottheit über den frommen Joſeph, der gehe über mich N. N.; der Segen der Gottheit über den Erzengel Gabriel, als er der Jungfrau Maria die Botſchaft brachte, der gehe über mich N. N. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, Amen.

Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott, alle Dinge ſind durch dasſelbige gemacht, was gemacht iſt; in ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen, und das Licht ſcheinet in der Finſterniß und die

Finſterniß haben ſie nicht begriffen. Es war ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes, derſelbe kam zum Zeugniß, daß er von dem Lichte zeugte, auf daß ſie alle durch ihn glaubten; er war nicht das Licht, ſondern daß er zeugte von dem Lichte, welches da erleuchtet einen jeden Menſchen, der kommt in dieſe Welt und die Welt hat nichts angenommen, nicht erkannt. er kam in ſein Eigenthum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf, wieviel ihn aber aufnahmen, denen gab er Kraft. Kinder Gottes zu werden, denen, die glaubten an ſeine Gebote, ſeit das Wort iſt Fleiſch geworden, vor euch, und hat unter uns gewohnet, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes, vom Vater aller Gnaden und Wahrheit, ſichtbarlich und öffentlich, behüte mich N. N. die ewige Gottheit durch das bittere Leiden und Sterben und durch ſein roſenfarbenes Blut, das er am Stamme des heiligen Kreuzes vergoſſen hat. Jeſus iſt zu Nazareth empfangen. Das ſind wahrhaftige Worte, als wahrhaftigen Stein in dieſem Briefe geſchrieben ſtehen, daß ich von keinem Mörder gefangen werden noch gebunden, es müſſen auch von mir N. N. alle Geſchütz Wehre und Waffen weichen, auch alle ihre Kraft verlieren, behalte dein Geſchütz bei dem Allmächtigen, es müſſen alle Geſchütz vor mir verſchwinden im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. — Jeſus ging über das rothe Meer, er ſah in die heiligen Lande, es müſſen zerreißen alle Strick und Bande, es müſſen verblendet werden die Augen meines Feindes, behüte mich N. N., daß mich kein Stein fälle, es ſei Meſſer, Feuer oder Holz, was ſchneidet, es ſei Eiſen oder Stahl, Metall oder Blei, daß ich wohl geſegnet ſei, wie das

wahre Himmelsbrot, das der heilige Jesus den zwölf Jüngern gab, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der Segen, den Gott über den ersten Menschen that, der gehe über mich N. N., ferner liebe meine rechte Hand, wann ich komme in ein fremdes Land, daß mich kein Feind, kein Zauberer beschwört oder betäubt. † † †

ss. ss. tz. XX. Z.

X. E. S. X. J. L. R. G. M. U. A.

H. O. U. C. S. H. ss. H. Christus, Jesus von Nazareth, Jesus bewahre die Worte Gottes über den Segen, über den Erzengel Gabriel.«

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Der Leichenſämann, an dem ſich ein Henker ehrlich köpft . 11

II. Der Mord des ſchönen Kämmerers 397